

Der deutsche Bund

oder:

Ob Gotha, ob Bamberg?



Ein national-politischer Versuch.

Vom Verfasser

des Europäischen Gleichgewichts der Zukunft.

„Trauriges Bild des Reichs der Deutschen: Zweiköpfiger Adler
Wo zwei Köpfe bestehen, ach da gebriecht es an Noth“
König Ludwig von Baiern

Berlin 1860.

Verlag von Julius Springer.

Der deutsche Bund

oder:

Ob Gotha, ob Bamberg?



Ein national-politischer Versuch.

Vom Verfasser

des Europäischen Gleichgewichts der Zukunft.

„Trauriges Bild des Reichs der Deutschen: Zweiköpfiger Adler.
Wo zwei Köpfe bestehen, ach da gebriecht es an Kopf.“
König Ludwig von Baiern.

Berlin 1860.

Verlag von Julius Springer.

ISBN-13:978-3-642-94101-6
DOI: 10.1007/978-3-642-94501-4

e-ISBN-13:978-3-642-94501-4

Berlin
Verlag von Julius Springer
1860

V o r w o r t.

Bereits beim Ausbruch des italienischen Krieges war diese Schrift im Entwurfe beendet. Für die Deffentlichkeit bestimmt, hätte sie in wenigen Wochen erscheinen können. Der Krieg hielt sie zurück. Eine Schrift des Friedens, war sie für den Frieden geschrieben. Das heißt, für ein ernstes, ruhiges, unparteiisches Urtheil — so weit sie hie und da Beachtung finden möchte — für ein Urtheil im Geiste des Friedens und der Versöhnung.

Aber die Ereignisse gehen oft schneller als die Gedanken: ehe diese sich klären und sondern und gestalten, haben sich jene vielleicht schon vollzogen; und selbst die Lösung großer politischer Fragen, an der im theoretischen Streite vielleicht Geschlecht auf Geschlecht sich fruchtlos erschöpft hat, wird plötzlich und unabwendbar herbeigeführt durch die Machtgebote der Nothwendigkeit, im Drange und unter dem Drucke von gewaltigen Völkernconflicten, im verhängnißvollen Kampfe

der Waffen. Der Instinct der Selbsterhaltung, die gefährdet ist, das Hochgefühl der nationalen Freiheit und Ehre, die bedroht sind, vermögen alsdann, was bis dahin keine politische Vernunft und keine politische Weisheit vermocht.

So hätte es auch geschehen können in Bezug auf die deutsche Einheit. Und in der That, deuteten nicht viele Anzeichen darauf hin, daß, hätte der Krieg sich verlängert, Deutschland in denselben hineingezogen worden wäre, und daß alsdann Deutschland — das deutsche Volk — sich fester und inniger aneinander geschlossen, die Einheit sich, urplötzlich und vermuthlich auf immer, vollzogen haben würde?

Viele Anzeichen deuteten darauf hin.

Aber es gab auch Anzeichen anderer, ja, sehr verschiedener Natur. Was würde geschehen sein? . . . Eine offene Frage.

Nicht Wenige Derer, welchen die Wohlfahrt und Größe, und als Vorbedingung derselben, die Einheit ihres Vaterlandes am Herzen liegt, verzweifeln daran, daß diese Einheit im Frieden jemals zu Stande kommen werde, und setzen daher ihre Hoffnung darauf, daß sie durch einen großen äußeren Krieg herbeigeführt werden, daß sie in der Stunde der wirklichen Gefahr sich vollziehen wird und muß; — und gehen darum wohl hie und da so weit, einen solchen Krieg herbeizuwünschen, indem sie ihn gewissermaßen als ein Opfergeld betrachten, das für den ersehnten hohen und herrlichen Preis unerbittlich und unumgänglich gezahlt werden muß. Aber diese Ansicht setzt voraus, daß Deutschland den Kampf siegreich führen, siegreich beenden werde. Allein ist es nicht möglich auch, daß Deutschland nicht der Sieger, sondern der Besiegte sein werde? Der Besiegte vielleicht gerade darum, weil es von vornherein dem Feinde nicht in geschlossener Phalanx, wie oder vielmehr als ein Volk und wie ein Mann sich entgegenstellte, sondern

sich vereinzelt entgegenstellte und vereinzelt sich niederwerfen, zerichmettern, zertreten ließ? . . . Und was dann? . . .

Ach, wir Alle wünschen und hoffen, daß dies nicht, daß dies nimmer geschehen werde. Aber es ist schon geschehen und kann wieder geschehen — wieder geschehen, ohne daß es alsdann noch in der Macht Deutschlands liegen wird, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln: oder sollte Das nach langer Knechtschaft gelingen, welche Heimsuchungen und Wehen und Opfer wird Deutschland in der Zwischenzeit erduldet, welchen Kelch der Schande und Schmach wird es bis dahin geleert haben? Darum, dieses furchtbare Schicksal zu verhüten und ihm vorzubeugen, geschehe die Einigung, muß sie geschehen in der Zeit des Friedens, ehe es zu spät ist. Und kann es nicht geschehen?

Man spricht von Schwierigkeiten, die unübersteiglich, von Hindernissen, die unüberwindlich sind.

Gitle Worte, nichtige Phrasen, thörichte Reden!

Schwierigkeiten und Hindernisse mögen vorhanden sein, ja, und sind vorhanden: aber behaupten, daß dieselben unübersteiglich und unüberwindlich seien, das heißt wahrhaftig dem gesunden Verstande Hohn sprechen, der menschlichen Vernunft sich spotten!

Doch das deutsche Volk hat angefangen, seine Logik in dieser Frage, dieser Frage über sein Sein und Nichtsein, sich selber zu machen, und wird, vielleicht eher, als jene Sophisten sich dessen versehen, zu einem kategorischen Schlusse gelangen.

Der Krieg in Italien — der war ein Fingerzeig Gottes.

Wehe dem deutschen Volke, so es diese Mahnung unbeachtet läßt und unbenutzt, so es vor kleinlichen und elenden Eifersüchteleien und Vorurtheilen niemals zu dem einen großen und hohen Entschlusse sich zu erheben vermag, der allein seine Zukunft sichern, allein seine

Freiheit und Ehre und Größe auf immer begründen und auf immer verbürgen kann.

Daran aber, an der Erkenntniß dessen, was noth thut, wie an der sittlichen Kraft der Selbstüberwindung und dem Willensmuthe der That, erproben sich in gleichem Maaße die Weisheit der Staaten und die Tugend der Völker.

Inhalt.

	Seite
Ein Einverständnis vor dem Mißverständnis	1
Die Propyläen	2
Die Akropolis.	
Erste Abtheilung:	
Die Bundesverfassung — ein Ideal	11
Zweite Abtheilung:	
Was ist der Partikularismus?	17
Dritte Abtheilung:	
Preußen das Schwert Deutschlands	95
Vierte Abtheilung:	
Preußens Recht und Preußens Pflicht	108
Fünfte Abtheilung:	
Oesterreich	137
Sechste Abtheilung:	
Das Ende der Anfang	156

Ein Einverständniß vor dem Mißverständniß.

Ob Gotha, ob Bamberg? Kein Wahrzeichen der Parteiung soll es sein, kein Waffenruf, kein Fahnen Schwur, kein Feldgeschrei! Nur eine einfache Frage. Und keinen anderen Zweck hat diese Schrift, keine andere Ehre sucht sie und keinen anderen Ruhm, als auf dem Wege der friedlich-freundschaftlich-gemeinverständlichen Erörterung beizutragen zu ihrer Lösung.

Wann aber wird Deutschland sie lösen, diese Frage, sie, das Räthsel seiner Zukunft?

Wann es seinen Oedipus gefunden.

Die Propyläen.

Schon um mehr als ein Jahrzehend liegt das Jahr 1848 hinter uns. Je mehr es zurücktritt, das heißt, je mehr wir voranschreiten, um so schärfer und deutlicher — das Eigenthümliche der geschichtlichen Perspective — erscheint es dem Blicke, der rückwärts schaut, um so heller und klarer tritt es hervor im dunkleren Hintergrunde der Zeit. Gleichsam wie eine Höhe in ebener Landschaft, wann, langsam und zögernd, die Nebel des Morgens sich theilen, allmählig die Schatten der Nacht entfliehen vor des Tages dämmerndem Licht. Ja, wir sehen es mehr und mehr im Lichte der Geschichte, wenn anders ruhigen Blickes und unbefangenen Sinnes wir es betrachten, wenn wir uns zu befreien wissen von den Erregungen und Eindrücken jener Tage, wenn, mögen wir Theilnehmer gewesen sein oder nur Zuschauer, wir fähig geworden zu lernen und zu vergeffen.

Das Jahr 1848 ist ein Markstein in der Geschichte des deutschen Volkes, und seinem Gesamttinhalte nach eines jener Ereignisse, die den Busen der Zeit durchzittern, die niemals erlöschen im Gedächtniß der Völker.

Und ein Markstein der Hoffnung, ein Ereigniß der Freude.

Ja, inmitten aller Mißgeschicke und Täuschungen, trotz aller Irrungen und Fehler.

Die Bewegung hatte einen doppelten Charakter, ein zwiefaches Ziel. Sie war, im Großen und Ganzen und in ihrem berechtigten Maße betrachtet, auf eine freiere innere Verfassung der einzelnen Staaten einerseits, und eine einheitlichere Gestaltung der sämtlichen Staaten andererseits gerichtet. In ersterer Beziehung erreichte sie ihren Zweck. Zwar fand in Preußen, und als natürliche Folge in den mei-

sten der kleineren Staaten ein Rückzug statt, und die Partei der Reaction suchte „auf verfassungsmäßigem Wege“ das Geschehene ungeschehen zu machen, den Strom zurückzuzwängen in sein früheres, vormärzliches Bett: aber sie fand auf ihrem Wege eine Schranke, unzerstörbar und unüberwindlich wie der festeste Fels — sie fand das Wort eines Hohenzollern. Mochte sie mit verwegener Hand immer und immer auch rütteln an dem Schwure eines Königs, an der Treue eines Volkes — sie konnte weder Jenen lockern, noch Diese erschüttern. Die Verfassung blieb. Zwar ihren Geist zu fälschen hie und da, das war gelungen: aber die Stunde der Vergeltung kam, und über die Finsterniß siegte das Licht. Vom Throne ging das Wort: — und Preußen hatte seinen Fürsten, der Fürst sein Preußen wiedergefunden.

In Preußen bleibt es beim Alten zwischen Fürst und Volk, in guten und in bösen Tagen, nun und auf immer!

Das war die innere Seite der Bewegung.

Die äußere war die einheitlichere Gestaltung Deutschlands. Diese schlug vollkommen fehl. Durch Schuld auf dieser und Schuld auf jener Seite. Die Bewegung hatte ihr Ziel überschossen und mißlang. Sie sank schmäählich nieder und bedeckte Deutschland mit ihren Trümmern. Auf diesem unterwühlten, zerrissenen, schwankenden Boden wollte man zu Erfurt ein engeres Bündniß errichten „mit Vielen oder mit Wenigen.“ Von Vielen war von Anfang an nicht die Rede. Viele freilich waren eingeladen, aber Wenige nur erschienen. Und auch diese Wenigen wahrlich in keiner festlichen Stimmung, in keinem sonntäglichen Kleide. War doch die Gefahr vorüber, trat doch die Fluth zurück und richteten die Schiffe und Schifflein sich wieder auf und suchten, ob an ihren Masten auch die Flagge der „Union“ noch wehte, sehnsuchtsvollen Blickes den alten sicheren Hafen in der Eschenheimer Gasse, der auch, siehe da, aus der schlammigen Tiefe des Meeres wieder auftauchte und flugs die „Sehnsuchtsvollen“ Alle in seinen stillen Wassern wieder schützend umschloß.

Das Drei-Königsbündniß, das den Kern bilden sollte der Union, war von Seiten Hannovers und Sachsens nichts als eine Schale — eine Schale ohne Kern. Oder mit einem Kerne von vornherein wurmfressig und faul. Oder wenigstens hatten sie, diese beiden „Mächte“, durch den Vorbehalt, die Resolutivbedingung, daß das Bündniß nur dann bindend für sie sein solle, sofern alle anderen deutschen „Mächte“ ihm beiträten, eine Hintertür sich offen gelassen, durch die sie, von ihrem „Rechte“ Gebrauch machend, schleunigst wieder hinaus schlüpfen

sobald es klar ward — trübe Klarheit! — daß nur Wenige der deutschen Staaten, nicht Viele, geschweige Alle, dem Bündniß sich angeschlossen. Die Schale enthielt einen Keim, allerdings, aber es war der Keim nur der eigenen Auflösung, ganz abgesehen von dem Winde, der von auswärts mit erstarrendem, mit ertödtendem Hauche auf ihn wehte.

Darum wäre es gewiß auch ungerecht, das Mißlingen dieses Versuches dem damaligen leitenden Staatsmann, dem Preußens König die Durchführung des Planes anvertraut hatte, zum Vorwurf machen zu wollen: die günstige Stunde war vorüber, rückwärts rollte das Rad der Fortuna — und festere und kühnere Hände, als die Seinigen es waren, hätten nun vielleicht ebenso wenig vermocht, es aufzuhalten, wären vielleicht zermalmt worden in seinen ehernen Speichen — und wurden sie es nicht, sie, die Kämpen in zweiter Linie, die es wagten, einzugreifen? Aber Das wird die Geschichte jenem Staatsmanne zum Vorwurf machen, daß, da er doch in Erfurt laut und hoch und feierlich erklärt hatte, die Fahne der Union hochhalten, mit ihr stehen und fallen zu wollen, er sich los sagte von ihr, ihr untreu wurde, sie verleugnete und verließ, daß er sie fallen ließ, ohne mit ihr zu fallen, daß er stehen blieb, als sie fiel . . .

Ein neues Mal waren die Einheitsbestrebungen gescheitert. Die Unionisten waren aus ihrer letzten Verschanzung vertrieben, sie waren geschlagen und besiegt. Die Niederlage war groß. Der Kampf war entschieden, ausgekämpft. Die Besiegten traten ab vom politischen Schauplatz, zogen sich still und schweigend zurück: — still und schweigend — mit der wahren Würde der Trauer, mit der echten Weiße des Schmerzes.

Und die Sieger? Oh, sie triumphirten! Sie triumphirten lauter, rücksichtsloser, freudetrunkener, als vielleicht jemals ein Sieger vor ihnen . . . mit dem Ausland um die Wette.

Von Rücksicht für die Besiegten, von Achtung vor ihrem Schmerze war nicht die Rede. Niemals war jener Spruch der Verdammung: „wehe den Besiegten!“ mehr am Orte als hier — soweit die Sprache es vermochte. Der Name „Gothaer“ war in ihrem Munde ein Hohn, das Wort „Union“ auf ihren Lippen ein Spott!

Und sind es noch.

Nun, sie hatten freies Feld, gewonnenes Spiel. Sie hatten die Bundeslade, die Lade des alten Bundes, wiedergewonnen, wiedererobert, sie zurückgebracht mit Sang und Klang, hatten sie reactivirt,

restaurirt, reintegriert, reinstallirt — und was noch sonst? . . . Die falschen Propheten des neuen Bundes hatten ihnen, den Hohenpriestern des Alten, das Feld geräumt. Sie hatten ihre Bundeslade, die Theure, wieder.

Möge wenigstens, ach, kein Titus dereinst sie zerstören, unter dem Schutte des geweihten Tempels, unter den Trümmern der heiligen Stadt!

Genug des Hohnes, und des Spottes, und der Schmähung.

Weiser und edler ist Mäßigung im Siege, und, Sieger von heute, denket an den morgenden Tag!

Oder seid Ihr wirklich, Ihr, die Ihr verlacht und verhöhnt und verspottet, seid Ihr wirklich der Meinung, daß Guer Sieg ein Sieg der Wahrheit über die Unwahrheit, des Rechts über das Unrecht war, daß nimmer Ihr die Besiegten, immer Ihr die Sieger sein werdet?

O, irret Euch nicht. Deutschland geht unaufhaltsam seiner politischen Einheit entgegen, und jede Niederlage selbst ist, im rechten Lichte betrachtet, ein Schritt, ein Riesenschritt zu diesem Ziele hin.

Noch mochte, in 1848, die Frucht nicht zur vollen Entwicklung gediehen, noch ihre Zeit nicht gekommen sein; aber ihre Zeit wird kommen, die Frucht wird reifen: ja, unter Sonnenschein und Regen, unter Zephyrn und Stürmen reift sie heran! Mögen wir sie pflücken, diese Frucht, oder unsere Kinder oder Kindeskinde — gepflückt wird sie werden. Vielleicht ohne Anstrengung, ohne Kampf, ohne Schmerz. Sie wollte noch nicht fallen, da der Baum geschüttelt wurde in 1848: was heißt das anders, als daß sie noch nicht reif war zur Ernte? Wann aber die Fülle der Zeit gekommen, dann wird es selbst keiner „sanften Gewalt“ mehr bedürfen, um sie fallen zu lassen: sie wird alsdann, eine gereifte und gezeitigte Frucht, von selber hinabfallen in den Schooß der Geschichte, und wieder aus ihr wird dann ein Sprößling entkeimen und aufwachsen zum herrlichen Baum — zum Baum der deutschen Ehre und Größe und Macht.

Ja, wann ihre Zeit gekommen, dann wird es vielleicht nicht einmal nöthig sein, die Frucht zu pflücken, oder sie herabzuschütteln — es wird nur nöthig sein, sich zu bücken, sie aufzuraffen vom Boden.

Die Einheit kommt. Sie bereitet sich vor. Sie schreitet daher. Näher und näher. Sie kündete sich an in 1848; sie klopfte mahnend und warnend an die Pforten Deutschlands, sie begehrte Einlaß und Sitzung. Abgewiesen! hieß es. Oh, irret Euch nicht, sie wird wieder=lehren und rufen und klopfen, stärker und lauter, so stark und so laut,

daß sie endlich die Pforten sprengen wird mit Gewalt, so Ihr nicht gutwillig sie öffnet.

Die Einheit kommt.

Oder wagt Ihr wirklich allen Ernstes zu behaupten, daß jene Erhebung nur ein Rausch, jene Begeisterung nur ein Hirngespinnst war? Daß das deutsche Volk, die Edelsten seiner Söhne, o, den edelsten der Könige an der Spitze, nur von einem „Schwindel“ ergriffen, nur von einem „Phantasiegebilde“ umgaukelt war?

Euer das Wagniß, Euer die Gefahr.

Wir Andern wagen es nicht: denn wir glauben, daß eine so einmüthige und begeisterte, eine so allgemeine und gewaltige Erhebung eines Volkes nicht ohne eine innere Begründung, nicht ohne eine tiefe sittliche Berechtigung sein kann, daß sie auf einem tief innersten Instincte, auf einem alldurchdringenden und allgewaltigen nationalen Bedürfnisse beruht, daß sie eine natürliche und nothwendige Folge der inneren Entwicklung des Volkes, wie seiner äußeren Verhältnisse ist.

Und ist es nicht also? Deutet nicht die neuere Geschichte, und wir meinen die Geschichte vor Allem der letzten 100 Jahre, auf diesen Entwicklungsprozeß, diese Tendenz zur Einheit, so sichtbar hin, und spricht sie nicht so laut und vernehmlich dahin sich aus, daß, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, wohl es sehen und hören muß? Diese Tendenz zur Einheit hat in der That ununterbrochen und wunderbar obgewaltet inmitten aller inneren und äußeren Erschütterungen, Kämpfe und Wirren, theilweis in Folge ihrer, ja selbst trotz des scheinbaren Auseinanderfallens, der scheinbaren Auflösung und größeren Zerklüftung. Der Krieg und der Friede, sie dienten, der Eine wie der Andere, diesem Zwecke, waren Beide, Jeder nach seiner Art und in seiner Weise, ein Werkzeug in der Hand Dessen, der die Geschicke der Völker wie der Individuen lenkt; sie waren das Werkzeug, mit dem Er die alten verrotteten Baustücke des alten verrotteten Hauses umarbeitete und läuterte, und, mit frischerem und edlerem Ritze fester und inniger sie wiederverbindend, also den Tempel der deutschen Einheit auf festerem Fundamente wiedererbauete und der Vollendung näher und näher führte.

Und ist denn dieses Werk der politischen Einheit zurückgegangen seit 1848, oder hat es auch nur geruht und geschlummert? Mit Nichten. Es ist weiter vorangeschritten in den letzten zehn Jahren, als vielleicht in dem ganzen Zeitraum von 1815 bis 1848: das heißt, das Gefühl der nationalen Gemeinschaft hat im Großen und Ganzen tie-

fer sich eingeprägt in die Gemüther, die Nothwendigkeit eines festeren Zusammenhaltens, einer innigeren Verschmelzung, eines einheitlicheren Bandes, hat festere Wurzel gefaßt, ist tiefer eingedrungen in Fleisch und Bein des Volkes. Unbewußt dem Volke selbst. Aber es hat nur eines äußeren Anstoßes bedurft, um diese Thatsache zum Bewußtsein zu bringen. Die Gefahr eines Krieges — und zwar eines Krieges, der zunächst und unmittelbar gar nicht einmal Deutschland berührte, hat dies schlummernde Bewußtsein wach gerufen, und der erste Kriegsposaumenton, der vom Westen herübertönte nach Deutschland, obgleich er diesmal Deutschland nicht galt, hat ihm dennoch plötzlich die Erkenntniß, die frohe und freudige Erkenntniß jener großen Thatsache gegeben, gleichwie ein frischer Luftzug die träge Gluth schnell zu lichter Flamme entfacht: und in so fern hat der Neffe seines Oheims drüben an der Seine dem deutschen Volke einen köstlichen Dienst erwiesen, freilich sehr unabsichtlich, und Deutschland schuldet ihm keinen Dank dafür. Genug, daß die Thatsache an das Licht getreten, daß sie offenbar und offenkundig geworden ist für Deutschland und für Europa. Ob sie hier in drang- und sturmvollerer, dort in überlegterer und besonnenerer Weise sich äußerte, ist in Bezug auf die Thatsache an sich gleichviel: sie ist in dieser wie in jener Form, in einem wie dem anderen Charakter, ein trostvolles Wahrzeichen der Gegenwart, ein kostbares Pfand der Zukunft.

Ein Wahrzeichen, ja, und was bedeutet dasselbe?

Was wollen wir damit? Oh, die Antwort liegt im Munde Aller, liegt auf der Zunge, auf den Lippen. . .

Wir wollen Alle, in Nord und Süd, in Ost und West, wir wollen Alle Schutz und Sicherheit — Schutz und Sicherheit für unser Hab und Gut, für unsre Familie, unsre Heimath, unsren Heerd; für unsre Sitte und Sprache, unser Recht und Gesetz; für unsre nationale Unabhängigkeit, Freiheit, Ehre; — für Alles, um dessen Willen das Leben Werth und Geltung hat, ja, für die theuersten und heiligsten Güter des Menschen, so er nicht Sklave ist in Sinn und That, des Volkes, so es nicht entartet ist und verkommen sittlich wie geistig. Wir wollen, daß unsre Felder und Fluren nicht von diesem oder jenem fremden Gewalthaber nach Belieben verwüstet, unsre Städte und Dörfer nicht eingeäschert, unsre Güter nicht der Habsucht, unsre Frauen und Töchter der Begierde fremder Soldaten, wären sie die „civilisirtesten“ der Welt, Preis gegeben seien; wir wollen, daß die Früchte, die mühsam errungenen Früchte unserer Arbeit, unsrer Sorge, unsres

Fleißes von Jahrzehnden nicht in einem Tage geraubt und zerstört, wir selber nicht in Drangsal und Glend, in Thränen und Blut, in Noth und Tod gestürzt werden, daß unsre Arme nicht den Ketten, unsere Nacken nicht dem Joche eines fremden Tyrannen verfallen können; wir wollen, daß wir nicht unter Furcht und Zittern zu leben brauchen von einem Tage zum andern, nicht brauchen abhängig zu sein von den Launen und dem Ehrgeiz und den „Ideen“ eines fremden Despoten, sondern daß wir uns fühlen können als ein freies Volk, daß wir des Besizes unsrer nationalen Güter uns freuen und sie genießen können, daß wir voranschreiten können auf der friedlichen Bahn unserer geistigen und sittlichen und materiellen Entwicklung.

Wir wollen noch mehr.

Wir wollen, daß wir ein wenig Geltung haben im Rathe der Völker, ein wenig mitsprechen können in den Angelegenheiten Europa's. Wir wollen, daß auch außerhalb Europa's unsre nationalen Interessen wahrgenommen und geschützt seien, daß den Erzeugnissen unseres Kunst- und Gewerbefleißes der Eingang erleichtert werde in jene großen Absatzgebiete der alten und neuen Welt vermöge einer gemeinsamen und wirksamen Vertretung, daß überall, in allen Landen und auf allen Meeren, der Deutsche Recht und sein Vaterland Geltung finde, daß die deutsche Zunge geehrt, der deutsche Name geachtet sei.

Das wollen wir: um es zu können, müssen wir stark sein.

Das ist das Ziel, das wir erstreben (ach, daß ein Volk, schon der Zahl nach das Größte Europa's, noch ein solches Ziel zu erstreben, erst noch zu erringen hat!) und in diesem Ziele sind wir Alle einig. Nicht so in den Mitteln und Wegen dahin. Hier in der That beginnt unsre Spaltung, und mit der Spaltung unsre Noth und unser Jammer.

Doch, noch mehr, wir Alle erkennen als Bedingung dieses Zieles und seiner Erreichung, ja, als den letzten und höchsten Ausdruck desselben, als sein Palladium und sein Symbol, sein Schild und seine Krone, ein und dasselbe Wort, das schöne deutsche Wort Eintracht, und wir Alle erblicken als Bedingung wiederum der Eintracht die Einheit. Wie aber ist die Einheit zu erzielen? Das ist der Punkt, der uns scheidet und trennt. Wir wollen die Einheit nicht nur im Worte, sondern in der That; nicht ihren Namen, sondern ihre Substanz. Ihr aber wollt die Einheit in der Vielheit. Das Problem hat noch keine Verfassung, kein Staat, keine Geschichte gelöst.

So löst es denn, Ihr, die Ihr so zuversichtlich es stellt.

Wahrlich, die Weisheit eines Solon würde zu Schanden an die-

fem Versuche; die Hohenpriester der „Einheit in der Vielheit“, dieser Wunderformel der deutschen Großstaatskünstler, mühen vergeblich sich ab — doch still . . . der „Bund“ ist am Werke.

Sa, auch Ihr, Ihr rufet die Eintracht: aber so Ihr ewig und ewig sie rufet, wird sie ewig und ewig nicht kommen.

Ihr ruft sie vergeblich! — vergeblich wie jene Priester der Israeliten ihre Götzen einst riefen. Ah, sie wollten keine Wunder thun, diese Götzen! Sie hörten nicht: — sie schliefen, oder plauderten, oder waren beschäftigt, oder ausgegangen . . .

Nur der Gott des Elias hörte die Stimme seines Propheten!

Sein Gott war ein einziger Gott, der rechte Gott.

Sa, Ihr ruft sie vergeblich, die Eintracht — denn Ihr ruft sie von Frankfurt.

Von dort wird nimmer sie kommen.

Nimmer?

Nimmer!

Nein, der Bund in seiner jetzigen Gestalt wird niemals vermögen, Deutschland zur Einheit zu führen. Nicht weil er zu schlecht ist, sondern zu gut. Der Bund ist zu idealisch, und daher zu gut für uns, die wir nur Menschen sind.

Das ist wahrhaftig kein Paradoxon. Die nächste Betrachtung wird es beweisen.

Nur ein Bund im Sinne der „Union“ kann Deutschland zur Einheit verhelfen, kann seine Zukunft sichern. Das ist unsere Ueberzeugung, unsere Zuversicht, unser Glaube. Und keine Verneinung soll diese Ueberzeugung uns nehmen, kein Mißlingen diese Zuversicht uns verkümmern, keine Niederlage diesen Glauben uns rauben. Und würde der Versuch zur Begründung einer solchen politischen Einheit noch hundert Mal gemacht und mißlänge er noch hundert Mal, so würde das im Gegentheil nur ein hundertmaliger Beweis sein, daß der Versuch gerechtfertigt ist, so oft er gemacht wird, daß der Wunsch, das Verlangen, die Nothwendigkeit dieser Einheit im Instinct und im Bewußtsein des Volkes liegen, und daß die Einheit daher früher oder später, heute oder morgen, unfehlbar sich bewerkstelligen wird.

Und stehen wir in Wahrheit nicht schon jetzt gleichsam in der Vorhalle jenes Tempels der deutschen Einheit, nur noch zweifelnd, zögernd, einzutreten in diesen selbst — so nah und doch so fern — sehenden Blickes, wallender Hoffnung? . . . Wird es uns, wird es diesem Geschlechte vergönnt sein, diesen Tempel selber zu schauen, einzu-

treten in das Heiligthum, sich zu versammeln am Hochaltar, um hier den Bund, den neuen Bund zu schließen für alle kommende Zeiten? Fürwahr, kein kleiner Geist kann es sein — wäre er Fürst oder König — der es unternimmt und vollführt, mit kühner Hand den Vorhang, den dreißig gefalteten Vorhang ein wenig hinwegzuziehen und zu lüften, den Reigen der deutschen Völker zu führen, triumphirenden Zuges ihn einzuführen in den stolzen, den hehren, den herrlichen Bau!

Das aber kann nur geschehen durch einen Bund, das heißt, eine engere Verbindung der deutschen Staaten im Sinne jener Union.

Darum kommen wir, die Fahne der Union wieder aufzurichten, wenn und so weit unser Wort es vermag.

„Die Fahne der Union!“ rufen ihre Gegner ohne Zweifel mit spöttischem Lächeln hier aus; — „die Fahne der Union wiederaufrichten, sie, die längst zerrissen, verrottet, in alle Winde zerstreut, die verpönt, verfehmt, vergessen ist!“ Mit Nichten. Sie liegt am Boden, aber ist nicht zertreten; zerknittert, aber nicht zerrissen; geschmäht und verleumdet, aber nicht entehrt und nicht besleckt. Sie hat vielmehr schon wieder neue Kraft und neues Leben gesammelt, frischen Muth und frischen Thatendrang. Sie ist begierig, wieder sich zu erheben und zu entfalten, den Kampf wieder aufzunehmen mit ihren Gegnern. Den friedlichen Kampf. Den Kampf der Geister.

Der Verfasser wagt es, die Arena zu betreten. Aber seine Waffen sind keine Waffen der Schmähung, der Verleumdung; seine Worte sind keine Worte, die da verletzen wollen und verwunden, sondern erörtern, beweisen und überzeugen. An der Hand der Geschichte, mit der Zunge der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, ohne Leidenschaft und Vorurtheil, ohne Bitterkeit und Groll; in aller Nüchternheit der Gefühle, in aller Unbefangenheit des Geistes.

Aber frei und kühn, ohne Furcht und ohne Hinterhalt. Auf daß wir, wir, die Kämpen von Hüben und drüben, uns gegenseitig verständigen mögen und gegenseitig verstehen. Und lassen wir zu diesem Behufe und als Vorbedingung vor Allem uns gegenseitig diese eine Gerechtigkeit widerfahren, anzuerkennen und überzeugt zu sein, daß die Wohlfahrt Deutschlands, seine Ehre, sein Glück und seine Größe uns Allen über Alles am Herzen liegen — also wünschend, hoffend, vertrauend, daß über allen Verschiedenheiten der Meinungen und Ansichten, über allen Unterschieden der Neigungen und Wünsche, wir uns wiederfinden in dem allbeherrschenden, allversöhnenden, allverklärenden Gefühle der gemeinsamen Liebe des gemeinsamen Vaterlandes!

Die Akropolis.

Erste Abtheilung.

Die Bundesverfassung — ein Ideal.

Der Bundestag (als Inbegriff, Ausdruck und Träger der Bundesverfassung) ist das positive Staatsrecht Deutschlands, sein geschriebenes Gesetz. Geschrieben, unterzeichnet, besiegelt — noch mehr, sanctionirt von den europäischen Mächten, Paciscenten und Garanten der Pariser und Wiener Verträge, und alles Dessen, was daran und daneben hängt, sanctionirt, kurzum, von Europa. Es ist also ein Gesetz, so bündig und bindend wie ein. Dem Gesetze Anerkennung, Achtung, Ehrfurcht — und das Gesetz geschehe, nicht, weil es recht ist und gut, sondern obgleich es nicht recht ist und nicht gut, weil es ist — so will es Ulpian: *hoc quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est*. So steht es geschrieben, geschrieben nicht in der politischen Natur der Dinge, nicht im Herzen der deutschen Völker, in ihren Interessen, Wünschen, Nothwendigkeiten, nicht in den Bedingungen ihres nationalpolitischen Lebens, ihrer Geltung und Macht unter den Nationen Europas — sondern im *codex diplomaticus*, im öffentlichen Rechte Europas.

Wir schulden dem Bundestag daher Anerkennung, Achtung, Gehorsam: und wir sollen sie ihm . . . fürchtend die Execution.

Aber warum sollten wir es nicht gestehen, daß diese Anerkennung nicht ganz ohne Großmuth ist?

Was mit den Wiener Verträgen seit 1815 außerhalb Deutschlands geworden — das geht uns hier zur Stunde nichts an. Alle Kleider tragen sich ab, wachsen sich aus. So sei es. Die veränder-

liche Mode kommt dazu. Nur Deutschland krümmt und windet sich noch in diesem veralteten Schnürleib von 1815, das es bedrückt und erstickt. Mit Deutschland also haben wir hier es zu thun. Dem Bundestag. Wir sagten, daß unsere Anerkennung nicht ohne Großmuth sei. Denn hat nicht der Bundestag, indem er mit eigener Hand vom Leben zum Tode sich beförderte, durch diese sündige That die Wiener Verträge bereits selber gebrochen, eigenmächtig sich losgesagt vom europäischen Völkerrecht, sich selbst zum Tode verurtheilt und das Urtheil selber an sich vollstreckt? Er hatte mit dem Europäischen Staatsrecht von 1815, so weit es Deutschland betraf, gebrochen. Und zwar — das ist wichtig, nicht zu vergessen — mit der schweigenden Zustimmung Europas. Ueber seinem Grabe hatte weder, ach, der gallische Hahn gekräht, noch der britische Löwe gebrüllt, noch der österreichische Doppelaar die Flügel geschüttelt, noch im ganzen weiten deutschen Thierreich eine Stimme sich wehklagend und „protestirend“ erhoben, noch jener andere Doppelaar im Norden — doch halt, bis hieher und nicht weiter. Europa hatte also schweigend zugestimmt. Es ist daher mindestens die Voraussetzung gerechtfertigt, daß der Bundestag würdig war zu sterben, und das Vertrauen in seine Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit müssen deshalb, nachdem er das große Wunder gethan, aus dem Tode sich selbst wieder zurückzurufen in's Leben, trotz dieses hohen Werkes für alle Zeiten im deutschen Volke sehr erschüttert und gelockert sein. Er hat mithin wenigstens in moralischer Beziehung eine sehr zweifelhafte und schwankende Existenz. Doch wir geben ihm die Rechtswohlthat des Zweifels. Wir erkennen ihn an, als vollberechtigt, vollgültig, vollexistent.

Darum aber fühlen wir uns vollkommen berechtigt, ihn, den Bundestag, unabhängig von seiner positiven Geltung und unbeschadet ihrer, als ein historisch-politisches Rechtsinstitut in seinem Wesen und Wirken zu betrachten und zu beurtheilen.

Mit allem Freimuth und allem Ernste.

Dessenungeachtet werden wir andrerseits nicht in den Chorus Derer mit einstimmen, die, weil der Bundestag nicht seine Zwecke erfüllt hat, ihn rücksichtslos herunterwürdigen und verdammen. Es ist wahr, er hat seine Zwecke nicht erfüllt: noch mehr, er hat unbestreitbar und unbestritten gegen seine Zwecke gewirkt; denn selbst alles Dasjenige, was seit seinem Bestehen für Deutschlands Einigung und Verschmelzung in geistiger und materieller Beziehung geschehen ist, geschah nicht durch den Bundestag und Dank ihm, sondern geschah

vielmehr außerhalb seiner, nicht selten sogar trotz seiner. Er lenkte und leitete nicht die Bewegung nach vorwärts, sondern folgte ihr, widerstrebend und zögernd, und wenn er ein Rad am Wagen war, so war er jedenfalls nur das fünfte, keine treibende und leitende Kraft, sondern eine hindernde und hemmende — ein Hemmschuh an dieser wunderbaren deutschen Staatenbundsmaſchine. Aber eine unbegründete und darum ungerechte Beschuldigung ist es, daß der Bundestag lediglich aus Mangel an gutem Willen, aus Vorsatz und Absicht seinen Zwecken entgegengewirkt, oder wenigstens sie nicht gepflegt und gefördert habe: er hat sie nicht erfüllt, einfach, weil er sie nicht erfüllen konnte, und in seiner gegenwärtigen Gestaltung beim besten Willen nicht erfüllen könnte. Denn er schließt in dieser seiner gegenwärtigen Gestaltung einen Widerspruch in sich, der auf dem Felde der praktischen Politik niemals zu lösen, einen prinzipiellen Gegensatz, der auf dem Gebiete der positiven Staatskunst niemals aufzuheben und zu versöhnen ist. Und das Vorhandensein dieses Widerspruches, die Coexistenz zweier entgegengesetzten und fort und fort sich entgegenstrebenden und entgegenwirkenden Elemente — dieser organische Fehler liegt wiederum wesentlich in der Art und Weise seines Ursprungs, in dem Zeitpunkt seiner Entstehung begründet. Sein Ursprung, in der That, ist seine Schwäche, aber gleichzeitig seine Entschuldigung.

Ist es nicht eine psychologische Thatſache, daß der Mensch, wann er aus einer großen Gefahr sich plötzlich errettet sieht, wann ein furchtbares Unglück, das ihn zu erdrücken, eine schreckliche Heimſuchung, die ihn zu zermalmen drohte, von ihm gewichen sind und wieder das Glück ihm lächelt, ihm Gesundheit und Leben, oder sei es auch nur Hab und Gut zurückgegeben sind — daß er dann, so nicht der edelste Theil seiner selbst in ihm erstorben ist, gewissermaßen ein neuer sittlich gehobener Mensch wird, sein Herz sich erweitert, sein Gemüth ihm milder und weicher gestimmt und seine Seele empfänglicher ist für alles Schöne und Gute? Daß die äußere Welt ihm dieser seiner inneren Stimmung entsprechend in reinerem und gleichsam verklärterem Lichte erscheint, er seinen Mitmenschen mit größerem Vertrauen sich hingiebt, sie mit Gefühlen der wahren Zuneigung und Liebe empfängt? — und daß, wie er in dieser Phase seines Seelenlebens nichts Schlimmes und Arges, nur Gutes und Edles wünscht und denkt, er denselben Zustand auch bei allen seinen Mitmenschen voraussetzt, nichts anderes glaubend und wähnend, als daß ein Geist der Verſöhnung und des Friedens sich ergossen habe über dieses irdische Geschlecht, oder

aber die Menschheit in paradiesischer Unschuld dahinwandelt? Und um so reiner und tiefer wird diese Stimmung in ihm sein, je größer die Gefahr gewesen und je unverhoffter er derselben entronnen, er aus derselben gerettet ist. Dann malt er wohl in seiner Phantasie sich prächtige Bilder irdischer Glückseligkeit, sieht vor sich nur Pfade mit Rosen bestreut, athmet nur ambrosische Düfte — — bis früher oder später die rauhe Hand der Wirklichkeit ihn herausreißt aus diesen Träumen, und seine Luftschlöffer zerfließen — sei es, daß der „alte Adam“ allmählig zu ihm selber zurückkehrt, sei es, daß die äußeren Verhältnisse ihm Menschen und Dinge in ihrer wahren Natur wieder vorführen.

Wie beim einzelnen Menschen, so bei Völkern.

Mit dem Unterschiede nur, daß hier die Realität der Dinge niemals auch nur vorübergehend in solchem Grade in den Hintergrund tritt und aus dem Gesichtskreise verschwindet, wie dort: die Wunden klaffen hier zu weit und bluten zu lange noch nach, als daß es möglich wäre, in der Freude der Rettung die Bitterkeit der erduldeten Schmerzen und Wehen so bald und so ganz zu vergessen. Aber darum herrscht im Grunde nicht weniger jene freudige und vertrauende Stimmung vor, die, da der Einzelne hier im Ganzen aufgeht, und als gemeinsamer Ausdruck und gemeinsames Symbol das Vaterland erscheint, wesentlich zu jener höchsten und edelsten Eigenschaft eines Volkes, der Liebe des Vaterlandes führt und in dieser sich darstellt, sich verherrlicht und heiligt. Und um so tiefer und mächtiger wird wiederum dies Gefühl sich entwickeln und Wurzel fassen, je mehr das Volk erduldet und gelitten, je mehr es in seiner Freiheit und selbst Existenz sich gefährdet sah, und je mehr es seine Befreiung unter der Gnade Gottes seiner eigenen Anstrengung, seinem eigenen Todesmuth und Opfersinn verdankt, und diese eigenthümliche Thatfache ist es eben, die z. B. in vergleichsweise so kurzer Frist ein so fest und tiefgewurzelttes, ein so lebendiges und begeisterungsfähiges preussisches Nationalgefühl geschaffen hat.

Diese Stimmung nun, — eine Stimmung sowohl der sittlichen Erhebung wie des gegenseitigen Vertrauens — waltete in 1815 bei denjenigen Fürsten und Völkern ob, die soeben nach schwerem und blutigem Kampfe die Ketten der Knechtschaft zerbrochen, sich vom Joch des Tyrannen befreit. Die Völker athmeten wieder auf; sie fühlten sich plötzlich, nach Jahren furchtbaren Elends und unsäglichem Leiden, wie neu geboren und von neuer Lust und neuem Drange des Lebens

beseelt. Sie hatten zusammen gelitten, zusammen gekämpft, zusammen gesiegt. Die Gemeinsamkeit erst des Unglücks und der Schmach, nun der Erhebung und Befreiung hatte sie genähert, befreundet, verbrüdet. Trotz mancher bitteren Erinnerung und mancher neuen Keime des Zwiespalts und der Eifersucht fühlten sie doch im Großen und Ganzen eine größere gegenseitige Achtung, ein höheres gegenseitiges Vertrauen: als Ausdruck dieser Gefühle verlangten sie, unabhängig von allen positiven Verträgen und noch über sie hinausgehend, sie sittlich wehend und heiligend, eine gewissermaßen ideelle Bürgschaft der Zukunft, ein ethisch-internationales Unterpfand des dauernden Friedens. Das war die heilige Allianz. Ein Ideal, Erzeugniß der Stunde, und der ersten Stunde. Schon in der zweiten erlag es der realen Natur der Dinge, indem es, seinem Zwecke stracks entgegen, ein Werkzeug der inneren Bedrückung und Ertdötung ward. Ungerecht Diejenigen, unverständlich und unweise, die für die heilige Allianz nur Worte der Beschimpfung und der Schmähung haben. Sie entsprang den edelsten Gefühlen, war in den besten Absichten, den reinsten Motiven begründet.

Wie Europa, so sollte seine heilige Allianz auch Deutschland haben.

Es war natürlich, daß Deutschland, das Land, das am meisten gelitten, von jener hoffnungs- und glaubensvollen Stimmung am tiefsten ergriffen ward, und daß ein Geist des Einmuths und des gegenseitigen Vertrauens über die einzelnen Staaten und Stämme wie nie zuvor herniederstieg und gleichmäßig sie Alle beseelte. Mochten Einige auch in der eilften und zwölften Stunde erst zurückgekehrt sein, erst im Augenblicke der Erlösung mit allen Brüdern sich wiedergefunden haben im Schooße der gemeinsamen Mutter, so konnte doch dieser Umstand jener Stimmung in ihrer Allgemeinheit, ihrer Aufrichtigkeit und Tiefe keinen Abbruch thun. Denn es war ja nicht Schuld der Völker gewesen. Ja, vielleicht verlieh dieses Wiedersehen und Wiederfinden gerade in der verhängnißvollen Stunde, wo es galt, im Entscheidungskampfe zu siegen oder zu sterben für Freiheit und Vaterland, der Freude über den vereint errungenen Sieg, der endlich die schmachvollen Bande der Knechtschaft gebrochen, einen ungetrüberten Charakter, einen höheren und reineren Glanz.

Dann aber hatte die traurige Erfahrung dieser Jahre der Schmach allen Fürsten und Völkern das wahre und volle Bewußtsein einer deutschen Nationalität, nachdem dasselbe seit Jahrhunderten geschwächt und fast erloschen gewesen und erst durch Friedrich den Großen wieder

erweckt und wie mit einem neuen und frischen Odem des Lebens begeistert worden war, zurückgegeben und zu der Ueberzeugung geführt, daß nur durch eine festere und unlösbarere politische Union Deutschland vor ähnlichem Schicksal hinfüro bewahrt, seine Unabhängigkeit gewährleistet, seine Zukunft gesichert werden könne.

So walteten damals im Gemüth und im Sinn des deutschen Volkes zwei Strömungen ob, die eine gewissermaßen im Kopfe, die andere im Herzen, aber die eine so tief, so mächtig, so allbeherrschend wie die andere: hier das gegenseitige Vertrauen, die Hingebung, die Brüderlichkeit; dort die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer politischen Einheit, einer Verschmelzung Aller zu Einem. Bei den Fürsten und Staatsmännern im Allgemeinen nicht weniger denn beim Volke.

Dieser zwiefache Charakter, wie er in dieser seiner höchsten sittlichen Ausprägung und Kraft das Erzeugniß hoher Thaten war, sollte auch hohe Thaten wieder zeugen. Auf dem Felde der Schlachten hatte er seinen Beruf erfüllt, sein Ziel erreicht: nunmehr galt es, auf dem Felde der Staatskunst jenes andere hohe Werk zu vollbringen, die Einheit Deutschlands. Hier aber sollte er, nicht in den Absichten, wohl aber in der Ausführung, jämmerlich scheitern. Die Waffen hatten das Feld geebnet und den Boden vorbereitet, auf dem der Bau der Einheit Deutschlands errichtet werden sollte und errichtet werden konnte, wenn man die Realität der Dinge mehr berücksichtigt hätte.

Wie fand die Diplomatie Deutschland vor, als sie sich anschickte, es einheitlich zu gestalten? Sie fand eine Anzahl souverainer Staaten. Die Souverainetät der großen Mehrzahl dieser Staaten hatte freilich seit der „Octroyirung“ derselben nur theoretisch, nominel, bestanden, da diese Staaten factisch dem fremden Eroberer untergeordnet und unterthan waren. Allein sie wurden auch factisch souverain im Augenblicke, da ihr Schöpfer und Protector fiel, vorausgesetzt, daß eine in jener Weise verliehene und octroyirte Souverainetät überhaupt als ein staats- und völkerrechtlich bindender Act anerkannt werden mochte, was allerdings der Fall war. Diese Souverainetäten nun ließ man bestehen, und machte sie zum Fundament des neuen deutschen Staatsrechts, d. h., man fing damit an, die Einheit auf der Vielheit zu bauen. Das war von vornherein ein principieller Gegensatz, eine Verneinung in der Bejahung. Man schuf einen Staatenbund von souverainen Gliedern; man basirte eine Einheit auf

der Vielheit — einer Vielheit, deren jeder einzelne Factor in seiner anerkannten Einzel-Souverainetät nach der Natur der Letzteren die Einheit leugnete, aufhob, zerstörte. So war denn auch dieser Einzelsouverainetät als Realität gegenüber die Einheit der Gesamtheit nur ein Ideal, und mithin ohne Geltung und Leben. So auch blieb sie, oder aber, wenn sie Geltung und Leben bekundete, so war es in negativem Sinne, zum inneren Druck, anstatt zur äußeren Stärke, dem eigentlichen und ausschließlichen Zwecke des Bundes zuwider in Geist und That. Zwar hatte man in der Bundesacte selbst und ihren Annerken das bezeichnet, was zur Erfüllung des Bundeszweckes demnächst geschehen sollte: allein, wie wenn die Autoren das Vorgefühl gehabt hätten, daß diese ihre schönen Versprechungen und Absichten niemals in Erfüllung gehen würden, waren dieselben von vornherein so allgemein und gewissermaßen theoretisch gehalten, daß tieferen Geistern sie von Anfang an nur als „eitel Wort“ erscheinen konnten. Wäre aber wirklich jemals die ernstliche Absicht vorhanden gewesen, die Verheißungen ins Leben zu führen, so würden alle Versuche fruchtlos geblieben sein, so lange man eben das Princip der Einzelsouverainetät aufrecht erhalten hätte.

Diese Einzelsouverainetät also war der Stein des Anstoßes. Und doch nahm man ihn recht eigentlich zum Grundstein des ganzen Neubaus. Warum? Wäre man auch über den zweideutigen Ursprung hinweggegangen, so weit er den gestürzten Eroberer betraf, so wäre man dennoch nur dem Geiste der deutschen Geschichte treu geblieben und hätte nur im Sinne der nationalen Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte, wie dem einfachsten politischen Verstande gemäß gehandelt, wenn man diese Einzelsouverainetät so neuen Datums beseitigt und statt ihrer ein Reichsoberhaupt eingesetzt hätte.

Denn diese Einzelsouverainetät war etwas ganz Unbekanntes in der deutschen Geschichte, thatsächlich nie dagewesen, vielmehr seit dem Westphälischen Frieden ganz entschieden gegen die theoretische und thatsächliche Tendenz der deutschen Geschichte, daher gegen das historische Recht, eben so wohl wie gegen das positive Staatsrecht Deutschlands. Diese Tendenz war einfach die Ausscheidung des alten Oberhauptes und seiner Hausbesitzungen aus Deutschland, und die Substituierung eines anderen, jüngeren und kraftvolleren Hauptes, das durch alle national-sittlichen und materiellen Rücksichten zu dieser Erbschaft befähigt und berufen, allein befähigt und berufen war. Ganz abgesehen von dem schmähhlichen Charakter des Rheinbunds in nationaler Hinsicht,

durch den die betreffenden Fürsten die Souverainetät eigenmächtig sich anmaßten, indem sie dieselbe sogleich Napoleon vor die Füße legten — zu stolz ein deutsches Oberhaupt anzuerkennen, nicht zu stolz, Slave eines fremden zu sein — war dieser Bund auch ein Bruch der Treue, ein Verrath an dem positiven Grundgesetze Deutschlands — ein Verrath, den nicht die Schwäche des deutschen Reichsoberhauptes, nicht die Berufung auf den Basler Frieden, nicht der falsche Deckmantel der eigenen Sicherheit rechtfertigen und beschönigen kann. Hier wäre es an der Zeit und am Orte gewesen für Preußen, seinen deutschen Beruf geltend zu machen: nicht durch Velleitaten eines „nordischen Bundes“, durch Wünsche und Worte, sondern durch entschlossene und männliche That, sei es zum Leben, sei es zum Tode.

Es kann nicht wohl vorausgesetzt werden, daß die Autoren der Bundesverfassung an deren Ausführbarkeit geglaubt haben. Höchstens mochten sie „guter Hoffnung“ sein. Daß aber dennoch ein so constituirter Staatenbund zur Annahme gelangte, war in verschiedenen Umständen und Rücksichten begründet. Hätte man in Bezug auf die Einzelstaaten den früheren status quo wiederhergestellt und ein Reichsoberhaupt eingesetzt, so würde auf der Stelle der Dualismus zwischen Oestreich und Preußen hervorgetreten sein, und, anstatt zu einer wenn auch nur zeitweiligen Versöhnung und äußerlichen Vereinigung, zu noch größerem Zwiespalt und Bruche geführt haben.

Diese verhängnißvolle Rivalität verlangte zum Opfer ein Compromiß: man fand es in diesem Zwitterwesen eines Staatenbundes, der weder leben noch sterben kann, in dem es nur gleichberechtigte Glieder giebt, nur einen Rumpf und kein Haupt. Oestreich konnte mit dem Vorstis, als primus inter pares, sich vollkommen begnügen — es konnte hoffen daß hier ein vortrefflicher Boden sein würde für das „divide et impera“, — und es hatte nicht irrig gehofft.

Dann hatte man nicht das Herz, die Einzelsouverainetät wieder aufzuheben, diesen großen Fehltritt der Geschichte wieder gut zu machen, wieder einzulenken in die rechte Bahn.

Endlich machte jene obenbezeichnete Strömung sich geltend — die gegenseitige Hingebung und das gegenseitige Vertrauen, das Ideale in dem Realen. Man gab sich der Hoffnung hin, daß hier die Identität Beider wenigstens in politischer Hinsicht demonstrirt werden würde, besser, als auf anderem Gebiete die glanzvollste Logik des großen Apostels der Naturphilosophie es vermöchte. Man vertraute gläubigen Sinnes, daß trotz der principiellen Einzelsouverainetät eine factische

Unterordnung sich bewerkstelligen würde, sobald es sich darum handeln würde, den Zweck des Bundes, nämlich die äußere Sicherheit der Gesamtheit, aus der Theorie in die Praxis überzuführen, d. h. daß jeder Einzelne von seiner Souverainetät bereitwilligst opfern würde was nöthig wäre, wie ja in der Stunde der Gefahr Alle durch die kühnsten und feierlichsten Betheuerungen sich hierzu schon bereit erklärt hatten. Ach, man hatte in dieser Rechnung nur das Eine vergessen — mit der menschlichen Natur zu rechnen. Man sagte zu den Einzelnen: Ihr seid souverain und sollt es bleiben — aber wir erwarten von Euch, Deutschland erwartet von Eurer Vaterlandsliebe, daß Ihr einen kleinen Theil dieser Souverainetät in dieser und dieser Beziehung freiwillig opfern werdet, zum Wohle des Ganzen, und mithin zu Eurem eigenen Wohle und Eurer eigenen Sicherheit. Lange mag Deutschland noch warten.

Was die außerdeutschen Mächte betrifft, so fühlten diese natürlich keinen Beruf, der deutschen Einheit das Wort zu sprechen. Vielmehr thaten sie Alles, sie so locker zu machen wie möglich.

Man hatte also einen Bund von souverainen Staaten. Geniale Schöpfung! Einzig in seiner Art. Einzig in der Geschichte. In der That, hatte so etwas sich je schon gesehen? Weder die gepriesene Staatskunst der Alten, noch der politische Erfindungsgeist der Neuern konnte solcher Schöpfung sich rühmen. Weder Staatsmänner noch Philosophen, weder Praktiker noch Theoriker waren auf solchen Einfall jemals gekommen. Es war ein „neuer Einfall“.

Was sehen wir in der Geschichte außerhalb Deutschlands?

Die Provinzen der Niederlande hatten ihre Generalstaaten mit einem Stadtholder, die Cantone der Schweiz haben ihren Vorort mit seinem Präsidenten, die vereinigten Staaten Nord-Amerikas ihren Congreß und Präsidenten. Und doch waren in Holland und sind theilweis heute noch in den vereinigten Staaten und in der Schweiz die particularistischen Interessen und Neigungen schärfer und berechtigter, und die Parteien geschiedener und schroffer sich gegenüber stehend, als sie es vielleicht jemals in Deutschland waren. Dessen ungeachtet begründete man überall eine Centralgewalt, eine Gewalt, welcher in einer oder der anderen Weise, in einem oder dem anderen Grade, alle anderen Gewalten im Bereiche der Union unterthan waren, beziehungsweise unterthan sind.

Man begriff, daß es gewisse Rücksichten gab, die ihnen Allen gemeinsam waren, und die, alle anderweiten Verschiedenheiten der Mei-

nungen, Wünsche und Interessen weithin überwiegend, allein durch eine zwar nur beschränkte, aber innerhalb dieser Schranken thatsächliche und wirksame Unterordnung der an sich selbstständigen Theile unter das Ganze gesichert und gewährleistet werden konnten; ja daß selbst, ganz abgesehen von Rücksichten der äußeren Sicherheit und Selbstständigkeit, die geistigen und materiellen Interessen der Einzelnen zu einer freien und lebensvollen Entfaltung, einem höheren und dauernderen Aufschwunge nur gelangen konnten, indem sie alle auf einer nationalen Gesamtunterlage als der ersten Bedingung wahren Fortschrittes und wahrer Wohlfahrt beruhten.

Ohne Kämpfe freilich sind auch sie nicht zu dieser politischen Einheit gelangt: aber die eiserne Nothwendigkeit der Verhältnisse beugte — oder brach — die Starrheit des Parteien- und Partikulargeistes. In Holland war der Streit um so zäher und erbitterter, als hier die kirchlichen Sectirer mit dem ihnen eigenthümlichen fanatischen Eifer sich einmischten. Die Partei des Stadtholders war für die Souverainetät der Generalstaaten, die Partei von Olden Barneveldt und Grotius für die Souverainetät der Provinzial-Versammlungen — jene unterstützt von den Arminiern, diese von den Gomaristen. Fanatiker jene, und Fanatiker diese. Die Partei des Stadtholders siegte: es war ein Sieg der rechten Sache, der aber geschändet wurde durch die Rache des Siegers: Barneveldt, der ehrwürdige Greis, der edle Patriot trotz seiner irrigen Ansicht in diesem Punkte, wurde verurtheilt zum Tode auf dem Schaffot, Grotius zu lebenslänglichem Kerker. Das war eine blutige Saat, aus welcher die Frucht der Eintracht und der nationalen Stärke nicht erwachsen konnte: Holland wäre es ergangen wie dem Elsaß, hätte nicht Brandenburg es gerettet, trotz Kaiser und Reich.

Derselbe Gegensatz machte sich geltend in den englisch-nordamerikanischen Colonien, als dieselben nach errungener Unabhängigkeit ihre staatlich-politische Einigung zu bewerkstelligen hatten. Das war in der That keine leichte Aufgabe. Wenig hatten die einzelnen Colonien bei dem Ausbruch des Kampfes mit einander gemein gehabt. Die Gemeinschaft begann eigentlich erst, als dieser Kampf begann. Denn wie bis dahin das einzige Band ihrer Einheit die Krone England gewesen, so war dasselbe nunmehr lediglich der gemeinsame Zweck — die Losreißung vom Mutterlande. Kaum jedoch war dieser Zweck erreicht und kaum war mithin die Zeit gekommen, wo es galt, das schwerere Werk zu beginnen, an die Stelle des Alten etwas Neues zu setzen, so begann der Zwiespalt der Meinungen, die Eifersucht und der Kampf der Par-

teien. Und der Stein des Anstoßes war nichts Anderes, als die Machtbefugniß der einzelnen Staaten, ihr Verhältniß zum Ganzen. Ob souverain, ob nicht souverain, das war die Frage. Und noch in der That war das Getöse der Schlachten nicht verklungen, noch das Geklärr der Waffen nicht verhallt, so erscholl schon im Lager der Freiheitskämpfer der Parteienruf: Souverainetät der Einzelnen oder Souverainetät des Ganzen — Conföderation oder Constitution! Die Ueberzeugung war vorhanden, daß, um die errungene Unabhängigkeit zu bewahren und zu sichern, eine Union unerläßlich sei, und in dem Wunsche und dem Willen einer solchen stimmten Alle überein. Aber die Einen wünschten und wollten sie unbeschadet der vollen staatlichen Souverainetät der Einzelstaaten, die Andern in der unbedingten Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze, d. h. in der Oberhoheit der Centralgewalt. „Der Zweck der Union ist unausführbar, die staatl. nationale Geltung des Ganzen unerreichbar mit der Einzelsouverainetät“, so riefen Diese; „Mit Nichten, sie sind es“, betheuertem Jene. Der Gegensatz war da, die Kluft eröffnet.

Der Streit, der in dieser Beziehung die Gründung der Nordamerikanischen Union begleitete und diese gleichsam in's Leben einführte, bietet in seinem Hauptcharakter eine solche Aehnlichkeit mit dem Zwiespalt, der Deutschland bewegt, daß es am Orte erscheint, hier den historischen Verlauf desselben in gedrängtester Kürze zurückzurufen, hauptsächlich, um in Erinnerung zu bringen, daß, obgleich die partikularistischen Tendenzen und Interessen der Colonien damals weit begründeter und gerechtfertigter waren, als sie es heute in Deutschland sind, dennoch das Princip der Einheit im Sinne des Bundesstaates, das heißt der Souverainetät der Centralgewalt den entschiedensten Sieg errang, indem selbst die erklärtesten Verfechter der Einzelsouverainetät lezten Ortes anerkennen mußten, daß eine staatliche Gemeineristenz nur durch Uebertragung gewisser Machtvollkommenheiten auf eine Centralgewalt zu bewerkstelligen sei.

Der Geist des Partikularismus hatte Wurzel gefaßt in allen Provinzen. Tief und fest, weit und breit. War üppig aufgeschossen, hatte gegrünt und geblüht. Und hatte er nicht eine Frucht auch getragen? Sa wohl: eine Erisfrucht. Das wenigstens ward sie, sobald es sich darum handelte, die gesonderten Elemente zu verbinden zu einem staatlichen Ganzen, und das Werk der Einheit war nahe daran, zu scheitern an den Sondergelüsten der Einzelnen. Aber es muß anerkannt werden, daß dieser Sondergeist in der Entstehungsweise und der Ent-

wicklung der einzelnen Colonien begründet, und gewissermaßen durch sie bedingt war. Schon die Entfernung der einzelnen Colonien von einander, ihre geringe Bevölkerung, die Schwierigkeit der Verbindung sei es zu Lande oder zu Wasser, die nothgedrungene Selbstständigkeit ihrer Verwaltung und ihres Schutz- und Vertheidigungssystems gegen die sie umringenden Indianerstämme und überhaupt die geringe Veranlassung, welche die einzelnen Provinzen, soweit sie nicht unmittelbar aneinander gränzten, zu gegenseitigem Verkehre hatten, waren der Gründe genug — und Gründe der Nothwendigkeit, zu einer abgesonderten und von einander gänzlich unabhängigen politischen und gesellschaftlichen Lebenssphäre; und wenn zwar diese Gründe der Scheidung mehr und mehr im Laufe der Zeit sich abschwächten, so wirkte doch eben die wachsende Bedeutung der einzelnen Staaten wieder dahin, daß mit dem Gefühle der Kraft die Neigung der Selbstständigkeit mindestens in gleichem Maße sich ausbildete und befestigte. Aber außer jenen physischen Gründen walteten von vornherein auch moralische ob, die vielleicht noch mächtiger als sie dem Sondergeiste Nahrung gaben.

Die ersten Niederlassungen auf dem Nordamerikanischen Continente waren wesentlich commerzieller Natur: sie verdankten ihren Ursprung dem Drange zu maritimen Unternehmungen, der in England wie in Holland um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder erwacht war — dort, nachdem mit der Thronbesteigung Elisabeth's der Sieg der Reformation endgültig entschieden war; hier, nachdem die Auflehnung der Staaten gegen das spanische Tyrannenthum nach heldenmüthigem Kampfe — und freilich auch nach dem Opfertode Egmont's und Horn's und so vieler anderen edlen Kämpen für Freiheit und Recht — mit dem herrlichsten Siege gekrönt, und durch die Union von Utrecht die Unabhängigkeit der „Vereinigten Niederlande“ gesichert war. Cabot und Raleigh in England, Bicker und Leyen in Holland, diese kühnen Freizügler der Meere, bahnten den Weg. Nach mancher Irrfahrt zu Wasser und Land kam es endlich zu festen Niederlassungen und Ansiedlungen, die, von Jahr zu Jahr sich vermehrend und erweiternd, jenseit des Oceans, in der neuen Welt, ein „Neu-England“ und ein „Neu-Holland“, die neuen Niederlande, schufen. Aber die maritime Eiferfucht der Mutterlande pflanzte sich über auf die Töchtercolonien. Neidisch blickten die Einen auf die Andern, und suchten die Einen die Andern zu „überbieten“. Ohio und Hudson, Philadelphia und Long-Island waren das Widerspiel von Themse und Südersee, von London und Amsterdam. Das war ein erstes Element des Particularismus;

neue Nahrung erhielt dasselbe, als demnächst noch andere „Nationalitäten“, zwar von geringerer Bedeutung, erschienen: Franzosen und Dänen, Finnen und Deutsche. Die ersten Deutschen, mit einem Freibrief versehen, den Drenstern, in Erfüllung gewissermaßen eines Vermächtnisses seines Königs, der kurz zuvor bei Lüben gefallen, ausgefertigt und den das „Reich“ (oder wenigstens einige Kreise desselben) zu Frankfurt ratificirt hatte, ließen sich an den Ufern des Delaware nieder. Mit ihrem Freibrief in partibus. In aller Form ausgefertigt, ratificirt, besiegelt. Das genügte den guten Pfälzern: nicht den Kaufleuten von Amsterdam. Holland protestirte. „Der Delaware ist unser, jeder Tropfen von der Quelle bis zur Mündung; folglich auch das ganze Stromgebiet.“ Hinter dem Siegel des heiligen Römischen Reiches stand keine Flotte, keine Armee. Es war nahe daran, den guten Pfälzern draußen in der Wildniß zu ergehen, wie es den guten deutschen Auswanderern seitdem so oft ergangen ist und noch täglich ergeht — verlassen und vergessen zu verkümmern und zu verkommen, umzukommen und unterzugehen. Hatte das heilige Römische Reich nicht genug damit zu thun, selber zu verkümmern und zu verkommen? Wie viele Knochen moderten auf der Schädelstätte der „deutschen Zwietracht“, wie viele Saaten lagen zertreten, wie viele Aecker verwüstet, wie viele Städte und Dörfer in Asche und Schutt? Blieb da noch Sinn und Muth und Kraft für ein „Neu-Deutschland“ — da das alte in Trümmer fiel? Glücklicher Weise (für die guten Pfälzer am Delaware) galt noch ein schwedisches Wort. Dank dem Andenken Gustav Adolph's, Dank dem Ruhme der schwedischen Waffen. Für den Kanzler des Reiches sprach der Kanzler Schwedens: und so blieb es von Seiten Hollands beim Protest.

An der Seite der Handelscolonien entstanden die religiösen, und diese hatten wenig gemein mit Jenen. Nicht an den Küsten des Meeres oder den weiten Mündungen und Buchten der Flüsse, sondern tiefer im Innern des Landes gelegen, waren sie von vornherein mehr auf die Cultur des Bodens oder aber den beschränkteren Binnenhandel angewiesen, als den großen überseeischen Verkehr. Dann waren Sinn und Charakter dieser Immigranten weit verschieden von denen jener Handelsherren. Nicht, daß auch sie den Werth dieser weltlichen Güter nicht anerkannt, nach ihrem Erwerb nicht getrachtet hätten — keineswegs: auch sie verstanden sich ganz wohl darauf, und Keiner mehr als Penn, der ein ebenso guter Geschäftsmann wie kühner Reformator war: Beweis seine Rundreisen in Deutschland, seine Anwerbungen für

„seine“ Colonien. Feuriger Prophet, beredter Apostel seiner Lehre, der allein wahren, der orthodoxen, war er gleichwohl ein Mann von Eifer und Verstand in Dingen dieser zeitlichen Natur. Gewiß, sei hier in Parenthese bemerkt, unbeschadet seiner Ehre; und die schwere Beschuldigung, die ein bekannter Zeitgenosse gegen ihn erhoben, ist schon als grundlos erwiesen, wenn Sener auch beharrlich sich weigert, seinen Irrthum einzugestehen.

Immerhin aber war nicht Handelseifersucht der Scheidungsgrund zwischen den Colonien dieser und jener Gattung; es waren Gründe moralischer Natur. Es waltete bei diesen Märtyrern ihres Glaubens ein eigener Geist der individuellen Selbstständigkeit, der persönlichen Unabhängigkeit vor, der, nachdem sie einmal durch freiwillige oder gezwungene Verbannung sich ihren Verfolgern entzogen, ihrem gesammten Gemeinwesen sich mittheilte und diese thatsächlich zu kleinen Republiken gestaltete; um diese Quasi-Unabhängigkeit zu bewahren, schlossen sie sich möglichst ab von den Schwestercolonien, die ohnehin, was die Holländer betrifft, einer anderen und zwar principiell entgegengesetzten Staatsverfassung sich zuneigten: während Sene, und überhaupt alle englischen Colonien, demokratisch, waren diese in dem vom Mutterlande mitgebrachten Geiste aristokratisch und meistens oligarchisch organisiert.

Wieder den vom Mutterlande mitgebrachten Ideen und Gewohnheiten gemäß waren von vorherein, gewissermaßen im Gegensatz mit ihrer inneren Verfassung, die englischen Colonien einheitlich, die holländischen partikularistisch gesinnt; und wenn diese Vorneigung auf der einen wie auf der anderen Seite im Laufe eines Jahrhunderts, während welcher Zeit sie ohne praktische Anwendung und daher ohne praktische Bedeutung blieb, sich nicht abschwächte, so war es, weil der Gedanke einer Losreißung von England sehr frühzeitig schon hervortrat. Denn dieser Gedanke war keineswegs so plötzlich entstanden und so schnell gereift, wie die späteren Ereignisse es mochten erscheinen lassen. Sene ersten Puritaner in der That führten um so zu sagen die Unabhängigkeit vom Mutterlande schon mit sich, pflanzten die ersten Keime derselben in den jungfräulichen Boden ihrer neuen Heimath ein. Es waren starre und verschlossene Geister, die Säger der Penn und Barclay und Fox, sie, von denen Cromwell selbst mit finstern Unmuth klagte, daß sie „ein Volk seien, das er nicht gewinnen könne weder durch Geschenke, noch Ehren, noch Aemter, noch Stellen“; und im Herzen Derer, die endlich Sicherheit und Ruhe gefunden hatten jenseit

des Meeres, konnte nimmer der Groll erlöschten ob der Verfolgung, die sie in England erduldet, ob der Niederlage von Loudon Hill und des Gemegels von Bothwell Bridge: dieser Groll und dieser Haß pflanzten sich fort auf Kinder und Kindeskinde, wie ein Strom, der schwillt indem er vorwärts rollt, und die neuen Ankömmlinge vermochten ihm nicht zu widerstehen, sondern folgten der Strömung — meistens willig sogar und freudig; denn auch sie hatten ja irgend eine Rechnung abzuschließen, irgend ein Unrecht zu vergelten; und was das „Volk der Quäker“ den Gouverneuren zu schaffen machte, das beweisen die beständigen Klagen der Letzteren, wie noch 100 Jahre nach der ersten Ansiedlung der Gouverneur von Pennsylvanien in bitterm Worten über die „halsstarrige, eigensinnige“ Versammlung der Quäker nach Hause berichtet. Ohnehin war das politische Band der Colonien mit dem Mutterland von Anfang an nur locker und in Rücksicht auf die gegenseitigen Rechte und Pflichten sehr unklar und unbestimmt. Das Rechtsverhältniß gründete sich auf die Patente, gewissermaßen Belehnungsurkunden, die den ersten Gründern der Colonien von der Krone verliehen worden waren. Diese aber waren meistens sehr allgemein und unbestimmt gefaßt und wurden daher eine fruchtbare Quelle des Streits. Denn jeder Theil legte sie in seinem Sinne und zu seinen Gunsten aus, und die Gouverneure, Statthalter der Krone, lagen daher in beständigem Hader und Streit mit den Staaten. Die Politik der Regierung in England war ganz geeignet, das Feuer zu schüren, den Geist des Widerstands und der Auflehnung zu nähren. Immer höher stieg der Anspruch der Staaten, immer tiefer sank die Geltung der Krone. Die Gouverneure klagten. Hoch und laut. Fort und fort. „Der Ungehorsam wird mehr und mehr geselich und ruhmvoll“, schrieb der Eine; „nur noch der Schatten von Königlichem Autorität ist vorhanden“, ein Anderer; „nur noch der Schein des Königlichem Ansehens“, ein Dritter, und so fort. Und so war es. Die „Unabhängigkeit“ wurde mehr und mehr eine moralische Thatsache — daß sie früher oder später sich vollziehen würde, konnte schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr zweifelhaft sein: es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes.

Der gemeinsame Widerstand und der gemeinsame Zweck bewirkten eine Annäherung der einzelnen Staaten — eine gemeinsame Action. Die „Union“ erhob sich. Anfangs wie ein dunkles ungewisses schwankendes Bild am fernen Horizonte, aber näher und näher ziehend, immer klarer sich gestaltend, voller sich ausprägend: sie wurde die Lösung

in allen Staaten. Und lag diese Staatenform so ferne? Zeigten ihnen doch die „Wilden“ hier ein Vorbild der politischen Weisheit. Denn viele der Indianerstämme hatten bereits dergleichen „Conföderationen“ gebildet, hatten ihre Bundesacte, ihre Bundesverfassung. Freilich nicht nach dem Muster des weiland Heiligen Römischen Reiches, und noch weniger erhoben sie sich zu der Staatsweisheit von 1815 — die war noch nicht geboren. Nüchterne Söhne der Natur! Sie folgten ihrem einfachen politischen Verstande, oder Instincte, und erfannen nicht kunstvolle Ideale, Staatsformen für Götter. Und o, diese Pedanten von Göttern! — hatten nicht auch sie ihre Hierarchie, ihren Patriarchen, ihren Vater? Wohlan, die Rothhäute, sie hatten ihre Chiefs. Jede Tribus hatte ihren Häuptling. Aber von diesen Häuptlingen war einer das Haupt der ganzen Nation, nicht nur im Namen, sondern in der That. So die Nation der Miamis; so die 6 Nationen; so Andere.

Die Union also wurde der Ausdruck der gemeinsamen Wünsche, das Sammelwort der sämtlichen Staaten. Inzueheim zuerst, dann offen. Zum ersten Mal in 1748, im ersten Congreß zu Albany, tauchten Unionsprojecte auf, dann 1750 in New-York; 4 Jahre später, in 1754, im Congreß der Abgeordneten der 13 Colonien nördlich vom Potomac — einer Art Siebzehner Vorparlament — wurde laut erklärt, daß „eine Union aller Colonien unbedingt nothwendig sei“: das war nach einem erfolglos gebliebenen Proteste die erste Frucht des neuen Systems der Colonialverwaltung, nach welchem unter dem Staatssecretair des Auswärtigen das Handelsamt, die damalige Colonial-Centralbehörde, mit „absoluter Gewalt in den Colonien“ bekleidet werden sollte, und war gleichzeitig eine Antwort auf die beabsichtigte Stempeltaxe, und eine Drohung in Bezug auf das Mercantilsystem zu Gunsten Englands. Doch blieb auf diesem Congresse die Krone wenigstens der Form nach noch unangetastet. Die „Unabhängigkeit“ war ein noch ungesprochenes Wort. Ein Gedanke. Aber ein Gedanke vieler. Auch eines „gewissen“ Benjamin Franklin — des Prometheus des Philosophen von Königsberg. Der die Blitze des Himmels gefesselt: aber die seinigen seit 20 Jahren schon geschleudert hatte gegen die „Willkür=Politik“. Unerbittlicher Kämpfer für die Freiheit der Presse. Der versuchte sich nun auch im Constitutionenmachen. Constitutionen aber waren damals noch nicht so leicht „gemacht“, wie in 1789 oder gar in 1848: jener Erzchartenmacher Sides, der seine Taschen voll davon hatte, verstand sich besser darauf; und noch besser unsre deutschen Sides in 48. Immerhin brachte Franklin wenigstens

eine zu Stande, mit Hülfe des Conföderations-Projectes von Penn — man sieht, die „Union“ war alten Datums — wenn die Vaterschaft nicht dessen Freund Locke zuzuschreiben ist. Doch ging Franklin schon ein gut Stück weiter, als Penn in seinem Entwurfe. Dieser hatte die volle Souverainetät der Krone nicht in Frage gestellt. Franklin aber in seiner „ewigen Union“ war schon auf halbem Wege zur Unabhängigkeit. Seine Constitution war ein Compromiß zwischen königlicher Prærogative und Volksgewalt. Doch behielt die Krone noch ein Veto. Aber gerade dieses Veto war es, das die meiste Anfechtung fand im Congreß zu Albany. Selbst Franklin war schon hinter seiner Zeit zurück. Die Ereignisse gehen schnell, sobald sie einmal in Fluß gekommen. Endlich nahmen die Abgeordneten „ziemlich einstimmig“ den Entwurf an. Franklin war kein Theoretiker, kein Ideologe. Er hatte eine „Centralgewalt“ instituiert, unter dem Namen eines königlichen General-Gouverneurs. Schon das Veto bewies, daß diese Centralgewalt kein Schatten sein sollte. Dieses Letztere aber ward, wie bemerkt, der Stein des Anstoßes, als es sich um die Annahme der Constitution Seitens der Einzelstaaten handelte. Der Partikularismus erhob sein Haupt. Das war der erste practische Zusammenstoß zwischen Einheitsstaat und Sonderstaat, zwischen Staatenbund und Bundesstaat. Einige Staaten nahmen die Verfassung an; Andere verwarfen sie: die Einheitsbestrebungen scheiterten am Partikularismus. Die Verfassung fiel durch, die „Union“ war geschlagen. Nicht für immer. Albany, das war das Erfurt der amerikanischen Union: Albany wurde gerächt. Und Erfurt? . . .

Die Geschichte steht nicht still. Eine That gebiert die Andere.

Der Unionsentwurf Franklins gefiel auch England nicht. England wollte kein Compromiß: entweder — oder. Halifax stellte einen Gegeneutwurf auf: dieser wieder gefiel den Colonien nicht. Noch weniger gefiel ihnen die Stempeltaxe, ein neues Mal vorgeschoben von Townshend „Wann haben die Colonien ein Recht, der Herrschaft des Mutterlandes enthoben zu sein?“ fragte theoretisch ein englischer Ethiker. Dmindsse Frage! „Sobald sie stark genug sind, sie abzuschütteln“, war die Antwort der Amerikaner. Und sie gingen an's Werk. Inzwischen bekriegten sich Engländer und Franzosen mit Hülfe der Rothhäute um diese selben Colonien, die bald — südlich den Seen — Keinem von den Dreien gehören sollten.

Noch andere Bundesgenossen hatten die Engländer — Hessen.

Während die Rothhäute nach ihres Herzens Lust Franzosen und

Engländer und Hessen scalpirten, ihre Wigwams mit Siegstrophäen zu schmücken — für jeden hessischen Scalp hatten die Engländer noch extra so und so viel an klingender Münze in den Sackel des hessischen Landesvaters einzuzahlen — setzte Franklin in Presse und Flugschrift seine Verfassungstudien fort; gleichzeitig „träumte“ inmitten „schattiger Büsche und düsterer Grotten“ ein junger Dorfschulmeister, ein „gewisser“ John Adams über die „Union“ der Colonien. „Die ganze Schöpfung ist dem Wechsel unterworfen,“ so logicirte dieser — das war bekannt, — „folglich auch die Staaten.“ „Und — das war der Schlußsatz des Dorfschulmeisters — der einzige Weg (für Franzosen und Engländer), uns zu verhindern, daß wir etwas Anderes werden, ist, uns zu entzweien.“ Zwanzig Jahre war der Dorfschulmeister alt, als so er träumte — wieder zwanzig Jahre, und der „Traum“ der Union war erfüllt.

Hoffet, ihr Träumer von Gotha!

Aber wer ist dieser Andere, schon reifer an Jahren, der einsam dort sitzt auf schwellendem Rasen, an den Ufern des rauschenden Potomac, am Saume des majestätischen Urwalds? Auch er ein Träumer? So scheint es. Ja, versenkt und versunken in Träume — in Träume künftiger Größe und künftigen Ruhmes.

Wer ist er?

Einer Wittwe Sohn.

George Washington.

„Wer ist George Washington?“ hatte man schon eines Tages in den Salons der Frau von Pompadour mit herablassender Neugier sich gefragt, als die Nachricht eintraf, daß ein „gewisser“ George Washington, ein Jüngling von 20 Jahren, nach einer Reise von Monaten in der Tiefe eines Canadischen Winters, durch Wälder und Steppen, über Berge und Schluchten, durch Schnee und Eis, als englischer Gesandte den Franzosen die kurze Frage gestellt: Krieg oder Frieden? — Das war in 1748. Und nun, zehn Jahre später, sitzt er also, zurückgezogen auf seinem Landgut Mount Vernon, sinnend und träumend.

Und woran denkt er, worüber sinnt er in dieser Einsamkeit?

Nicht zunächst an Amerika inmitten des amerikaniſchen Continentes, nicht zunächst über die Unabhängigkeit der Colonien inmitten der Gährung, die allenthalben schon herrscht und sie vorausverkündet.

Nein, seine Gedanken sind nach dem Herzen Europas gerichtet, und sein ganzes Sinnen und Denken auf den Heldenkönig, dessen Büste da vor ihm steht neben den Büsten Alexanders und Cäsars.

„O mein theures Volk, meine Wünsche sind nur für Dich; Dir gehört jeder Tropfen meines Blutes, und mit Freuden würde ich mein Leben für Dich dahin geben!“

Also hatte Friedrich ausgerufen, am Rande des Abgrunds, aber unverzagten Sinnes, ungebrochenen Muthes.

„Schiffbruch drohet; aber ich will dem Sturme trogen, will denken, will leben und sterben wie ein Herrscher!“

Und „vornwärts“ rief er seinen Preußen zu: und vornwärts ging es nach Rossbach, vornwärts nach Leuthen.

Das waren die hohen Worte und die hohen Thaten, die Washington beschäftigten, die seine Seele mit Bewunderung, seinen Geist mit Staunen erfüllten; über sie sann er und dachte er nach, suchte sie zu ergründen, zu begreifen, zu verstehen; sie senkten sich tief in sein Herz, erweckten in ihm und spornten ihn an zu hohen Entschlüssen, begeisterten ihn und weihten ihn zu dem großen, ihm selbst noch unbewußten Werke, das zu vollbringen vorzugsweise ihm beschieden sein sollte.

Wunderbare Macht des Genius! Während Friedrich im alten Europa durch die überlegene Kraft seines Geistes und die Tapferkeit und Opfertreue ohne Gleichen eines der Zahl nach winzigen Volkes eine neue Staatenordnung schuf, war er gleichzeitig gewissermaßen der geistige Schöpfer einer neuen Staatenordnung jenseits des Oceans in der sogenannten neuen Welt, durch das bloße Beispiel seiner Heldengröße, und die Bewunderung, die sie erregte, die Begeisterung, die sie entfachte: er allein war es, der dem amerikanischen Volke jene sittliche Erhebung und jenen nationalen Aufschwung verlieh, ohne welche es demselben vielleicht nimmer gelungen wäre, seine Unabhängigkeit zu erringen. Denn nicht Washington allein war es, auf den dieser Einfluß Friedrichs des Großen sich geltend machte: nein, es war das ganze amerikanische Volk, und selbst Washington empfing diesen erhebenden und begeisternden Einfluß mehr mittelbar vom Volke, als unmittelbar von Friedrich selbst: in allen Colonien herrschte bereits die höchste Begeisterung für Preußens König, dieses „unerschütterten und unerschütterlichen Bollwerks der Freiheit des Gedankens;“ man betete für ihn in den Kirchen und feierte seine Siege — denn „seine Siege, führte u. A. ein Prediger in öffentlichen Kanzelreden aus, sind unsere.“ So dachte und fühlte das Volk für „den Preußischen Helden, der das Schwert gezogen hatte für die Freiheit des Glaubens und die Freiheiten Europas.“

Und wieder: Während Friedrich in dieser Weise der geistige Ur-

heber und das geistige Werkzeug war des Abfalls der englischen Colonien, verdankt ihm dagegen England die Eroberung Canadas von den Franzosen: denn nur die Siege Friedrichs von Kospbach und Leuthen ließen Pitt, mit gleicher Bewunderung und gleicher Ruhmbegeerde ihn erfüllend, den Gedanken fassen, diese herrliche Provinz von den Franzosen zu erobern, und machten es möglich, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Ja, der Genius Friedrichs wirkte auch ermutigend und erhebend auf Englands großen Staatsmann, und befähigte ihn, allen Widerstand zu besiegen. „Ich bin von zwei Principien geleitet: Ehre und das Interesse des Staates, über den der Himmel mich zum Herrscher gesetzt“ — schrieb Friedrich an Pitt. Goldene Worte, die dieser für sich selber auszulegen und anzuwenden mußte. Anders begriff Lord Holderness, der Colleague Pitts, die Ehre und das Interesse Englands. Derselbe instruirte den englischen Gesandten in St. Petersburg, dahin zu wirken, daß Rußland „Preußen, die einzige protestantische Macht auf dem Continente, einschüchtere und Deutschland controlire“ — für welchen Dienst England jährlich eine halbe Million Thaler an Rußland zahlen wolle. Pitt widersetzte sich — er wollte nichts wissen von Verträgen, die „gefährlich seien für die Freiheiten Deutschlands und Europas.“ Noch eine Weile, und Pitt wurde „entlassen.“

Aber der einsame Träumer am Potomac träumte ruhig weiter, und jene Worte Friedrichs schienen in begeisternd feurigen Accorden ihm wiederzuklingen zu seinen Füßen im Gemurmeln der schäumenden Wellen, über seinem Haupte im Rauschen der Wipfel hundert- und tausendjähriger Eichen!

Und erfüllten seine Seele mit der Sehnsucht großer Thaten!

Fort indeß wüthete der Krieg, Englands Waffen waren siegreich. Im Bündniß mit den Colonisten, die der große Commoner verstanden hatte, noch einmal aufzurufen zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, die „turbulenten Gallier“, wie John Adams sie nannte. Quebec fiel, und mit ihm auf immer die Herrschaft der Franken in Nordamerika. Von nun an gehörte dieser weite und herrliche Continent der angelsächsischen, der germanischen Race.

Indeß der kleine Krieg — klein und doch so folgenschwer — sich noch fortspielt in Amerika, entwickelt sich in gewaltigeren Proportionen

das blutige Völkerdrama weiter auf dem großen Theater Europas. Friedrich ist der große Maschinist: Kossbach und Leuthen die letzten großen Acte dieses Jahres, ah, die größten des Jahrhunderts. Aber England wankt und will zurück sich ziehen hinter die Coulissen — hat es nicht erreicht was es wünschte? Doch Pitt ist Wächter seiner Ehre: und das Volk ist mit ihm. Da plötzlich stirbt Georg II. am 25. October 1760. Kaum ist sein Enkel auf dem Throne, so beginnen die Intriguen: Preußen ist schweigend verlassen, der Friede mit Frankreich schweigend beschloffen. Doch noch ist Pitt am Ruder Englands, und der Wächter seiner Ehre. Fast ein ganzes Jahr noch hält er sich. Aber fast alle seine „Collegen“ im Cabinet sind seine Gegner, und Georg III. zu meist. Sie Alle wollen den Frieden, Pitt allein will den Krieg — will ihn selbst noch gegen Spanien. Das wird sein Fall. Am 5. Oct. 1761 wird er überstimmt im Cabinetsrath, seine „Kriegserklärung“ verworfen. Er reicht seine Entlassung ein und der König nimmt sie an. Die Friedenspartei hat freies Feld, die geheimen Verhandlungen mit Frankreich beginnen auf's Neue. Preußen ward geopfert und sollte an Frankreich die Zehne bezahlen für die Colonien, die vorzugsweise Dank ihm sich England erobert. Hierbei ging England eigenthümlich zu Werke. Um Oestreich zum Frieden zu stimmen und gleichzeitig es wieder für sich zu gewinnen, stellte es ihm „Erwerbungen“ in Italien in Aussicht, in Italien, wo England nicht einen Zoll breit Landes besaß und wo überhaupt keine Erwerbungen zu machen waren, es sei denn durch Eroberung. Das that England und doch klagte später dasselbe England Preußen so bitter an in Bezug auf Hannover, das doch gewissermaßen herrenlos war und auf das überdies Preußen gerechte politisch-nationale Ansprüche hatte. Und hatte nicht schon die Mutter Georg III. Hannover „auf den Grund des Meeres“ gewünscht? O, mein gutes Hannover, dahin gehest oder sinkst du nur mit Preußen zusammen! Oestreich ging auf das Anerbieten Englands nicht ein und gab die zweideutige Antwort, daß „es England nicht verstehe.“ England verstand — und schwieg.

Inzwischen eroberte England immer weiter fort, in allen Meeren und Welttheilen: es blieb fast nichts mehr übrig zu erobern, nichts was zur Zeit der Mühe noch werth war für England. England herrschte auf dem Meere, auf allen Meeren der Erde. Das war genug, um mit Frankreich seinen Frieden zu machen. Und es machte ihn. Frankreich war erschöpft, Spanien machtlos: ihre Flotten waren zerstört, und ihre Macht zur See war gebrochen. „Was sollen wir machen?“ fragte

mit bedeutungsvollem Achselzucken Choiseul. Sie „machten“ Frieden. Von Preußen war keine Rede. Aber Preußen hatte für sich selbst gesprochen. Fünf Tage später schloß auch Preußen Frieden. Auf dem Schlosse von Hubertsburg.

Georg III. hatte nur auf den Frieden gewartet, um die Pläne seines Vorgängers in Bezug auf die amerikanischen Colonien wieder aufzunehmen: Pitt stand nicht mehr im Wege, und seine Nachfolger waren die geschmeidigen Werkzeuge des königlichen Willens. Die Colonien sollten „zur Ordnung“ gebracht werden, d. h. die königliche Prerogative sollte zur Geltung gelangen, und gleich auch kam wieder die Stempeltaxe zum Vorschein, diese den Colonien über Alles verhaßte „Neuerung.“ Die ging zumeist an's Fleisch, und wurde in der That das Symbol des Aufruhrs, das äußere Wahrzeichen des Kampfes, dessen letztes Wort „Unabhängigkeit“ hieß. Die Stempeltaxe in Verbindung mit anderen Neuerungsversuchen auf dem städtischen Felde der Besteuerung — wo, nach der Meinung eines berühmten Finanzmannes, „die Gemüthlichkeit aufhört“ — und der Handelspolitik erhitzen immer mehr das Blut. Dahin gehörte auch eine durch Schutz- und Trugsmaßregeln beabsichtigte „gedeihlichere Entfaltung“ und „höhere Blüthe“ des — Negerhandels, dieses Menschenhandels, gegen den schon hundert Jahre zuvor, die Ersten und Einzigen, jene schlichten Söhne der Pfalz, die schwedischen Schutzbefohlenen, feierlich protestirt hatten in einer denkwürdigen Schrift, in der sie die persönliche Freiheit als das „erste Menschenrecht“ proclamirten. Ehre jenen deutschen Söhnen! Nachdem die Amerikaner „frei“ geworden, vergaßen sie allerdings, wenigstens diejenigen des Südens, und haben sie bis auf den heutigen Tag ihren damaligen „heiligen Eifer“ gegen diesen Handel vergessen: in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit — und so oft auch die Menschlichkeit auf.

So wurde das glimmende Feuer der Unzufriedenheit wieder angefaßt und geschürt, bis es zum hellen Ausbruch kam — in keiner bildlichen Weise: denn die Verbrennung am 26. August 1765 der Acten des Admiraltätsgerichts zu Boston war das Feuerzeichen der Empörung, der Anfang vom Ende. Von Worten kam es nun zu Thaten, vom passiven zum activen Widerstande. Selbstregierung und Selbstbesteuerung — das wurde die Losung der Colonisten. Die „Revolution“ begann. „Virginia rief auf zum Widerstand, Massachusetts rieth zur Union, New-York wies hin zur Unabhängigkeit“, sagt Bancroft. Das waren in der That die drei Stadien, die logische Entwicklung des Ab-

fallprozeßes. Die Legislatur von Süd-Carolina sprach zuerst, um so zu sagen, offiziell das Wort „Union.“ Das war der Drommetenklang des Aufstandes. Er führte zunächst zu einem neuen Congreß, diesmal aller 13 Colonien. In 1765, zu New-York. Die Union wurde beschlossen. Die Union, durch welche, wie es in der „Declaration der Rechte“ symbolisch hieß, die Colonien „ein Bündel von Stäben werden sollten, die es nicht möglich sein würde, weder zu biegen noch zu brechen.“ Das sollte bald sich beweisen: von England lief so eben, sonderbares Spiel des Schicksals, ein Schiff mit einer sonderbaren Ladung ein — einer Ladung von Stempeln. Assignaten auf die Taschen der Colonisten. Die Zeit des Handelns schien gekommen. Alles rüstete sich, schickte sich an zum Kampfe. Die Aufregung stieg aufs Höchste in allen Colonien. Demonstrationen fanden Statt, ein allgemeiner Ausbruch war vor der Thür: da gab der Gouverneur, das Aeußerste zu vermeiden, nach, und sistirte die Ausführung der Stempel-Acte. Die Bewegung ließ nach. Die Colonien hatten ihren Zweck erreicht. Jetzt blickten sie nach England, nach dem Parlamente. Das aber war in keinem geringen und keinem ergötzlichen Dilemma. Es hatte sich selber verfangen. Der Pfeil, den es auf die Colonien geschleudert, war abgeprallt, zurück auf sein eigenes Haupt. Seine Autorität verkannt, seine Machtvollkommenheit rechtlich bestritten, thatsächlich geleugnet und verneint! Sollte es nachgeben? — so war es geschehen um seine Autorität und seine Machtvollkommenheit den Colonien gegenüber; beharren? — so war der offene Krieg gewiß. Auf der einen Seite Scylla, auf der anderen Charybdis. Da erhob sich jener denkwürdige Kampf im Parlamente, der nach langen und stürmischen Debatten, unter Cabinetkriegen und Ministerwechseln, unter Protesten und Gegenprotesten, mit einem „Compromisse“ endete: das Parlament entschied, daß das Parlament allmächtig sei, auch in Rücksicht auf die Colonien; und daher, unter andern Dingen, sie nach Gefallen besteuern, und unter andern Steuern, auch eine Stempelsteuer ihnen auferlegen könne. Mit diesem Zeugniß zur Wahrung seines Ansehns und Genugthuung seiner Ehre ausgestattet, entschied es demnächst, daß es von der Besteuerung durch Stempelsteuer Abstand nehme und die bewußte Stempelacte abrogirt sei. Pitt, fast allein unter Lords und Gemeinen, hatte gegen das Besteuerungsrecht des Parlamentes, für das Selbstbesteuerungsrecht der Colonien gesprochen, mit der ganzen Macht und Hoheit seines Geistes, der ganzen Gluth und Fülle seiner Beredsamkeit — wenigstens die Stempeltaxe war gefallen, und dieser

praktische Erfolg genügte den Colonien: wenig kümmerte sie die Theorie. Und doch enthielt diese das Princip der Revolution und aus dem Principe sollte gar bald die Freiheit entkeimen. Das Parlament befand sich auf einer schiefen Ebene und gleitete auf diesem schlüpfrigen und abschüssigen Boden der rechtlichen Consequenzen unaufhaltsam hinab.

So war der große Streit nicht beigelegt, sondern nur für einige weitere Jahre auf das Gebiet der Worte umschränkt. Die Entscheidung war nicht erfolgt, sondern nur vertagt. Daß die Zeit des bewaffneten Widerstandes, die Stunde der Thaten kommen werde, das konnte nicht zweifelhaft sein: es war eben nur noch eine Frage der Zeit. Denn wie die Dinge einmal standen, war an eine aufrichtige und dauernde Versöhnung, an ein Nachgeben diesseits und jenseits kaum noch zu denken: diesseits die unbedingte legislative und administrative Oberhoheit, jenseits die unbedingte Selbstständigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung. Daher diesseits immer neue und neue Versuche, auf dem einen oder dem anderen Wege, in diese Oberhoheit auszuüben, gewissermaßen sie fühlen zu lassen — jenseits eben so viele Anstrengungen, sie abzuwehren, zurückzuweisen, scheitern zu machen. Es war ein fortwährendes Tirailiren hin und her, ein Streiten, Zerren, Zanken — eine wahre Vorschule der Empörung. Immer aufgeregter wurden die Gemüther, immer rückhaltsloser die Reden, immer kühner die „Projecte.“ Das Maaß war voll: ein Tropfen mehr, und es lief über. Der Tropfen kam. In Gestalt einer neuen jährlichen Steuer von £ 16,000, die England von Amerika beziehen wollte. „Um 100,000 £ jährlicher Einkünfte, sagt Lord John Russell (Life and Correspondence of Charles James Fox) hatte Lord Townshend die Auflehnung der Colonien gegen das Mutterland veranlaßt, um 16,000 £ Lord North ihren Abfall.“ So war es. Die Ostindische Compagnie war vom Parlament ermächtigt (noch obenein als Monopol), nach den Nordamerikanischen Colonien ein gewisses Quantum von Thee, zollfrei von England, zu exportiren. Die 16,000 £, die das dem englischen Schatze einbringen sollte, waren von Bedeutung weder für England noch für Amerika — sie machten das Eine weder arm, noch das Andere reich. In der That scheint es gerade die Absicht englischer Seits gewesen zu sein, die Sache zum Austrag zu bringen. „Der König ist entschlossen, die Frage mit Amerika zur Entscheidung zu bringen“ — antwortete Lord North, als Amerikaner ein letztes Mal ihn warnten vor de Folgen. Die Entscheidung kam, aber au-

ders, als Georg III. sie gewünscht und erwartet. „Union — das war die erste, die letzte, die einzige Hoffnung für Amerika,“ sagt Bancroft. Samuel Adams, der Leiter von Massachusetts, „entfaltete“ sein Project: Union und Unabhängigkeit — so hieß dasselbe in seiner Entfaltung. „Extravagante Theorie!“ schrieb Hutchinson an Lord Dartmouth, einen Cabinetsminister. Boston gab eine praktische Antwort. Eben waren drei Schiffe mit Thee — dem Ersten unter dem neuen Systeme — eingelaufen: in 3 Stunden flog aus den 3 Schiffen der Thee über Bord in den Grund des Meeres, in der Stille der Nacht, unter den Kanonen des Forts. Das war am 16. December 1773. Die Revolution hatte allen Ernstes begonnen. Vergeblich plaidirte der greise Franklin noch einmal in London vor König und Rath für die Rechte der Colonien. Er wurde verlacht und verspottet.

Noch war der Krieg zwischen Colonien und Mutterland nicht beendet, und noch war selbst der Ausgang desselben in keiner Weise vorzusehen, als bereits, am 8. Juni 1776, der Congreß die Unabhängigkeit und Union der Colonien erklärte; und am 4. Juli erschien die denkwürdige „Unabhängigkeits-Acte“ der, wie die Abgeordneten der Colonien nunmehr sich nannten „Repräsentanten der vereinigten Staaten von Amerika.“ Diese Erklärung war ganz allgemein gefaßt, war in der That lediglich, was ihr Titel besagte, eine „Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika;“ und wiewohl sie nur nach langer und hanger Discussion und nur mit 7 gegen 6 Stimmen durchging, so bezog sich die Meinungsverschiedenheit doch nur darauf, ob überhaupt die volle Unabhängigkeit — dieser vollständigste und folgenschwerste Bruch mit England — proclamirt werden solle, nicht auf die Constituirung der Colonien, nachdem die Trennung einmal ausgesprochen und beziehungsweise erlangt sein würde. Und das war allerdings eine Frage, deren Zeit noch nicht gekommen war. Die Erklärung spricht denn auch lediglich im Allgemeinen die Unabhängigkeit aus, jedoch unter gleichzeitiger Bezeichnung dessen, was unter Unabhängigkeit zu verstehen sei, nämlich, daß die vereinigten Colonien „freie und unabhängige Staaten“ seien, und als solche sie volle Macht besäßen „Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Allianzen einzugehen, Handel zu treiben, und alle andere Acte und Dinge zu thun, welche unabhängige Staaten zu thun berechtigt sind.“ Diese Fassung ließ es unentschieden, ob die Vereinigten Staaten in ihrer Gesamtheit die Unabhängigkeit mit allen völkerrechtlichen Attributen derselben besitzen und ausüben sollten, oder aber dieselbe jedem einzelnen Staate ver-

lieben sein solle. Sobald es sich nun aber darum handelte, dieser „Unabhängigkeit“ organischen Ausdruck zu geben, d. h., das innere Rechts- und Machtverhältniß der einzelnen Staaten zu einander festzusetzen, mußte jene Unbestimmtheit der ursprünglichen Fassung nothgedrungen Zweifel veranlassen und in Rücksicht auf die vorhandenen Gegensätze zu den ernstesten Konflikten führen. Diese Gegensätze waren aber eben keine anderen, als „Staatenbund“ und „Bundesstaat.“

Der Partikularismus erhob sein Haupt. Noch war die Unabhängigkeit des Ganzen nicht erlangt und nicht gesichert, und schon entspann sich der Streit um die Unabhängigkeit der Einzelnen gegenüber dem Ganzen. Ehe die Einheit erreicht, erhob sich die Schlange der Zwietracht. Die Unabhängigkeit war bedroht in ihrer Existenz, noch ehe sie existirte. Die Leiter der Bewegung sahen die Gefahr. Eine authentische Interpretation der Unabhängigkeitserklärung war unumgänglich nöthig. Sie erfolgte in 1777 in der eigentlichen Verfassungs-Urkunde, der sogenannten *Conföderation*, und zwar, in Uebereinstimmung mit dieser letzteren Bezeichnung, im Sinne der Partikularisten. Um nicht Alles in Frage zu stellen, die Unabhängigkeit nicht von vornherein auf's Spiel zu setzen durch inneren Zwiespalt, erklärte man darin ausdrücklich, daß jeder einzelne Staat „seine Souverainetät behalten solle.“ Die einzelnen Staaten waren also souverain. Auf dem Papier. Denn bald erkannte man — bei allen ihren Sondergelüsten hatten die Colonisten doch genug praktisch-politischen Verstand hierzu — daß Einzelsoverainetät unverträglich sei mit Gesamtsoverainetät, Sonderstaat mit Einheitstaat. Man entdeckte, in andern Worten, daß die dem Congreß als Centralgewalt in der *Conföderation* übertragenen Vollmachten ungenügend seien für die Zwecke der Union, die da sein sollten „die gemeinsame Vertheidigung und das allgemeine Wohl.“ Darum schritt man bereits nach 10 Jahren, in 1787, zu einer Reform der Union, indem man einfach die Souverainetät der Einzelstaaten aufhob. Das war in der That der einzige Weg zur Erreichung des Zweckes. §. 10. der „*Constitution*“ von 1787 entzieht in unzweideutiger und ausdrücklicher Weise den individuellen Staaten die Ausübung gewisser Attribute der Souverainetät, insbesondere der folgenden: „Krieg zu machen, Verträge abzuschließen, Handel zu reguliren.“ Diese höchsten und weithin wichtigsten Attribute der Staatssoverainetät wurden also ausdrücklich der Centralgewalt, dem Congresse, vorbehalten. Dies sind aber gerade diejenigen Attribute, vermöge welcher der Staat eine Stel-

lung nach Außen hin einnimmt und sich den andern Staaten gegenüber als ein völkerrechtlich selbstständiges und unabhängiges Ganze, in seiner vollen staatlichen Souverainetät, repräsentirt. Hieraus folgt, daß die Einzelstaaten dem Auslande gegenüber nicht existiren, daß sie nur existiren in der Gesamtheit, d. h. der Centralgewalt, ihrem einheitlichen Organe. Die Union wurde daher wesentlich ein Bundesstaat. In dem Beschlusse, durch welchen die Vorversammlung der Abgeordneten der einzelnen Staaten zu Annapolis in 1786 die Vertreter der sämmtlichen Staaten für 1787 nach Philadelphia zusammenberief, hieß es auch ausdrücklich, daß der Zweck dieser Versammlung sein solle, die „Conföderation (von 1778) dahin umzugestalten, daß die Bundesconstitution den Erfordernissen einer Nationalregierung entspreche und die Union in ihrer Existenz, wie in ihrer Wirksamkeit und äußeren Geltung gesichert sei.“ Bei jedem einzelnen Staate stand es, ob er diesen Congreß Behufs Reformirung der Union beschicken wollte oder nicht: verneinenden Falles hätte voraussichtlich der betreffende Staat aus der Union ausscheiden müssen. Es war daher im Grunde einem Jeden die Alternative gestellt: entweder scheide aus der Union, oder bleibe in ihr in ihrer verbesserten einheitlicheren Gestalt, in der Union als Bundesstaat — unter der Voraussetzung, daß eine Mehrheit im letzteren Sinne sich aussprechen würde, was in der That geschah. Die Staaten sendeten ohne Ausnahme Vertreter ab, mit Instructionen im Sinne jener Reform. Aber in allen Staaten fand man sich gleichzeitig genöthigt, dem Partikularismus eine Concession zu machen: in den Instructionen — und demnächst der neuen Verfassungsurkunde — das Wort „national“ auszulassen. Nur hiermit war der Widerstand der Partikularisten zu besiegen und einer Zerplitterung vorzubeugen. Dies Wort hatte sogleich bei den engherzigen Kirchturmpatrioten die Befürchtung erregt, es werde eine Verschmelzung und damit Verwischung der einzelnen Staaten stattfinden, es würde geschehen sein um ihren Sonderstaat und alle die persönlichen Vortheile und Vorzüge, um deren Willen sie so begeisterte Kirchturmpatrioten waren. Sie glaubten, die kleinen Geister, um so eher eine Rolle spielen zu können, je kleiner und umschränkter ihr Theater war. Um diese Geister zu versöhnen, mußte man in Rücksicht auf ihre Zahl und die Herrschaft, die sie zu erlangen gewußt, das Wort „national“ streichen. Auch in der Constitution wurde es demnächst, nach langen und wechselvollen Debatten, ausgelassen. Doch die Partikularisten hatten nicht viel mehr gerettet, als die Form — die Substanz war ein Bundesstaat. Der

Kampf drehte sich, wie gesagt, vorzugsweise um die Worte „national“ und „suprem“ in Bezug auf die Centralgewalt gegenüber den Einzelstaaten. Es waren anfänglich nur 8 Staaten vertreten; 6 stimmten für diese Fassung (mit den beiden vorgenannten Worten), also für die unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten, die unbedingte Oberhoheit der Centralgewalt (gleichviel, wie diese constituirt werden möchte). Hiernach war also mit 6 gegen 2 Stimmen eine „nationale supreme Regierung“ gegründet. Da noch einmal erhob der Partikularismus sein Haupt. „Souverainetät der Einzelstaaten“, das war wieder sein Panier und seine Losung, und sogleich setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um jenen Beschluß, die „Vertilgung“ der Einzelstaaten, rückgängig zu machen. Nur 8 Staaten hatten gestimmt, und das benutzten die Partikularisten, die Abstimmung als eine übereilte, abgelistete, parteiische, unvollständige und ungültige darzustellen. Und wirklich erreichten sie ihren Zweck. Die Abgeordneten der übrigen 5 Staaten fanden sich ein und die Verhandlungen begannen von vorn. Man ließ endlich, wie vorbemerkt, das „national“ fallen und behielt das „suprem“. Wieder ein Compromiß. Wieder aber hatten die Partikularisten nichts gewonnen als die Form. Die Substanz war dieselbe. Wo eine supreme, eine höchste Gewalt ist, da müssen die andern Gewalten kleiner sein als sie, d. h. untergeordnet der höchsten Gewalt. Und so war es in allen wesentlichen Dingen, in allen eigentlichen Attributen der Souverainetät. Die Souverainetät der Einzelstaaten, mochte sie theoretisch oder nominel und formel bestehen bleiben, ward thatsächlich aufgehoben. Der Congreß als Centralgewalt behielt allein und ausschließlich die Machtvollkommenheiten: des Krieges, des Friedens, der Gesandtschaften, der Allianzen und Verträge, des Handels, der Piraterie, der Münzen, Gewichte und Maße, der Post, der Ernennung von Beamten, der Land- und Seemacht, der Ein- und Ausfuhrzölle, der Taxen für Bundeszwecke u. — nach dem Wortlaut der Constitution. Diese Attribute wurden den Einzelstaaten genommen und als ausschließliche Machtvollkommenheit dem Congreß übertragen. Was wurde da aus der Einzelsouverainetät, wo blieb da der Partikularismus? Einzig und allein sollte den Einzelstaaten ein beschränktes Recht des Krieges — zur Selbstvertheidigung in dringenden Fällen — und das Recht der außergewöhnlichen Erhebung von Steuern zu diesem Behufe verbleiben. Ein solches beschränktes Recht zum Kriege Behufs Selbstvertheidigung — also lediglich im Fall eines plötzlichen Angriffs — war zu jener

Zeit unbedingt nothwendig, wenigstens für die Staaten im Innern, die noch häufigen Einfällen der Indianer ausgesetzt waren, und in Ermangelung einer hinreichenden Bundesarmee, die eigentlich gar nicht bestand, sofern selbst heute die vereinigten Staaten ein stehendes Heer bekanntlich kaum besitzen. Dinehin war dies Recht im Grunde nichts Anderes, als die den betreffenden Unterbehörden obliegende Pflicht, im Fall der Störung des öffentlichen Friedens die Miliz zur Wiederherstellung des Friedens aufzurufen, wie dies in England die Pflicht der Lord-Lieutenants der Grafschaften ist, und wie selbst in Preußen den Provinzial-Militairgouverneuren die Pflicht obliegt, in dringenden Fällen die Landwehr aufzubieten.

Das waren also die Grundlagen, auf denen die Staaten ihre Bundeseinheit errichteten, die Bedingungen, in denen allein sie ein festes Fundament erblickten ihrer „Macht und Größe und Harmonie“; die sie befähigen sollten und allein konnten, einzutreten in ihrer Gesamtheit in die Reihe der Staaten als eine selbstständige unabhängige Macht, nicht als ein Staatenbund, sondern als ein Bundesstaat; die Bedingungen, unter denen allein in der Meinung und Ueberzeugung von Männern wie die beiden Adams, die Hamilton, Washington, Madison, trotz mancher Verschiedenheiten der Ansichten und Neigungen in untergeordneten Dingen, die Union sich vollziehen, und unter denen allein sie bestehen und gedeihen konnte.

Und was wäre wohl aus den Vereinigten Staaten geworden, welche Rolle würden sie heute spielen, wenn jeder einzelne Staat das Recht behalten hätte, Gesandtschaften zu halten, eigene Gesetze in Handel und Schiffahrt zu machen, eigene Verträge mit auswärtigen Staaten zu schließen u. s. w.? . .

Die Antwort liegt nahe.

So war also die Conföderation überwunden worden durch die Constitution, d. h. der Staatenbund durch den Bundesstaat. Nach einer Dauer von kaum zehn Jahren. So unzureichend und unpraktisch hatte sich jene erste lose Verbindung vor Aller Augen erwiesen, daß der Partikularismus der Evidenz der Thatsachen gegenüber seine Fahne senken, in das „uerbittliche Schicksal“ sich fügen mußte. Zwar dauerte der Streit noch lange fort und wurde nicht selten mit solcher Bitterkeit und Leidenschaft geführt, daß die ganze Union ihrer inneren Auflösung nahe zu sein schien, wie Washington selber sagte, daß „es während langer Zeit zweifelhaft gewesen sei, ob die Union diesen Lauf und Hader überleben oder ob sie auseinanderfallen würde in eine Anzahl

winziger und verdorrter Bruchstücke“: allein diese Nachwehen — Schmerzestöße der Partikularisten über den Verlust ihrer kleinen Größen — schwächten sich allmählig ab und der Streit wurde mehr und mehr ein theoretischer, papierner: niemals ist seitdem der Versuch ernstlich gemacht worden, die Constitution zu „reformiren“ im Sinne des Partikularismus, und das wäre in der That den Strom wieder zurückführen wollen zu seiner Quelle: — vielmehr waltet die offenbare Tendenz ob, die Centralgewalt zu stärken, sie mit einer ausgedehnteren Initiative und Machtvollkommenheit zu bekleiden. Ja selbst die Bezeichnung Bundesstaat ist keineswegs zutreffend für die Union, da die Constitution durch die ausgedehnten Souverainetätsrechte, welche sie dem Congresse beilegt, noch weit über den Begriff eines Bundesstaates im Sinne eines Einheitsstaates hinausgeht, indem sie in Wahrheit nur einen Staat und nur eine Staatsgewalt schafft. Denn mit gleichem Rechte könnte man Preußen fast einen Bundesstaat nennen, in Rücksicht auf die Befugnisse, welche die Provinzialstände, zwar nicht in legislatorischer, aber administrativer Hinsicht noch heute besitzen, mindestens bis 1848 besaßen. Die „Constitution“ hat auch in Preußen erst im Grunde einen volksthümlichen Einheitsstaat geschaffen, der bis dahin nur in der Krone und durch sie bestand.

Mit der „Souverainetät“ der individuellen Staaten war es also vorbei. Sie war in der That eine Unmöglichkeit, sobald es sich um die Gründung einer wirklichen und lebenskräftigen „Union“ handelte. „Die Sonderunabhängigkeit und individuelle Souverainetät der einzelnen Staaten,“ sagt Story, „kam den erleuchteten Patrioten, welche die Unabhängigkeits-Erklärung entwarfen, niemals in den Sinn.“ Und die Behauptung, die wohl hie und da in neuerer Zeit noch aufgestellt wird, daß jeder einzelne Staat unabhängig sei, nennt er eine „politische Heresie“, die den Vereinigten Staaten niemals zum Nutzen, immer nur zum Verderben gereichen könne. In dem Rundschreiben, das der Congreß in 1787 an die einzelnen Staaten richtete, um sie zur Ratification des Constitutionsentwurfes einzuladen, finden sich die folgenden Worte, Worte politischer Weisheit und Tugend: „Die Gründung einer permanenten Union, die den Meinungen und Wünschen der Delegirten so vieler in Sitte, Handel und innerer Politik von einander weit geschiedenen Staaten gleichmäßig entspräche, erwies sich als ein Werk, das nichts als Zeit und Ueberlegung, verbunden mit einem allseitigen Geist der Veröhnung, zur Reife und zur Vollendung bringen kann. Es kann nicht erwartet werden, daß in Rücksicht auf die wesentlichen

und unerläßlichen Bedingungen unserer Union irgend ein Plan mit den Maximen und politischen Ansichten eines jeden einzelnen Staates genau übereinstimmen werde. Möge man bedenken, daß nach sorgsamster Erwägung auf Grund der vollsten Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse dieser (der vorgelegte) Plan der beste erscheint, sofern er den Verhältnissen Aller möglichst Rechnung trägt und daher der allgemeinen Zustimmung am ehesten sich versichert halten kann. Darum empfehlen wir den Entwurf dringend der unverzüglichen und leidenschaftslosen Erwägung der Legislaturen der resp. Staaten. Möge er in Aufrichtigkeit erwogen werden und in voller Würdigung, wie schwierig es ist, die verschiedenen Neigungen und Interessen eines in so viele souveraine und unabhängige Communitäten geschiedenen Continentes unter einem gemeinsamen Systeme zu vereinen, und möge überall die Ueberzeugung vorwalten von der unbedingten Nothwendigkeit, unser ganzes Denken und unsre ganze Kraft zum Zwecke der Bewahrung und Vertheidigung unserer gemeinsamen Freiheiten zu vereinigen. — Möge er geprüft werden in jenem Geiste der Großherzigkeit, der Brüdern und Bürgergenossen geziemt, welche von denselben dräuenden Gefahren umgeben sind und nach demselben erhabenen Ziele ringen, und deren höchstes Interesse erheischt, daß sie auf immer durch die innigsten und unlösbarsten Bande verbunden und in einander verflochten seien. Möge endlich die Entscheidung erfolgen gemäß den hochherzigen Gesinnungen weiser und patriotischer Gesetzgeber, die, wie sehr auch die Wohlfahrt ihres eigenen unmittelbaren Kreises ihnen am Herzen liege, doch sich emporzuschwingen wissen über locale Sympathien, wenn und soweit diese unvereinbar sein möchten mit der Sicherheit, der Wohlfahrt und dem Ruhme des Ganzen.“

Herrliche Worte, goldene Lehren!

Es wurde bereits bemerkt, daß die Conföderation den Zwecken der Union nicht entsprach. Der Hauptgrund, weshalb sie dies nicht that, lag weniger in der Beschränktheit der dem Congreß verliehenen Rechte, als vielmehr darin, daß derselbe sich außer Stande sah, von diesen Rechten wirklichen Gebrauch zu machen, da die Conföderations-Urkunde über die Mittel und Wege der Ausübung dieser Rechte nirgends Bestimmung getroffen, und daher die Executive ebensowohl wie der Congreß selbst in fortwährenden Conflict mit den Einzelstaaten gerieth, in denen der Partikularismus noch immer und immer sein

Haupt zu erheben suchte. Aber eben hierdurch beschleunigte er seinen Fall. Denn je mehr er die Centralgewalt lähmte und hemmte, um so tiefer und allgemeiner wurde die Ueberzeugung einer Reform der Union im Sinne der Einheit und einer starken Executive. Die Conföderation verschied in der That, wie ein Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückte, an Lebensschwäche.

Eine starke Executivgewalt — das wurde mithin einer der Hauptzwecke der Constitution.

Uebrigens bezeichnet schon dieser Name den grundverschiedenen Charakter, den die Union durch sie erhielt. Denn die Conföderation war ihrem Begriffe gemäß ein einfacher Vertrag zwischen den verschiedenen unabhängigen Staaten, der nur so lange bindend war, als die resp. Staaten ihn aufrecht erhalten wollten; die Constitution dagegen schuf eine permanente Regierungsform, die, sobald sie einmal — durch freie Zustimmung und Ratification der betreffenden Staaten — in Rechtskraft getreten war, unwiderruflich war und der daher kein Staat sich wieder entziehen konnte. Und indem der Congress mit der „höchsten“ Gewalt, d. h. der Souverainetät, bekleidet wurde, waren seine Beschlüsse auch selbstverständlich endgültig, nicht etwa noch der Ratification von Seiten der Einzelstaaten bedürftig, oder an „Einholung von Instructions“ geknüpft — ein Luxus, den nur der deutsche Bund kennt.

Die Wirkungssphäre nun des Congresses, wie diejenige der Einzelstaaten faßt Story im Allgemeinen dahin zusammen: Der Wirkungskreis der Centralregierung betrifft hauptsächlich äußere Angelegenheiten, wie Krieg, Frieden, Verträge, auswärtigen Handel; der Wirkungskreis der Einzelstaaten dagegen alle Dinge, die auf das gewöhnliche Leben, die Freiheiten und das Eigenthum des Volkes, die innere Ordnung, die Verbesserung und die Wohlfahrt der Einzelstaaten sich beziehen.

Der Congress erscheint somit als alleiniger Träger, Repräsentant und Vollstrecker der Gesamtsouverainetät der vereinigten Staaten, vorzugsweise nach Außen hin. Derselbe besteht, im weitesten Sinne, aus dem Präsidenten, dem Senate und dem Hause der Repräsentanten. Es liegt außer dem Zwecke dieser Darstellung, auf das gegenseitige Rechtsverhältniß dieser drei Factoren des Congresses einzugehen. Der Senat erscheint als Repräsentant der Einzelstaaten, das Haus der Repräsentanten als Repräsentant des amerikanischen Volkes. Jenem würde in einem volksthümlischen und lebenskräftigen deutschen Bundesstaate eine Fürstenbank, diesem ein Volkshaus entsprechen. Als ein

wichtiges Moment möge nur noch hervorgehoben werden, daß die Volksvertretung genau auf der Basis der wirklichen Bevölkerung beruht, nicht etwa wie der deutsche Bund auf der verkehrten und unsinnigen Basis der Staaten ohne Unterschied des Umfanges und der Seelenzahl.

Von besonderem Interesse jedoch für unsere gegenwärtige Betrachtung ist die Stellung des Präsidenten, d. h. seine Machtvollkommenheit dem Congresse gegenüber. Im Wesentlichen besitzt der Präsident alle diejenigen Prärogativen, mit denen in constitutionel-monarchischen Staaten das Staatsoberhaupt bekleidet ist. In der That, trotz ihrer demokratisch-republikanischen Neigungen waren die Gründer der Union doch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Executivgewalt kein Schatten sein dürfe, sondern sie stark und zu diesem Behufe mit einer ausgedehnten Machtvollkommenheit und einer hohen Initiative bekleidet sein müsse. Sie sahen ein, daß wenn der Präsident in seiner Action gebunden wäre, sei es durch eine fortgesetzte Kontrolle von Seiten des Congresses oder durch Entziehung jeglicher Initiative oder endlich eine vorherige Zustimmung des Congresses, die Regierung unmöglich sein würde. Deshalb ist der Präsident zunächst und vor Allem ein wesentlicher Factor der Legislatur, indem er ein Veto besitzt. Wie ausgedehnt daher die Machtvollkommenheit des Präsidenten in administrativer Beziehung ist, wird eine einfache Aufzählung der durch die Constitution ihm verliehenen hauptsächlicheren Prärogative sogleich erkennen lassen. Der Präsident ist

Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten, und sogar der sämtlichen Miliz der Einzelstaaten, sobald dieselbe zum Dienst für die Vereinigten Staaten aufgerufen ist.

Was Letzteres besagen will, springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß die Miliz so ziemlich die ganze wehrhafte Bevölkerung der Vereinigten Staaten umfaßt. Der Präsident besitzt

das Recht der Gnade — dieses Recht, das selbst in monarchischen Staaten als die erhabenste Prärogative der Krone betrachtet wird; und wiewohl manche der angesehensten Autoren — wie Beccaria, Blackstone, Montesquieu — der Meinung sind, daß in einer Demokratie diese Prärogative niemals logisch existiren könne.

Der Präsident

schließt Verträge aller Art mit auswärtigen Staaten, ernennt Gesandte und Consuln, die höheren Justiz- und an-

deren Beamten, wobei jedoch der Senat concurrirt. Daß der Senat beim Abschluß von Verträgen seine Zustimmung zu ertheilen hat, ist einfach das in allen constitutionel-monarchischen Staaten obwaltende System.

Der Präsident besitzt also im Wesentlichen alle Attribute der Souverainetät in ihrer vollziehenden Action in gleichem Grade, wie die Souveraine in constitutionellen Staaten. Mit einer Ausnahme, allerdings einer äußerst wichtigen: er hat nicht das Recht des Krieges. Dies ist dem Senat — unter Mitwirkung nur des Präsidenten — vorbehalten. Die Gründer der Union nahmen Anstand, dieses gewaltigste und für die Geschichte eines Staates entscheidungsvollste Recht einem Manne anzuvertrauen, um so mehr vielleicht, als dieser Eine stets nur vorübergehend mit der höchsten vollziehenden Gewalt bekleidet ist und daher, unabhängig von anderen Erwägungen, die Versuchung als naheliegend vorausgesetzt werden durfte, daß der jezeitige Präsident wünschen würde, sein Präsidium gewissermaßen verherrlicht zu sehen durch Werke des Krieges. Die dafür geltend gemachten Gründe, das Recht des Krieges dem Senate, d. h. einer Versammlung zu verleihen, waren damals vollkommen am Orte: ein ernsthafter Krieg war nur möglich mit entfernten überseeischen Staaten, und, wollte man nicht gegen alles Völkerrecht einen plötzlichen Ueberfall voraussetzen, so konnte das Ob und das Wie immerhin mit einer gewissen Muße in einer Versammlung verhandelt und entschieden werden: je mehr aber die Vereinigten Staaten im Laufe dieses Jahrhunderts zunahmen an innerer Stärke und Macht, und in Folge dessen an äußerem Gewicht und äußerem Einfluß, um so mehr machte sich auch die Ueberzeugung geltend, daß es zweckmäßiger sei, das Recht des Krieges ebenfalls dem Präsidenten, wenn auch unter gewissen Beschränkungen, zu übertragen, und in der That ist bereits hiermit ein Anfang gemacht. Auf Antrag des Präsidenten wurde demselben im vergangenen Jahre (1858) das Recht des Krieges ausdrücklich und ausschließlich verliehen in Bezug auf die Centralamerikanischen Staaten; und es ist vorauszusehen, daß früher oder später eine Erweiterung dieser hohen Prerogative eintreten wird. Und damit werden alsdann die Vereinigten Staaten völlig zum Einheitsstaate in allen äußeren Beziehungen gediehen sein. Das Recht des Krieges ist ja heute überhaupt in constitutionellen Staaten gewissermaßen nur ein formales Recht der Krone, da einerseits die Volksvertretung in indirecter Weise eine gewichtige und mehr oder weniger entscheidende Stimme dabei hat, und andererseits die öffentliche Meinung ebenfalls ihr „Recht“ geltend macht.

So sehen wir, daß der Partikularismus überwunden wurde vom Gesamtstaate. Den einzigen Weg zur Erreichung der Einheit erkannte man in der Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze, und das Ganze wiederum konnte nur in einer einheitlichen Centralgewalt seinen Ausdruck und Träger finden. Daß der wahre und einzige Weg zur politischen Einheit gerade die gleiche Berechtigung und die gleiche Geltung der Einzelstaaten sei und deshalb die Centralgewalt so viele Köpfe haben müsse, wie es Staaten giebt, war eine Anschauung, zu welcher selbst die eifrigsten und begeistertsten Partikularisten sich niemals aufgeschwungen hatten — die Ehre dieser Erfindung blieb dem Hauptstiege des deutschen Partikularismus, blieb der guten Stadt Augsburg vorbehalten.

Und doch war der Partikularismus in Amerika viel begründeter, berechtigter, natürlicher, als er es in Deutschland ist. Abgesehen von den oben angedeuteten Ursachen schon darum, weil in Amerika die Territorialbasis eine weit ausgedehntere und umfangreichere ist, und daher, insbesondere zu jener Zeit, wo die Verbindungen noch so mangelhaft und langwierig waren, von vornherein ganz andere und sehr reelle Gegensätze in Handel und Wandel, in Sitte und Gewohnheit, Charakter und Lebensweise entstanden, als es in Deutschland jemals der Fall gewesen ist. Und nun bedenke man die ungeheurere Verschiedenheit, ja den vollkommensten Gegensatz der politisch-territorialen Lage von Amerika und Deutschland. Wenn es nöthig war in Amerika, die Centralgewalt mit solcher Machtvollkommenheit zu bekleiden, derselben alle höchsten Attribute der Souverainetät in ausschließlicher Weise zu übertragen, um wie viel nothwendiger und unerläßlicher ist das alsdann in Deutschland — in Deutschland, das eingeklemmt ist zwischen zwei Reichen, deren jedes Einzelne ihm überlegen ist an Seelenzahl und territorialer Ausdehnung, während Amerika den ganzen unermesslichen Continent allein besitzt und allein beherrscht, von Ocean zu Ocean, auf dem es nach Belieben sich recken und strecken, sich ausdehnen, erweitern, entfalten kann — ungestört durch eifersüchtige und unruhige Nachbarn, unbedroht durch mächtige und ländergierige Feinde!

Wie nun die Einzelsouverainetät und der Partikularismus in den Vereinigten Staaten die Widersacher der national-politischen Einheit waren, so waren und sind sie es auch zur Stunde noch in Deutschland. Welche Bewandniß es mit dem Partikularismus in Deutschland hat, das wird in einer folgenden Betrachtung zur Erörterung kommen. An dieser Stelle mögen nur in Betreff der Einzelsouverainetät — die in

Deutschland keine Staaten-, sondern eine Fürstensouverainetät ist — einige allgemeinere Erwägungen gestattet sein. Und insbesondere über diesen Punkt, allerdings den Knotenpunkt des ganzen deutschen Problems, wünschen wir mit der höchsten Rücksicht und Ehrerbietung, in der zartesten Sprache und dem geziemendsten Tone zu sprechen: aber die Geschichte richtet über Fürsten und Völker, und läßt sich nicht spotten. Und das ist eine verderbliche Politik, die da verkennt und verleugnet, daß das Interesse des Fürsten identisch ist mit dem Interesse — das heißt, mit der sittlichen und leiblichen Wohlfahrt, der Sicherheit und Stärke, dem Ruhm und der Ehre des Volkes: lange mag Letzteres die Schuld der Urheber — wo Schuld besteht — wohl tragen, aber sie fällt zuletzt unfehlbar auf diese zurück, aus dem einfachen Grunde, weil in der Geschichte der Menschheit die Völker das bleibende, wesentliche Element, die Dynastien das untergeordnete, vergängliche, zufällige sind: die Völker sind um ihrer selbst, die Fürsten um der Völker willen, und diejenigen Dynastien nur, die mit ihrem Volke voranschreiten im Geiste der menschheitlichen Entwicklung, welcher Geist im Großen und Ganzen ein Geist ist der Gerechtigkeit und der Freiheit, können hoffen, mit dem Volke vereint zu bleiben, und, getragen von seiner, des Volkes Verehrung und Liebe, diese erhabene Stellung zu ihrem eigenen Ruhme und zum Segen des Volkes zu bewahren. Die erste Bedingung aber der Wohlfahrt eines Volkes ist die nationale Sicherheit, und diese wiederum kann nur erreicht und gewährleistet werden durch eine Concentrirung der nationalen Kraft in einer starken, festen, einheitlichen Centralgewalt.

Diese Centralgewalt, indem sie eben nur die nationale Sicherheit zum Zwecke hat, soll daher auch lediglich nur dem Ausland gegenüber existiren. Damit sie aber vom Ausland als solche anerkannt und geachtet sei und daher ihren Zweck erfülle, darf sie kein bloßes Schattenbild, keine Form, keine Theorie, keine Phrase sein. Sie muß eine Wahrheit, eine Wirklichkeit sein. Das aber kann sie nur sein, indem die materielle Kraft, das heißt die Wehrkraft der Nation in ihr sich repräsentirt. In andern Worten, indem die Centralgewalt Chef, im militärischen Sinne, der gesammten Wehrkraft des Volkes ist.

Es wäre, diese Grundbedingung auf Deutschland angewandt, widersinnig, behaupten oder vorgeben zu wollen, daß eine solche Ueberweisung der Wehrkraft an die Centralgewalt, — die nur eine einheitlich-persönliche sein kann — wiewohl dieselbe nur einen äußern Zweck hat, nicht die Souverainetät der einzelnen Fürsten berührte. Nein,

sagen wir es frei heraus, — und unsere Freunde im jenseitigen Lager wissen das ja, müßten es ohne unser Geständniß — jene Unterordnung der Wehrkraft der Nation unter die persönliche Centralgewalt würde eine Beschränkung, und eine sehr reale und sehr wesentliche Beschränkung der Einzelsouverainetät sein.

Doch im Grunde lediglich in der Form.

Wenigstens würde sie keinesweges eine so ausgedehnte und fühlbare sein, wie auf den ersten Blick es wohl scheinen kann. Denn in Deutschland besteht zur Zeit überhaupt nur noch eine constitutionelle Souverainetät der Fürsten, d. h. eine bereits beschränkte. In keinem deutschen Staate kann die Souverainetät des Fürsten als obersten Kriegsherrn — selbst abgesehen vom Bundestage — anders zur Ausübung gelangen, als durch ein wenigstens moralisch verantwortliches Ministerium und unter Mitwirkung der Volksvertretung. Ferner besteht gerade diese Souverainetät in den deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens im Grunde eben nur in der Form, dem Namen nach: — denn gesetzt, jeder Fürst könnte die Streitkraft seines Landes nach Belieben verwenden, so würde er schwerlich jemals thatsächlich von dieser Befugniß für sich allein Gebrauch machen können. Gegen einen andern deutschen Staat sie richten wollen, wäre heute schon unter allen Umständen unmöglich, es sei denn als Bundesgenosse eines nichtdeutschen Staates, oder des theilweise deutschen Staates Oesterreich. In diesem Falle aber oder wenn ein Fürst auf eigene Hand den Bundesgenossen spielen wollte eines nicht=deutschen Staates gegen einen andern nicht=deutschen Staat, würde derselbe doch zunächst mit dem Reste Deutschlands abzurechnen haben, und die alleinige Folge dieser Abrechnung würde einfach ein „Inhibitorium“ sein. Ginge er über dieses hinaus, so würde Deutschland Execution gegen ihn vollstrecken und event. — wie weiland unter dem heiligen Römischen Reiche geschah — sein Land confisciren. Darum würde ein deutscher Fürst, besäße er selbst das unzweifelhafteste positive Recht dazu, niemals von demselben Gebrauch machen. Dies „Souverainetätsrecht“ ist also ein todter Buchstabe für ihn, ein Recht, das der Eitelkeit schmeicheln, aber seiner realen Macht nicht ein Jota zufügen kann. Dieses Recht aufgeben, wäre daher im Grunde nur das Aufgeben eines titulären Rechts, und die Entäußerung dieses Rechts würde überhaupt nur für die Dauer eines Krieges thatsächlich Platz zu greifen haben, da in Friedenszeiten voraussichtlich der Fürst — nur unter gewissen Beschränkungen — nomineller Chef der Wehrkraft seines Landes bleiben würde.

Das giebt man allerseits zu.

Aber, wendet man ein, erstlich ist diese Einzelsouverainetät in der historischen Entwicklung Deutschlands begründet, und wenn die Ausübung derselben gerade in dem hier in Rede stehenden hochwichtigen Punkte unter den heutigen Verhältnissen in Rücksicht einerseits auf die Bundesverfassung, andererseits die nationale Vereinheitlichung, die sich bereits in den Gefühlen und der Ueberzeugung des deutschen Volkes vollzogen hat und ihrer Vollendung Tag um Tag sichtlich entgegenreift — zwar schlechterdings eine Unmöglichkeit ist, so entspricht dieselbe dennoch nicht nur den historischen Antecedentien, sondern auch den Interessen Deutschlands. Und zweitens werden die Fürsten diese Souverainetät — mag sie ein Schatten sein so viel sie wolle — niemals freiwillig aufgeben, sondern werden nur mit Gewalt dazu gezwungen werden können. Und dabei wäre denn auch Europa theiligt.

Daß die Einzelsouverainetät den Interessen Deutschlands entspreche, das ist eine Behauptung, deren Beweisführung wir denen zuschieben und überlassen, die sie aufstellen. Freilich wird der Beweis alle Tage geführt: wie es aber mit dieser Beweisführung beschaffen ist, darauf werden wir später zurückkommen. Ihre Prämisse ist eine Negirung — von vornherein eine Negirung dessen, was bewiesen werden soll.

Der Einwand nun zunächst des sogenannten historischen Rechts der Einzelsouverainetät ist thatsächlich — so weit er sich auf die Geschichte und das Staatsrecht Deutschlands vor 1815, oder wenigstens vor der Auflösung des Deutschen Reichs in 1806 bezieht, völlig unbegründet. Die Fürsten des Reiches mochten oft gegen die Oberhoheit des Kaisers als Haupt des Reiches agiren und agitiren, sie mißachten, verkennen, sich auflehnen und empören gegen sie, ja, mit den Feinden des Reiches sich verbinden und mit den Waffen in der Hand gegen Kaiser und Reich an der Seite des äußern Feindes kämpfen: begründet aber diese Auflehnung, dieser Hochverrath an Kaiser und Reich, begründen sie ein historisches Recht? Es war ein Gewaltact gegen die Grundgesetze und die Verfassung des Reichs, ein Bruch der beschworenen Unterthanentreue, eine Verletzung der ersten und heiligsten Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland. Es war eine Verletzung, die schwerste und strafbarste Verletzung des positiven Rechts, und schnurstracks wider die historischen Traditionen, wider die historische Entwicklung, wider das historische Recht des deutschen Reiches. Es war der Fluch der deutschen Geschichte. Weil zufällig die deutschen

Kaiser schwach waren — wie es nicht anders sein konnte, da sie nicht in, sondern gewissermaßen außer dem Reiche standen — und schwächer und schwächer wurden, — weil zufällig Deutschland keinen Egbert, keinen Ferdinand den Katholischen und keinen Louis XI. unter seinen Kaisern hatte, nur Thierry's und Chilperic's, keine Pepin's von Heristal und Karl Martel's: lag es darum in der natur- und politisch-vernunftgemäßen Entwicklung Deutschlands, daß die Einzelfürsten die Souverainetät, die nur der Gesamtheit gebührte und ihrem Träger, dem Kaiser, sich anmaßten, daß die Reichseinheit zerfiel und mit ihr die Macht und Größe und Ehre des Reiches, daß Deutschland auseinanderfiel und an seinen westlichen Grenzen Stück nach Stück die Beute des ländergierigen Nachbarn ward?

Ist das Euer geschichtliches Recht?

Wohlan, es wurde gekrönt und vollendet durch die offene Loszusage einer Anzahl der Fürsten vom Reiche, durch ihren „feierlichen“ Uebertritt zum Reichsfeinde, ihrem „Protector“. Das war der berücksichtigte Rheinbund. Damals, in 1806, bestand das Reich noch in vollster rechtlicher Kraft, und wenn es allerdings wahr ist, daß Oesterreich sie nicht mehr schützen konnte, so bot sich ihnen der allernatürlichste, der allein rechtmäßige und berechnigte Schützer in Preußen: aber so tief und so bitter waren der Haß und die Eifersucht gegen Preußen, daß sie lieber mit Leib und Seele dem Eroberer und Knecht Deutschlands sich verschrieben, als Preußen das geringste Zugeständniß machen wollten. Deutschland hätte kein Jena erlebt. Freilich auch kein Leipzig und Waterloo.

Das positive Recht der Einzelsouverainetät datirt von 1815, und ist daher jedenfalls noch sehr jung; und, was schlimmer, ist es, wie gesagt, ganz gegen das historische Recht Deutschlands, da Deutschland bis zum 6. August 1806 ein Einheitsstaat, d. h. ein Staat mit einem einheitlichen Reichsoberhaupte war. Der revolutionäre Act vom 12. Juli dess. J. — als also die alte Reichsverfassung noch zu Recht bestand und von allen deutschen Fürsten u. beschworen worden war — der das deutsche Reich und die deutsche Verfassung gewaltsam sprengte, kann doch für die Einzelsouverainetät nimmer ein sittlich geschichtliches Recht begründen, kann vielmehr niemals als etwas Anderes als ein unseliges Verhängniß betrachtet werden; und eben weil die Bundesverfassung von 1815 auf ihn sich gründet, schuf sie für die neue Ordnung des Reiches eine negative, dem historisch-nationalen Geiste des deutschen Volkes widerstrebende Basis. Und mochte diese Basis anfänglich

auch wohl stark und zweckmäßig erscheinen, so haben doch die Ereignisse seitdem bewiesen, wie schwach und nichtig sie ist, und wie von Jahr zu Jahr sie sich lockert und ihrer Auflösung entgegengeht.

Das ist also Euer geschichtliches Recht der Einzelsouverainetät? Noch einmal, wem verdankt Ihr diese Souverainetät, Ihr einzelnen Staaten? Eurer eigenen Kraft, Eurer politischen Weisheit, Eurem Patriotismus, Euren Verdiensten um Deutschland und das gemeinsame Vaterland? Ach, mit Nichten. Mußtet Ihr doch noch während des letzten Krieges von Frankreich in allen Organen der Presse Euch spöttisch und warnend erinnern lassen, daß Ihr Eure Souverainetät Frankreich verdankt, daß Ihr Frankreich daher ewigen Dank — unter Vorsetzung, daß Eure Souverainetät ewig dauern werde — schuldig seid, d. h. in der Anwendung auf den damaligen italienischen Krieg, seiner Politik Euch fügsam und folgsam zu zeigen, Euch ruhig zu verhalten verpflichtet seiet. Ja wohl, Frankreich ist vollkommen einverstanden mit der Einzelsouverainetät in Deutschland; sie ist sein Werk und seine Rechnung: denn sie ist die Achse, um die das ganze deutsche Gland sich dreht, wie der geblendete Klepper, der in ewigem Kreislauf die träge Maschine mit sich herumschleppt; sie ist der Knebel, der an Deutschlands Kehle sich hängt und sie zusammenschnürt, der Deutschland zu erwürgen und zu ersticken droht.

Aber Ihr beruft Euch ferner auf die Fürsten. Ihr behauptet, daß die Fürsten niemals freiwillig ihre Souverainetät aufgeben, niemals freiwillig ein Sota davon opfern werden.

Um so schlimmer.

Um ein Sota zu retten, setzen sie das Ganze auf's Spiel.

Fehlt es ihnen an Opfermuth und Opfergröße, so wäre es wenigstens politische Weisheit, den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten der Zeit ein Zugeständniß freiwillig zu machen, zu dem sie früher oder später durch die Gewalt der Umstände unfehlbar sich werden gezwungen sehen. Und wer kann sagen, ob es alsdann noch in ihrer Macht liegen wird, das Maasß der Zugeständnisse zu bestimmen?

Und kann es denn so schwer sein, einer Krone zu entjagen?

O, warum habe ich nicht eine Krone!

Giebt es nicht einen helleren Glanz noch, als den Glanz selbst der strahlendsten Krone, und einen höheren Ruhm, als den Ruhm selbst des erhabensten Thrones? Und wie leicht nicht wiegt oft eine Krone in der Waage, in der das Schicksal eines Volkes sich wägt! Leicht wie Spreu. Wie Spreu vor dem Winde.

Und wäre denn das Opfer wirklich so groß, wie es wohl scheint? Nur ein Cäsar durfte verschmähen, der Zweite in Rom zu sein, durfte vorziehen, der Erste in einem Dorfe zu sein.

Ach, möchte es niemals dahin kommen, daß das deutsche Volk sich erinnerte, sich erinnern müßte, daß die Frage von Deutschlands Einheit und Macht, von seiner nationalen Sicherheit und Unabhängigkeit, von seiner Ehre und Größe, von seinem Leben und Sterben, seinem Sein und Nichtsein, die Frage, in einem Worte, von seiner Zukunft im Grunde nichts weiter ist, als eine Dreißig-Personen-Frage.

Aber fort mit diesen düstern Zweifeln, mit diesen hangen Befürchtungen!

Sie sind ohne Anlaß und ohne Grund.

Ihr verkennt die deutschen Fürsten, Ihr Staatsmänner von Lech und von der Peine; Ihr verkennt sie oder verleumdet sie.

Wer gab Euch ein Recht, die deutschen Fürsten dieser Selbstsucht zu zeihen, zu zweifeln an ihrem Edelsinne, ihrer Opferwilligkeit, ihrer Vaterlandsliebe? Nein, nein, Ihr seid nicht der Fürsten wahre Freunde, nicht ihre berechtigten Wortführer und Fürsprecher, nicht die echten Deuter und Vertreter ihrer Gefühle und ihrer Wünsche. Ihr setzt ihnen unedle, unwahre, undeutche Gesinnungen voraus, um damit Eure eigene Engherzigkeit zu verhüllen, Eure eigenen Vorurtheile zu beschleiern, sie zu beschönigen und zu rechtfertigen. Ihr seid falsche Propheten, nichtige Priester; Ihr opfert dem Gözen Eurer eigenen Selbstsucht.

O, laßt ab, die deutschen Fürsten zu lästern und zu verleunden, hört auf, sie zum Sündenbock zu machen, in den Augen des deutschen Volkes sie darzustellen und vorzuschieben als Deckmantel Eurer engherzigen Wünsche, Eurer unpatriotischen Zwecke. Haltet vielmehr Euch dessen versichert: die Geschichte wird einst rühmen von Deutschlands Fürsten, daß sie um Deutschlands Willen, um der Wohlfahrt und Größe des gemeinsamen Vaterlandes Willen nicht Anstand nahmen, eines Theiles ihrer Souverainetät freiwillig sich zu begeben, daß sie ihre Souverainetät niederlegten auf den Altar des Vaterlandes, sie niederlegten als ein williges, freudiges, herzliches Opfer, ja, als eine köstliche Opfergabe des Herzens! Und die fernsten Geschlechter noch werden dankbaren Sinnes ihre Namen verehren, ihr Andenken segnen.

Ja, das wird sicher geschehen. Und ist es nicht schon geschehen? Liegt nicht ein schönes, ein erhabenes Beispiel schon vor?

So schweigt denn, Ihr Patrioten von Bamberg, schweigt und verstummt!

Wenn Hellas seine Kodrus hatte und Rom seine Cincinnatus, hat Deutschland seine Hohenzollern und seine Coburg.

Oder wollt Ihr lieber, daß statt ihrer Deutschland einen Thrasylbulus finde?

Ihr scheint es zu wollen. Denn Ihr arbeitet darauf hin.

Aber Ihr habt noch eine andere Stütze für Eure Kleinstaaterei. Den Wünschen und Bedürfnissen des deutschen Vaterlandes legt Ihr die Wiener Verträge, der Stimme des deutschen Volkes den Willen Europas entgegen. Die Wiener Verträge? Mit Nichten. Die Fesseln, die noch davon übrig sind. Und das ist nicht viel mehr, als gerade der deutsche Bund. So glaubt Ihr, daß Europa, nachdem es die Wiener Verträge Stück für Stück zerrissen hat oder sie von Diesem oder Jenem hat einseitig zerreißen lassen, um das letzte Stück sich schaaren, es in seiner vollen Integrität erhalten, in seiner ganzen Glorie bewahren werde? Sehr möglich, daß es das thut, den Versuch wenigstens machen würde. Das würde aber keineswegs geschehen aus Achtung vor den Wiener Verträgen, sondern aus specifischem Interesse der einzelnen Mächte. Auf den Grund der Intervention käme es dabei auch allerdings nicht an — und ohnehin werdet Ihr den eigentlichen Grund ignoriren, ihn verneinen und bestreiten: denn ihn anerkennen, das wäre die Verdammung Eurer Politik. Aber wäre es in der That nicht widersinnig oder wenigstens schwachsinnig, voranzusetzen, daß die Mächte den deutschen Bund lediglich aus Achtung vor den Wiener Verträgen aufrecht erhalten würden? Aus Achtung vor diesen Verträgen, die sie selbst zerrissen haben oder einseitig zerreißen ließen? Ringsherum, in Polen und Krakau, Belgien und Holland, Griechenland und Stalien? Warum nicht auch in Deutschland? Daß die Wiener Verträge zerrissen wurden oder selber zerrissen, begründet im Allgemeinen keinen Vorwurf für die Europäische Politik. Denn sie waren weder für die Ewigkeit gemacht, noch waren sie so vollkommen, um eine Unverletzlichkeit beanspruchen zu können. Sie waren im Gegentheil sehr unvollkommen. Am unvollkommensten, soweit sie sich auf Deutschland beziehen — und das ist ihr Verdienst in den Augen Europas. Ein Vorwurf ist nur begründet in Bezug auf die Art und Weise, in der sie zum Theil verletzt und zerrissen wurden, da diese Art und Weise den Beweis liefert, daß in unserem vielgepriesenen 19. Jahrhundert die Heiligkeit der Verträge noch ebenso gut zu gelegener Zeit eine „Phrase“ ist, wie in früheren Jahrhunderten, daß das Recht des Starken am letzten Ende immer noch das höchste ist.

Das war vor Allem im jüngsten italienischen Kriege der Fall. Daß Napoleon III. das Prinzip der Nationalitäten auf seine Fahne schrieb, und auf Grund dessen als „Befreier“ in Italien erschien, kann gewiß kein Unbefangener zum Vorwurf ihm machen. Denn das Recht der Nationalität ist im Großen und Ganzen das erste und heiligste der Rechte eines Volkes; und wir Deutsche haben am wenigsten Ursache und sind am wenigsten berechtigt, dies Recht zu verneinen und zu bezweifeln. „Vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte,“ sagte Preußen in 1813. Und das ist ewig wahr. Aber das Uebel ist, daß es in Napoleons Munde ein Vorwand war, und daß es immer zum Vorwand gemacht werden kann, wo und wann es dem Starken beliebt, und seinen Interessen entspricht. Und ein anderes nicht geringeres Uebel ist, daß der Starke das Prinzip der Nationalitäten interpretiren kann, wie es ihm gut dünkt. In Frankreich findet es seinen Ausdruck in der Centralisation, und dort hat es Napoleon der Dritte in diesem Sinne bis zu den Grenzen des Möglichen ausgebildet und vollendet: in Italien dagegen hält es derselbe Napoleon, und ohne Italien zu fragen, in der Form der Conföderation, d. h. einer Fleisch und Bein gemachten Uneinigkeit, für zweckentsprechend, das heißt für seinem Zweck entsprechend. Gleichviel, was für Italien erspriesslich sein mag oder es nicht sein mag, für Europa ist zunächst und vor Allem die Thatfache von Bedeutung, daß Napoleon als Sieger schalten und walten konnte in Italien, wie es ihm beliebte. Sein Wille ist Gesetz. Wie er die Befreiung versteht, so geschieht sie. Europa sieht zu, hält sich abseits. Warum? Dieser oder Jener will vielleicht im Trüben fischen. Im Allgemeinen aber, weil Europa den Zwiespalt scheut, den Conflict, den Krieg — den großen Krieg, d. h. wo Jeder Einzelne seine Haut zu Markte bringen muß. Das aber ist Frankreichs Rechnung.

Wie in Italien, so versteht auch in Deutschland Napoleon das Prinzip der Nationalität. Und nicht Napoleon allein, sondern ganz Frankreich mit ihm. Das heißt in der Conföderation. Und die Conföderation in der höchsten Vollkommenheit und Vollendung der nationalen Ohnmacht ist der deutsche Bund: folglich wird auch Frankreich diese Conföderation immer zu schützen und aufrecht zu erhalten geneigt sein. Von dieser Seite also hat die Kleinstaataerei eine gute Chance. Frankreich würde nicht darnach fragen, wie Deutschland das Prinzip der Nationalität in Anwendung auf sich selbst verstehe, sondern nur darnach, wie es Frankreich versteht: das heißt, im Sinne der Napoleonischen Völkerbeglückungsideen, jener Ideen, die in seinen edlen und

hochherzigen Gesinnungen der Dunkel zum Glück der Völker zu verwirklichen beabsichtigt hatte, und die der Nefse, da das hehre Werk dem Dunkel mißlungen, indem es an der Blindheit, dem Unglauben und Undank der Völker gescheitert, nunmehr wieder aufzunehmen und durchzuführen sich für berufen hält.

Die Hoffnung also der Kleinstaaten, daß Frankreich sie „beschützen“ werde, hat allerdings die besten Chancen für sich.

Und wie würden voraussichtlich die anderen Großmächte sich verhalten einem sich einheitlicher gestaltenden Deutschland gegenüber?

England darf sich rühmen und ehren, nicht mit Worten allein, sondern auch, wo sich Gelegenheit bot, durch Thaten das Prinzip, oder sagen wir bezeichnender das Recht der Nationalitäten in neuerer Zeit anerkannt und zur Geltung gebracht zu haben. Nicht in französischem Sinne, sondern im Geiste der Freiheit, der, in rechter Weise gehandelt, nicht ein Geist der Auflehnung und des Umsturzes, sondern ein Geist der staatlichen Ordnung und der Erhaltung ist. Es ist hier nicht zu untersuchen, ob und welche anderweiten spezifischen Rücksichten Englands Politik in jedem besondern Falle beeinflusst oder geleitet haben mögen: gewiß ist, daß seine Politik, in Uebereinstimmung mit der Meinung und den Sympathien des englischen Volkes, die Nationalitäten immer begünstigt und unterstützt hat. Das heißt, soweit dies mit seinen eigenen nationalen Interessen vereinbar war oder ihm vereinbar schien, soweit es ohne Gefährdung und Beeinträchtigung seiner, d. h. der spezifisch-englischen Interessen geschehen konnte. Kamen diese Letzteren dagegen in's Spiel und schienen sie im Entferntesten, sei es mittelbar oder unmittelbar, in der Gegenwart oder in der Zukunft, durch eine Begünstigung des nationalen Rechts gefährdet, mochte diese Gefährdung auch nur eine eingebildete und auf Vorurtheil beruhende sein, so war England in diesem Falle eben so sehr der Feind und Unterdrücker, wie in andern Fällen der Freund und Helfer des nationalen Rechts. Daher kommt es, daß England in Griechenland und Belgien und Italien die nationale Bewegung unterstützte, und ihr zum Siege verhalf, in Schleswig-Holstein dagegen und Ungarn sie bekämpfte und, so viel an ihm lag, zum Scheitern brachte. Was Schleswig-Holstein betrifft, so entspringt die feindselige Haltung Englands lediglich der Mißgunst, mit welcher es eine Stärkung Deutschlands insbesondere am Meere betrachtet. Diese Mißgunst ist eine Thatsache, von deren Existenz ein Jeder, der die englischen Zeitungen liest, täglich sich überzeugen kann: nicht allein steht die ganze englische

Presse fast ohne Ausnahme in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit auf Seiten Dänemarks, sondern wo und wann immer von der Tendenz zu einer größeren politischen Einheit Deutschlands die Rede ist, leuchtet diese Mißgunst „wundervoll“ hervor, selbst wenn sie, wie es allerdings meistens geschieht, mit dem Gewande des Spottes sich deckt. Die Regierung aber ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, nur zu geneigt, in dieser Beziehung zu tanzen, wie die Presse ihm vorspielt. In Gegenwart nun dieser Thatsache könnte allerdings die Befürchtung gerechtfertigt erscheinen, daß, sobald es sich wieder einmal im Ernste um die Verwirklichung des „deutschen Traumes“ handelt, die englische Politik ihr Möglichstes thun werde, auf daß es beim Traum sein Bewenden behalte.

Dessenungeachtet halten wir diese Befürchtung für unbegründet. Nein, wir fürchten nicht, sondern wir hoffen. Die Dinge dürften sich in Zukunft in Bezug auf England anders gestalten. Alles wird zunächst dadurch bedingt sein, wie Deutschland selbst sich benimmt. Aber hiervon abgesehen, sind in neuester Zeit Umstände, wir meinen selbstverständlich von europäischer Bedeutung, eingetreten, die sehr wesentlich darauf hinwirken werden, ja, unabwendbar darauf hinwirken müssen, eine andere Anschauung in England zur Geltung zu bringen.

Zunächst ist gar nicht daran zu denken, daß in irgend einem Falle bei einer künftigen deutschen National-Bewegung England activ gegen dieselbe auftreten werde.

In einer die italienische Frage betreffenden Depesche vom 5. Mai d. J. an Lord Cowley drückt sich Lord Malmesbury folgendermaßen aus: „Die Britische Regierung hat immer als eine geheiligte Regel internationaler Verpflichtungen anerkannt, daß kein Staat ein Recht habe, in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates gebieterisch (authoritatively) sich einzumischen, oder, nach den Grundsätzen einer gefunden Politik, irgend einer neuen Regierungsform, welche ohne Territorialusurpation oder Absorbition nach freiem Wunsche des Volkes adoptirt und begründet werden möge, seine Anerkennung lange vorzuhalten.“ Wie es mit dem „immer“ beschaffen sei, das möge Lord Malmesbury selber beantworten. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Grundsatz jetzt in England zur Geltung gelangt ist. Diesem Grundsatz zufolge würde auch in Deutschland England nicht „autoritativ“ interveniren, möchte selbst die deutsche Einheit dem englischen Interesse in der Meinung Englands nicht förderlich sein. Es würde dies, um seinem öffentlichen Glaubensbekenntniß treu zu bleiben,

um so weniger können, als Deutschland von Usurpirungen und Absorbirungen obiger Art — der Himmel weiß es — himmelweit entfernt ist, vielmehr die Begründung einer deutschen Centralgewalt den einzigen und alleinigen Zweck hat, sein Territorium — schon so zusammengeschmolzen — vor weiterer Usurpirung und Absorbirung Seitens anderer Mächte zu bewahren, wie in der That die deutsche Einheit einen durch und durch Defensivcharakter und Defensivzweck hat.

Aber noch mehr.

England ist in neuester Zeit — seinerseits aus einem Traum erwachend — inne geworden, daß ihm selbst in Frankreich allen Ernstes ein Rival zur See erstanden ist: nicht ein Rival dieser Stunde, sondern ein Rival für alle künftige Zeit. Frankreich hat es offen ausgesprochen, daß „England sich gewöhnen müsse, fortan sich auf den Meeren nicht mehr als Alleinherrscher zu betrachten, sondern Frankreich in gleicher Linie und mit gleichem Rechte herrschen zu sehen.“ Und man glaube nicht, daß dies nur die Sprache und Meinung des jetzigen Herrschers von Frankreich sei, und daß, sobald er von der Bühne verschwunden, Frankreich in seine frühere vergleichsweise untergeordnete Machtstellung zur See freiwillig zurücktreten werde. Nein, unter keinem Systeme und unter keiner Dynastie wird Frankreich künftig das wollen und können. Wer Frankreich kennt, der weiß, daß die Gleichherrschaft zur See ihm mehr am Herzen liegt, als die Herrschaft zu Lande. Nicht, weil es diese Letztere weniger schätzt, sondern weil es diese in ebenbürtigem Maße besitzt, diejenige zur See aber nicht, und die Erreichung derselben der theuerste Wunsch seines Herzens ist, und daher die Eifersucht gegen England eine größere und tiefere und nachhaltigere ist, als die Eifersucht, die es zu Lande etwa gegen Deutschland haben mag.

Das war zu allen Zeiten der Fall. Nur hat Frankreich im Krieg gegen England stets den Kürzeren gezogen, und hatte niemals Zeit und Muße, von den empfangenen Schlägen sich zu erholen, da in früherer Zeit die Hauptpolitik und mithin die Hauptkraft Frankreichs auf Vergrößerung seiner Macht und seiner Herrschaft zu Lande gerichtet waren. England fand dabei seine Rechnung. Das in der That war sein Spiel, und sein Gewinn. So war es noch unter dem ersten Napoleon. Aber sobald Frankreich nach der Restauration sich wieder einigermaßen erholt und gesammelt hatte, richtete sein Hauptaugenmerk sich auf die Flotte. Unter Louis Philippe wuchs dieselbe bereits ansehnlich heran, und es ist bekannt genug, daß sie „vor Be-

gierde brannte," mit England sich wieder zu messen, die alten Schar-
ten auszuweihen. Ja, so sicher glaubte sie sich des Sieges, als zur Zeit
der türkisch-egyptischen Verwickelungen die englische und französische
Flotte im Aegeischen Meere eifersüchtigen und beobachtenden Blickes
sich gegenüberstanden, daß Alle vom Admiral herab bis zum Marine-
soldaten bitter beklagten, das „Wort“ von Paris nicht erhalten zu ha-
ben. Von da ab insbesondre stieg von Jahr zu Jahr die Erbitterung
gegen England und der Prinz von Joinville war der Erste unter den
Trompetenstößern gegen das „perlide Albion.“ Man declamirte hoch
und laut gegen England und posaunte öffentlich aus, wie die franzö-
sische Marine wachse, „an Körper und Geist,“ und wie sie der englischen
schon überlegen sei, wie man glühe vor Verlangen, den „Beweis zu
führen.“ England glaubte es nicht. Es glaubt es auch heute noch
nicht; aber es fürchtet, daß es doch wohl sein möchte. England fürch-
tet es, nachdem ihm plötzlich klar geworden, in welchem Maaße die
französische Marine noch in den letzten Jahren, seit dem Orientalischen
Kriege, sich vergrößert hat. Und dann das Phantom der Invasion,
das heute kein Phantom mehr ist, nachdem es der „Dampf“ mit Fleisch
und Bein und mit dem Odem des Lebens erfüllt hat. Napoleon
ging anders zu Werke, als Louis Philipp. Er schwieg über die Ma-
rine; aber schweigend verdoppelte, verdreifachte er sie, machte sie, in
Zahlen wenigstens, ebenbürtig der englischen. Ob sie derselben eben-
bürtig sei in der Action, das freilich kann nur diese selbst entscheiden.
Sedenfalls aber ist sie nunmehr eine wirkliche Rivalin der englischen
Flotte und der englischen Machtstellung zur See. Und wird es blei-
ben. Diese Thatsache aber muß über kurz oder lang einen wesentlichen
und gleichzeitig dauernden Einfluß haben auf die Politik Englands in
Bezug auf Deutschland. England muß in der Kräftigung Deutsch-
lands eine Kräftigung seiner selbst erblicken, eine Bürgschaft und Be-
dingung seiner Geltung zur See. Und das ist entscheidend, muß ent-
scheidend sein für das Verhalten Englands im Falle einer deutsch-
nationalen Bewegung.

Freilich, England hat bereits eine Proposition erfunden, die ihm
ganz vortrefflich scheint, und es ohne Zweifel ist. Man findet es
nicht natürlich und nicht recht, daß Frankreich eine so große See-
macht unterhalte, da es durch seine Lage ganz überwiegend eine Land-
macht und nur in sehr beschränktem Maaße ein Seestaat sei: der
Schluß folgt von selbst — folglich findet man es ganz natürlich und
ganz recht, daß es eine große Landmacht unterhalte. Das Resultat für

Deutschland ist hiernach natürlich, daß Deutschland möglichst viel von Frankreich auf seine Schultern nehme, damit auf Englands Schultern möglichst wenig bleibe. Vortrefflich für England, ohne Zweifel. Wir Deutsche aber, wir wollen keineswegs England Gleiches mit Gleichem vergelten. Wir wollen großmüthig sein. Allerdings könnten wir mit größerem Rechte jene Proposition umkehren und sagen: Frankreich hat eine weit größere See-, als Landgrenze, und überdies hat es Colonien: es hat daher weit mehr Veranlassung und Beruf, eine Seemacht als eine Landmacht zu sein; und folglich ist es natürlich und recht, daß es eine größere Marine, als Armee besitze. Aber, wie gesagt, wir gehen darüber hinaus. Wir acceptiren die englische Proposition. Dann können wir aber auch von England verlangen, daß es, folgerecht und seinem eigenen Interesse entsprechend, dazu beitrage, Deutschland zu kräftigen, seine Schultern, die Englands Last mit tragen sollen, zu stärken.

Frankreich übrigens wird weder auf England hören, noch auf Deutschland. Es wird seinen eignen Weg gehen, d. h., es wird stark sein wollen zu Land und zu See. Und dabei hat es den Vorsprung, daß es seine Stärke, sei es zu Lande oder zur See concentriren kann, wie weder England zur See, noch, zur Zeit, Deutschland zu Lande. Es kann einen Schlag thun, noch ehe England oder Deutschland sich dessen versehen. Vielleicht thut man Frankreich Unrecht, ihm dergleichen Absichten vorauszusetzen, zu glauben oder zu fürchten, daß es immer nur auf der Lauer stehe, zum Sprunge bereit, immer nur eine Gelegenheit erspähe und erwarte. Aber diese Befürchtung ist einmal da, und durch die Erfahrung gerechtfertigt. Ein aufrichtiges Vertrauen zu Frankreich in dieser Beziehung würde nur, insbesondere unter den Napoleoniden, sehr langsam und sehr allmählig Platz greifen können: immer aber würde die Thatsache bleiben, daß Frankreich bei gegebenem Anlaß — und ein solcher Anlaß kann alle Tage sich bieten oder „sich machen“ — es thun kann, und die Thatsache allein dieses Könnens wird nothgedrungen den anderen Mächten, d. h. zunächst, wenn nicht ausschließlich, Deutschland und England Frankreich gegenüber einen permanenten Zustand der Unsicherheit und daher der Wachsamkeit und Kriegsbereitschaft auferlegen. Ganz abgesehen von Rußland.

Während aber Deutschland nur seine Grenze zu bewachen hat — freilich sein Alles — wird England auf den Meeren an seiner Seite in gleicher Linie, mit gleichen Ansprüchen und gleichen Mitteln sie geltend zu machen, Frankreich sehen. Es ist wahr, das ist Frankreichs

Recht. Das Meer gehört Allen. Und alle anderen Mächte könnten mit gleichem Rechte dasselbe thun. Allein keine andere Macht kann es thatsächlich thun, und dieser Abstand zwischen dürfen und können, zwischen dem theoretischen Recht und der praktischen Ausübung desselben bildet einen gewaltigen Unterschied. Vor Allem in den Augen, den Gefühlen und Neigungen, den Absichten und Zwecken Englands. England glaubt mit Recht oder Unrecht, daß seine nationale Sicherheit bedingt ist durch seine Ueberlegenheit zur See. Nicht durch seine Ueberlegenheit einer einzelnen Macht gegenüber, sondern durch seine Ueberlegenheit, wenn es darauf ankommt, allen Seestaaten des europäischen Continents gegenüber.

Wie nun, wenn eine Macht ihm ebenbürtig ist zur See und zwar eine Macht, die gleichzeitig eine so gewaltige Streitkraft zu Lande besitzt, und eine Macht, deren Gestade seine eigenen Gestade, die Gestade seiner eigenen theuren heimischen Insel beschauen, dieser Insel, die seit Wilhelm dem Normannen kein Eroberer betreten, kein äußerer Feind entweihet hat, die aber heute das stuthende Meer nicht mehr in gleichem Grade beschützt und unzugänglich macht, wie früher?

Die Nebenbuhlerschaft Frankreichs ist von nun an eine Thatsache für England. Und hier tritt uns die bemerkenswerthe und bedeutungsvolle Erscheinung entgegen, daß diese Thatsache der Nebenbuhlerschaft zum großen Theile eine Folge der Nichtinterventionspolitik Englands ist. Seit zwei Jahrhunderten hatte England an allen Continentalhändeln sich activ betheiliget. Was war der große, beständige, allbeherrschende Zweck dieser Betheiligungspolitik? Die Schwächung und Niederhaltung Frankreichs zur See. Diesen Zweck hat England vollkommen erreicht. Aber seitdem es ihn erreicht und des Besizes der factischen Oberhoheit zur See gewiß und sicher sich glaubte, hat es von jener Interventionspolitik sich mehr und mehr entfernt und endlich in neuester Zeit den Grundsatz der Nichtintervention adoptirt, wenigstens da wo seine spezifischen Interessen nicht unmittelbar, und gewissermaßen handgreiflich und augenscheinlich im Spiele waren. Was ist die Folge dieser Politik? Daß thatsächlich Frankreich gewaltet hat in Europa wie es wollte. Unter den älteren Bourbonen in Spanien, den jüngeren in Belgien, dem dritten Napoleon in Portugal und Italien. Das Princip der Nichtintervention ist sehr bequem unter dem Namen der Neutralität und auch ohne Zweifel sehr richtig: aber nur richtig unter der Bedingung, daß es von Allen gleich adoptirt und gleich beobachtet wird. Mag Spanien und Belgien, Italien und Deutsch-

land, mögen sie Alle ihre eigenen inneren Angelegenheiten, die nur eben sie angehen und Niemand anders, selber ausfechten und austragen: schreitet aber eine fremde Macht ein und die Anderen halten zurück, bleiben „neutral“, so kann eben diese Eine zu ihrem eigenen Vortheil, sei es auch nur einem „moralischen“, schalten und walten nach Belieben, so sie nur höchstens gewisse „Rücksichten“ beobachtet, und hohe Worte in den Mund nimmt. Und das hat Frankreich gethan. Mit welchem Rechte? Warum mischte sich Niemand in die inneren Angelegenheiten, die Revolutionen und Staatsstürze Frankreichs? O, weil sich Niemand die Finger verbrennen will. Ein jeder hält sich fern vom Kessel, in dem vom Feuer der Revolutionen das Wasser siedet, das ohnehin nur allzuleicht übersprudelt, übersprudeln und sich ergießen möchte über die eigenen Grenzen zur „Beglückung“ der Völker. Hat aber Frankreich darum auch das Vorrecht, sich zum Schützer und Ordner der anderen Staaten und ihrer inneren Angelegenheiten aufzuwerfen? Und darum nur, weil es der Stärkere ist? Und weil jede andere einzelne Macht sich scheut, mit ihm anzubinden um einer fremden Sache willen? Oder, wenn eine dritte Macht sich ebenfalls betheiligen, seinen Einfluß ebenfalls geltend machen will, soll es nur geschehen dürfen im Anschluß an Frankreich, nachdem Frankreich sein Programm aufgestellt, seinen Willen bekundet hat? Es ist wahr, daß Frankreich vortrefflich organisiert ist zur Intervention, d. h. de par le Droit von so und so viel hundert tausend Bajonetten seinen „moralischen“ Einfluß fühlen zu lassen. Vor Allem unter dem Napoleonischen Regimente. Der Souverain und „Chef der Armee“ braucht nur zu winken, und fort marschiren seine Legionen. Heute über die Alpen und Appenninen! — warum nicht morgen über die Schelde und den Rhein? und seine Flotte segelt heute nach dem Lago und den Lagunen Venedigs; und morgen — warum nicht nach der Elbe und Oder? Und immer natürlich gilt es nur einem Staate zu einer Zeit: und die leichte und feichte Politik der anderen Mächte läßt sich ohne Mühe überreden, daß der Streit nur die Zweie angeht, daß es ein Duell ist, das die Beiden „unter sich“ nur abzumachen haben. Das Schlimmste aber eben ist, daß keine andere Macht so fähig ist, nach rechts und nach links zu interveniren, wie Frankreich: Rußland wollte interveniren in der Türkei, aber seine schwerfällige Kriegsmaschinerie brachte seine Diplomatie in den Sumpf und es blieb stecken; Rußland fand, daß es statt des Türken nur einen Tartaren gefangen — oder eigentlich zwei, und sehr sonderbare obenein, Tartaren von der Themse und der Seine. Oester-

reich hat intervenirt in Italien — aber es geschah im Dunkeln, bei Nacht, durch „geheime Verträge;“ und es wahr wohl vorauszusehen — sahe es auch ein Metternich nicht, — daß dieser Modus der Intervention nicht auf ewig anwendbar und durchführbar sein würde. Frankreich aber operirt durch coups de diplomatie und coups de guerre — und Frankreich allein kann es. Das ist die Gefahr. Es entwirft und reift seine Pläne im Stillen — und führt sie aus unversehens, wie durch einen coup de foudre, einen Wetterschlag. Um Gründe nicht verlegen. Im Interesse der Civilisation, zum Glücke der Völker, zum Heile der Menschheit — und à la plus grande gloire, à la gloire éternelle de la France! Und andrerseits hat eben diese Interventionspolitik ihm die allergünstigste und geeignetste Veranlassung gegeben, ja, nothgedrungen dahin geführt, seine Land- und Seemacht so übermäßig zu vergrößern und so vortrefflich zu organisiren und auszubilden. Hauptsächlich die Seemacht — und das verdankt daher England seiner Nichtinterventionspolitik. Aber die Seemacht, die französische Seemacht ist da. England kann sie nicht wegpusten. In Activität oder Nichtactivität — das ist in Wahrheit ganz gleich. In wenigen Wochen können alle französischen Schiffe wieder „seefertig“ sein — während die englischen Monate brauchen.

Was ist das Resultat von alle Dem? Einfach, daß England gegen den „Allirten“ einen Allirten gebraucht auf dem Continente. Wie England zur See gestellt ist gegen Frankreich, so ist es Deutschland zu Lande. Die Beziehung ist daher von selbst gegeben. England braucht Deutschland. Aber es braucht kein zerstückeltes, zersplittertes, zerriffenes Deutschland, sondern ein geeinigtes, verbundenes, starkes Deutschland. Vielleicht wird es noch einige Zeit dauern, ehe England das einsieht. Aber so stumpfsinnig es in dieser Beziehung auch sei, so schnell würde es erleuchtet werden im ersten Augenblicke der wirklichen Gefahr. Es würde ein starkes Deutschland wünschen und wollen, es wünschen und wollen um jeden Preis. Freilich waltet hier die Voraussetzung ob, daß England in Gefahr sei: wie aber, wenn inzwischen Deutschland in Gefahr ist? Das würde allerdings zunächst dann Sache Deutschlands sein: aber England müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn es auch alsdann noch bei seiner „Nichtinterventionspolitik“ verharrete.

Ist es daher glaublich, daß England der deutschen Einheit, wann Deutschland ein neues Mal dabei am Werke sein wird — Schwierig-

keiten in den Weg legen werde, insbesondere, falls Frankreich „interveniren“ sollte? Wir halten es nicht für glaublich.

Bleiben nunmehr Rußland und Oesterreich.

Fragen wir uns nüchtern, frage Rußland sich nüchtern, was hätte wohl Rußland jemals zu fürchten von einem starken und einigen Deutschland? Warum sollte es daher der deutschen Einigkeit fürder hindernd in den Weg treten, wie es in 1848 gethan? Wir hoffen und glauben, daß Rußland gegen Deutschland in Zukunft eine gerechtere, aufgeklärtere, freundschaftlichere Politik befolgen werde. Und was kann ihm denn in Wahrheit daran gelegen sein, an diesem oder jenem kleinen Hofe einen sogenannten Einfluß zu haben? Wird Rußland darum um ein Gota stärker an Macht, an Ansehen, an Geltung? Wird es nicht mehr Einfluß haben in einem einheitlichen Deutschland, in einem Deutschland, das da weiß, daß Rußland nichts Arges im Schilde führt gegen Deutschland, daß Rußland zufrieden ist mit dem unermesslichen Raume, den es in Europa und Asien einnimmt, und Deutschland das Wenige gönnet, das ihm, das Deutschland beschieden ist? Und kann nicht Deutschland immerhin ihm dienlich sein in dem großen und schweren Civilisationsproceffe, den sein edler Kaiser unternommen hat, ihm dienlich sein, ohne daß Rußland eifersüchtig zu sein braucht, möglicher Weise eifersüchtig sein kann auf Deutschland? Und liegen nicht Rußlands Interessen überhaupt weit überwiegend nach dem Süden und Osten jenseit des schwarzen Meeres?

Nein, wir hoffen und glauben auch in Rußland.

Und Oesterreich?

Ah, Oesterreich!

D, könnten wir uns gegenseitig, könnten Oesterreich und Deutschland sich gegenseitig erkennen, begreifen, verstehen!

D, könnte Oesterreich sich selber erkennen, begreifen, verstehen!

Hoffet also nicht auf Europa, Ihr tapferen Kämpen der Kleinstaaterei! Verlaßt Euch nicht auf diese Stütze — sie könnte Euch brechen, Euch fehlen in der Stunde der Noth — ach, Eurer Noth, Deutschlands Heil. Die Chancen sind für Euch in Bezug auf Frankreich, gegen Euch in Bezug auf Rußland und England. Und auch Frankreich möchte Anstand nehmen beim ungleichen Spiele.

Die Einheit Deutschlands wird kommen, wird sich vollziehen!

In Erwartung dessen aber und im Hinblick auf die feindlichen Einflüsse in und außer Deutschland und die Eventualitäten der Zukunft hat sich preussischen Staatsmännern (und dem preussischen Volke) seit längerer Zeit eine Erwägung der ernstesten und folgenschwersten Bedeutung aufgedrängt und ist nach den Erfahrungen der jüngst verfloffenen Monate mit dem vollen Ernste der unmittelbaren Politik an sie herantreten: die Erwägung, ob es für Preußen — und mithin für Deutschland — nicht erspriehlich sei, aus dem Bunde auszutreten und sich auf sich selbst zurückzuziehen? Bei dieser Erwägung verkennen und unterschätzen sie keineswegs die mannigfachen Bedenken, die sich unter deutschem und deutsch-europäischem Gesichtspunkte gegen eine derartige Auflösung des Bundes erheben; und ebenso wenig verhehlen sie sich die Gefahren, die für Preußen selbst möglicher Weise daraus entspringen können. Aber das Bewußtsein von dem Ernste und der Tragweite eines solchen Schrittes hat sie veranlaßt, die Gründe dafür und dagegen und alle etwaigen Folgen mit um so größerer Ruhe und Unbefangenheit, und um so gewissenhafterer und überlegterer Würdigung der realen Verhältnisse, aber auch mit um so kühnerem und umfassenderem Blicke zu prüfen und zu einem sicheren und wohlbegründeten Urtheile zu gelangen.

Der Gedankengang dieser Erwägung ist in seinem Grundrisse dieser:

Was Preußen heute ist, das ist es, unter Gottes gnädigem Schutze, geworden nicht durch den Bund und in dem Bunde, sondern ohne den Bund, außer ihm, vor ihm: das ist es geworden durch sich selbst. Es ist der Sohn seiner Werke, seiner Werke: *ex se natus*; was es ist, das verdankt es, immer unter Gottes gnädiger Wahrung, nur sich selbst. Es ging seine eigene Bahn und indem es auf dieser Bahn, zwar hin und wieder auf Irrwege sich lenkend und unter schweren Prüfungen und Schicksalsfällen, doch im Ganzen im rechten Geleise muthig voranschritt, ist es zu einer Stellung gelangt, die aus allen materiellen, wie allen sittlich-historischen und sittlich-nationalen Gründen es zum Träger Deutschlands gemacht, die die Zukunft Deutschlands in seine Hand gelegt, einen deutschen Beruf ihm verliehen hat.

Hat nun Preußen, indem es dem Bunde beitrug, diese seine selbstständige Bahn freiwillig aufgegeben und verlassen, hat es darum mit seiner Vergangenheit gebrochen, seiner Zukunft, ihren Hoffnungen und Möglichkeiten, entsagt, hat es auf immer sich begränzt und umschränkt?

Gewiß nicht.

Gewiß war das nicht seine Absicht, nicht seine Voraussetzung, nicht sein Wunsch und sein Wille. Es konnte und durfte hoffen, daß es in Ansehung seiner Größe einen dieser Größe entsprechenden Einfluß bewahren werde im Bunde, daß den Pflichten, die es übernahm, gewisse Rechte, den Opfern, die es brachte, gewisse Vergütungen entsprechen würden. Denn hat es nicht Opfer, nicht vor Allen ein Opfer gebracht, das höchste und schwerste, das ein großer freier Staat, ein Staat vor Allem, der aus sich selbst zur Größe emporgestiegen, bringen konnte, mehr vielleicht, als er bringen durfte? Das Opfer der vollen Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, nicht nur in seiner europäischen, sondern auch seiner deutschen Politik. Was — abgesehen von Oesterreich — bei den anderen Staaten ein Gewinn, das war bei Preußen ein Verlust; was bei Senen eine Bürgschaft der Sicherheit, das war bei Preußen ein Princip der politischen Unsicherheit, des ewigen Schwankens und Zweifels.

Sene gerechte Erwartung hat sich nun aber nicht erfüllt: Preußen, jeder entsprechenden Geltung im Bunde beraubt, sieht sich vielmehr immer und überall gelähmt; findet immer und überall, was es thun oder lassen möge, Widerspruch, Verdächtigung, Mißtrauen, Eifersucht, Scheelsucht; wird immer und überall in seiner Action gehemmt und angefeindet durch die kleinlichsten Mänke und die unwürdigsten Intriguen. Ja, es hat sich überzeugen müssen, daß sogar in der Stunde der Gefahr, und in dem Augenblicke, wo es durch die That beweist, daß es bereit ist, einzutreten mit seiner ganzen Macht für die Sicherheit und Ehre Deutschlands, selbst diejenigen Zugeständnisse ihm versagt werden, die der einfachste Verstand als unerläßlich und unumgänglich erkennt, daß die anderen Staaten, das heißt die Regierungen, Deutschland lieber dem Bürgerkriege und der Unterjochung Preis geben würden, als auch nur vorübergehend Preußen sich unterordnen. Würde es nun, in Gegenwart dieses Zustandes, der nicht nur Preußen lähmt in seiner Action, sondern auch die deutsche Zerspalttheit und das deutsche Elend verewigt und Deutschland den höchsten Gefahren Preis giebt, Preußen zu verargen sein, wenn es wiederum sich auf sich selbst zurückzöge, wieder selbstständig, unbehemmt und unbeeinträchtigt durch äußere Factoren, einträte in seine alte ruhmvolle Bahn und den Faden seiner Geschichte wieder aufnahm da, wo er durch die kunstvolle Hand der europäischen Diplomatie durchschnitten und zu einem labyrinthischen Knäuel zusammengeschürzt wurde, auf daß Deutschland schwach und hilflos bliebe auf immer? Ja, ist es nicht seine Pflicht, seine heilige

Pflicht, daß es das thue? Seine Pflicht um seiner selbst und seine Pflicht um Deutschlands Willen?

Man spreche nicht vom politischen Gleichgewicht. Es wäre doch merkwürdig, wenn das Gleichgewicht nur durch die Dhmacht eines Gliedes, und zwar des Mittelgliedes, sollte bewahrt werden können.

Was würde nun die Folge sein eines solchen Schrittes?

Zunächst für Preußen selbst.

Es kann nicht wohl vorausgesetzt werden, daß Preußen wesentlich geschwächt werden wird, indem es die Verbindung mit Deutschland unter dem heutigen Bunde aufgibt. Die moralische und materielle Unterstützung des übrigen Deutschlands ist ohne Zweifel für Preußen von allerhöchstem Werth; ja, sie ist ein vorzügliches Element seiner europäischen Stellung und seiner europäischen Geltung. Aber nur, wenn sie wirklich existirt, wenn sie keine Form, sondern eine Substanz, eine lebendige und wirkende Substanz ist. Und das eben ist sie unter dem heutigen Bunde nicht. Die Unterstützung wird ihm von Seiten der Regierungen nur widerstrebend zu Theil, unter allen möglichen Verclaufulirungen und Verwahrungen, in unliebsamster, eifersüchtigster, großendster Weise, als eine Gunst, ein Geschenk, eine Gnade. Soweit sie überhaupt ihm nicht gänzlich vorenthalten, nicht gänzlich versagt wird, was am häufigsten der Fall ist. Die Unterstützung ist daher bestenfalls nur eine negative, ein Hemmschuh, statt eines Triebrads. Preußen kann sich nicht bewegen weder hierhin noch dorthin, am wenigsten nach vorwärts.

Bei jedem seiner Schritte muß es fürchten, Anstoß zu geben, vermeintliche Rechte zu kränken, eingebildete Ansprüche zu verletzen, passiven oder activen Widerstand zu finden. Niemals aufrichtige Theilnahme, niemals freudige Beistimmung, niemals herzliche Hingebung, niemals entsagendes Vertrauen. Und um nur überhaupt das geringste Einverständnis zu erzielen, sieht Preußen sich bei jeder einzelnen Veranlassung genöthigt, noch neben und außer dem Bundestage mit den einzelnen Regierungen in die ausführlichsten diplomatischen und militairischen Unterhandlungen zu treten, außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte nach ihren Hauptstädten zu entsenden, zu tirailliren und coquetiren, mit Complimenten und Ceremonien dem kleinstaatlichen Selbstgefühl zu schmeicheln, zu bitten, zu flehen — mit der besten Aussicht, daß es doch zu Nichts kommt, daß Alles verlorene Mühe, vergeudete Zeit ist. Und noch dazu mit seiner eignen Würde, mit der theuren Münze seiner eignen Würde bezahlt.

Preußen entbehrt daher thatsächlich jeder wirklichen und rechtzeitigen Unterstützung von Seiten der anderen Staaten, kann wenigstens niemals mit Zuversicht auf sie rechnen. Sieht sich vielmehr gelähmt und behemmt an allen Ecken und Enden, verkannt, verleumdet, verletzert und verpönt.

Preußen kann daher, indem es durch seinen Rücktritt aus dem Bundesverhältniß dieser Unterstützung, einer Unterstützung, die ihm thatsächlich bisher niemals zu Theil wurde, entsagt, nicht wohl in seiner Macht geschwächt werden. Sollte aber in den Augen Europas eine moralische Schwächung Preußens — die natürlich in noch höherem Maaße auf Deutschland zurückfallen würde — die Folge sein, so würde dieser Verlust mehr denn aufgewogen werden durch die hohen Vortheile, die für Preußen andererseits und unverkennbar erwachsen würden.

Zunächst und vor Allem würde Preußen wissen, woran es ist. Es würde wissen, daß es auf sich selbst angewiesen ist, nur auf sich selbst rechnen kann, wenigstens als Ausgangspunkt seines Handelns, seines Strebens, seiner Politik. Die Verhältnisse würden sich klären und lichten. Es würde seinen Weg erkennen können, würde hell und klar vor sich sehen, und würde nicht bei jedem Schritte nach rechts und nach links herumzutappen, bei jedem Schritte zu fühlen und zu horchen haben. Seine Politik würde mithin einen sichreren und stetigeren Charakter erlangen, würde fester ihr Ziel ins Auge fassen und ihre Mittel dahin bestimmter erkennen können. Preußen würde demnächst, was ihm vor Allem Noth thut, sich in sich sammeln können, sich fester und inniger zu einem harmonischen Ganzen, zu einem geschlosseneren Völkerkeile gestalten können — und müssen. Im Innern ein System der bürgerlichen und gewerblichen Freiheit, nach Außen ein eherner Wall. Große Opfer freilich würden ihm auferlegt werden. Aber so wie so. Und das preußische Volk weiß, welche schwierige Stellung ihm in Europa beschieden ist. Voller Ruhm, aber voller Gefahr. Unabänderlich und unvermeidbar. Es weiß, daß, so es seine Unabhängigkeit und seine Stellung bewahren will, es diese Opfer bringen muß, und es wird sie daher bringen, wird sie gern und freudig bringen. Und es wird, wie in der Vergangenheit, so in Gegenwart und Zukunft rechnen auf seine Kraft und seinen Muth, und vertrauen auf Gott. Auf Ihn, der die Völker nicht verläßt, so sie sich selbst nicht verlassen. So wird Preußen, frei im Innern, und stark nach Außen, höher steigen in der Achtung der Völker.

Das werden die Folgen sein für Preußen.

Und die Folgen für das übrige Deutschland?

Nun, auch sie, die übrigen Staaten, werden sich auf sich selbst zurückziehen müssen.

Was heißt das?

Das heißt zunächst ein Krisis, eine gewaltige Krisis. Ein Schlund, der sie vielleicht sogleich verschlingen würde.

Aber gehen wir langsamer zu Werke. Sehen wir voraus, daß sie die Krisis einstweilen überleben.

Alsdann sind drei Fälle für sie möglich.

Entweder individuelle Selbstständigkeit; oder Anschluß an Oesterreich; oder ein Bund unter sich.

Individuelle Selbstständigkeit. Wohlan, die Staaten würden frei sein, frei wie ein Vogel in der Luft — vogelfrei! Dieser Zustand würde aber bald unhaltbar für sie sein. Woran sollten sie sich halten? Welche Rolle würden sie spielen, welchen Zufällen würden sie ausgesetzt sein? Sie würden das Geschenk der Freiheit gar bald bereuen, verwünschen, verschmähen. Das Volk würde überall sich erheben, würde verlangen, etwas weniger „staatliche“ Freiheit, und etwas mehr „nationale“ Sicherheit zu haben.

Wodurch?

Durch die zweite Eventualität, Anschluß an Oesterreich?

Das Volk würde ihn nicht wollen, nicht können. Er ist unmöglich — unmöglich aus allen Gründen und Rücksichten politischer und socialer, geistiger und materieller Natur, — das Aeußerste, das vielleicht zu Stande kommen könnte, wäre ein Schutzbündniß zwischen Oesterreich und einigen süddeutschen Staaten, obgleich auch das noch im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich ist: denn wie man auch jetzt, um Preußen „in Schach zu halten“ hie und da agitirt für Oesterreich, so würde diese vermeintliche Vorliebe für Oesterreich und Hinneigung zu ihm sehr plötzlich verschwinden — Manchem würden die Augen aufgehen — in dem Augenblicke, wo ein derartiger Anschluß ernstlich in Anregung käme. Aber gesetzt, ein solches Bündniß käme zu Stande zwischen Oesterreich und zwei oder drei Staaten — wobei noch vorausgesetzt werden muß, daß Preußen dabei Zuschauer bliebe. Nun, so würden diese Staaten einfach alle Wechselfälle der europäischen Politik, alle Chancen der europäischen Kriege übernehmen. Freilich, Preußen würde auch dann und unter allen Umständen für sie einzustehen haben, so weit es in seiner Macht liegt — allein selbstverständlich nur in der Absicht und zu dem Zwecke, daß sie deutsch bleiben. Bleibt Preußen alsdann Sieger in seiner Politik oder im Kriege, so ist die Folge klar.

Oder aber, die Staaten schließen, als dritte Eventualität, ein Bündniß unter sich. Das könnten aber von vornherein nur diejenigen Staaten thun, die südlich von Preußen liegen, oder vielmehr zwischen ihm, d. h. zwischen den hohenzollernschen und rheinischen Landen. Der Bund wäre daher von vornherein extensiv ein sehr beschränkter. Er würde ferner keine europäisch-völkerrechtliche Geltung haben und niemals erlangen. Er würde überhaupt nur möglich sein, indem die ihn bildenden Staaten sich Einem unter ihnen unterordnen, und dieser Eine könnte nur Baiern sein. Handelt es sich aber einmal um eine Unterordnung, so würden die Bevölkerungen doch schwerlich gewillt sein, sich Baiern unterzuordnen. Sie würden in die Arme Preußen fliegen. Und auch die Fürsten würden dann voraussichtlich von „zween Uebeln das kleinere“ wählen.

Und Preußen?

Hier nun eröffnet sich eine neue Perspektive, eine vierte Eventualität.

Jene drei würden gleich unmöglich sein. Die vierte ist möglich, wahrscheinlich, gewiß. Gewiß, weil sie die allein mögliche ist.

Es würde sich zunächst in den Staaten ein Gegensatz erheben zwischen Fürst und Volk. Entweder der Fürst erwählt alsdann freiwillig den besseren Theil, und zieht an der Spitze seines Volkes mit klingendem Spiel in das Preussische Lager — oder er thut es nicht.

Was dann?

Dann wird sein Volk sich selbst an Preußen wenden.

Und Preußen wird sagen:

„Ich habe mich auf mich selbst zurückgezogen, und bin wieder eingetreten in meine alte selbstständige Bahn. Die Gründe sind bekannt, sind offenkundig, vor Deutschland, vor Europa, vor der Welt. Es sind Gründe der allerhöchsten Ordnung; Gründe, die das Leben und Sein der Staaten bestimmen, die da entscheiden über das Schicksal und die Zukunft der Völker. Nur mit äußerstem Widerstreben, mit bewegtestem Herzen, mit tiefgefühltestem Schmerze habe ich mich also getrennt vom übrigen Deutschland, mich abgelöst, mich ausgeschlossen: aber ich trennte mich nur von Deutschland, um mich fester mit ihm verbinden, ich löste mich nur ab, um mich inniger mit ihm verschmelzen, ich schloß mich nur aus, um mich unlösbarer mit ihm verschlingen zu können. Denn mit Nichten habe ich darum meinen deutschen Beruf aufgegeben, mit Nichten bin ich einen Zollbreit zurück gewichen von der Aufgabe, welche die Vorsehung mir gesetzt, mit deren Lösung sie mich betraut hat. Im alten Bunde war das nicht möglich. Ich habe versucht, mit den ein-

zelen Regierungen auf dem Wege der freien und gemeinsamen Berathung mich zu verständigen, eine den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten der Gegenwart entsprechendere Verbindung unter uns zu vereinbaren. Der Versuch mißlang. Warum? Weil die Staaten, wenigstens die Mehrzahl, nicht das eine Zugeständniß machen wollten, ohne welches eine festere nationale Gestaltung ein Ding der Unmöglichkeit ist; weil sie mich nicht als einheitlichen Führer anerkennen wollten, vielmehr ein jeder mit gleichem Rechte und in gleichem Maasse Theil haben wollte an der Führerschaft. Darum habe ich nun, nachdem ich äußerlich die Verbindung mit dem übrigen Deutschland aufgegeben, selbst ein Programm entworfen, ein Programm, das ich frei verkünde, zu dem ich hoch und laut mich bekenne. Dies Programm ist kurz und bündig. Es lautet: Preußen übernimmt die Vertretung des betreffenden Staates im Auslande, desgleichen die Oberleitung des Militairwesens; in jeder anderen Beziehung bleibt der betreffende Staat vollkommen selbstständig und frei. Dagegen verpflichtet sich Preußen, den betreffenden Staat zu schützen gegen äußere Feinde, mit der ganzen Fülle seiner Macht einzutreten für ihn, für seine Sicherheit und Selbstständigkeit, wie für sich selbst. Etwaige anderweite Verschmelzungen können nur im Wege der freien und geseglichen Vereinbarung stattfinden, und nur auf der Basis der obigen Rechte und Pflichten. Das, wird Preußen sagen, ist mein Programm. Es steht jedem Staate frei, dasselbe zu unterzeichnen; ich bin bereit, den Pact mit Jedem, mit Einem, Einigen oder Vielen abzuschließen, und Jeder wird mir willkommen sein. Aber darum ist es keineswegs mein Wunsch und mein Wille, — so lange mein Wunsch und mein Wille Geltung haben und ich sie geltend machen kann — diese Verbindung auf auch nur äußerlich gewaltsame, d. h. einseitige Weise zu Stande gebracht zu sehen, sondern nur dann, so der betreffende Staat in vollkommenster Freiheit und Selbstbestimmung und in vollkommen geseglicher Weise, — also Fürst und Volk gemeinschaftlich — diesen Anschluß begehrt: verständigt Euch daher zunächst mit Eurem Fürsten, und wenn und sobald das geschehen, kommet wieder. Dann aber bin ich auch entschlossen, dießmal — sollte von irgend einer Seite unserm freien und rechtmäßigen Bündniß Anfeindung geschehen — meinem Programme treu zu bleiben, mein Wort zu lösen mit meinem Schwerte, meine ganze Macht, mein Alles, mein Sein und mein Leben daran zu setzen, um es durchzuführen. Ich weiß, daß ich in diesem Kampfe erliegen kann. Aber ich weiß auch, daß ich diesen Kampf früher oder später aufnehmen muß, daß ich früher oder später — so das

deutsche Volk ihm nicht vorbeugt — ihn kämpfen und auskämpfen muß: Ist er daher unumgänglich, kann Deutschland nur auf diesem Wege Herr werden seiner selbst und Herr seiner Zukunft, wohlan, so bin ich bereit, ihn aufzunehmen, diesen Kampf, heute oder morgen, wann Gott ihn schickt.“

Das wird Preußen sagen.

Und nun die Schlußbetrachtung dieser Erwägung:

Also ein Kampf!

Und ein gewaltiger Kampf wird es sein, ein Entscheidungskampf, ach, vielleicht ein Bruderkampf!

O, möchte Deutschlands besserer Genius über uns walten, daß es zu solchem Gräuel und zu solcher Schmach nicht komme; möchte die göttliche Vorsehung die Herzen der Fürsten lenken, zu ihrer eignen Ehre und zu Deutschlands Ehre, zu ihrem eignen Heile und zu Deutschlands Heile! Möchte das deutsche Volk nicht verurtheilt sein, noch einmal aus diesem Kelche zu trinken, dem bittersten und sündigsten, den ein Volk in seiner Verblendung sich selber bereiten, sich selber schenken kann!

Und doch, so unmöglich und widersinnig bei einer vernünftigen und leidenschaftslosen Erwägung der Verhältnisse ein solcher brudermörderischer Kampf erscheint, und so sehr und so hoch sich alle besseren Gefühle, alle nationalen Instincte des deutschen Volkes dagegen auflehnen und sträuben — so möglich wiederum muß er erscheinen, wenn man bedenkt, daß vor kaum zehn Jahren noch im Herzen Deutschlands sich deutsche Heere feindlich gegenüberstanden und nur eines Wortes harrten, um sich gegenseitig zu schlachten; ja, wenn man die Ereignisse dieses gegenwärtigen Jahres, das kaum zur Hälfte verfloßen, sich zurückruft, und auf den bitteren Streit hernieder blickt, der noch täglich geführt wird, zur Erbauung, zur Schadenfreude, zur „Bewunderung“ Europas!

Aber wahrlich, käme es früher oder später wirklich zu einem neuen Kampfe zwischen deutschen Völkern, so würde es immerhin die Schuld nicht Preußens sein.

Dann aber, sieht Preußen sich gezwungen zu diesem Kampfe, dann in der That wird jene Frage, jene einfache und friedliche Frage „ob Gotha, ob Bamberg?“ sich umgestalten zu dem verhängnißvollen Lösungsworte, zu dem schicksalschweren Schlachtenruf „hie Gotha, hie Bamberg! . . .“

Zweite Abtheilung.

Was ist der Partikularismus?

Was ist der Partikularismus? Ein untergeordneter Standpunkt, eine Stufe der Entwicklung, daher, in Bezug auf das Ganze, ein noch unvollendeter Organismus. Gleichwie die Quellen und Bäche und Nebenflüsse eines Stromes, ehe sie zusammengeflossen und vereinigt sind zu einem gemeinsamen Bett.

Der Partikularismus, soweit er nicht auf Engherzigkeit und Selbstsucht beruht, ist ein ganz naturgemäßes und daher vollkommen berechtigtes, ja nothwendiges und hochersprießliches Element im Völkerleben. Er ist in seiner Entstehung und mithin in seinem innersten Wesen nur eine Erweiterung — in Betreff des Objectes — der Anhänglichkeit und Vorliebe, die ein Jeder für den Ort seiner Geburt, für seine erste persönliche Heimath hegt: wie aber schon in der Jugend diese Zuneigung, ohne in sich selber geschwächt zu werden, doch ihrer Ausschließlichkeit sich allmählig entkleidet, indem, unter dem Eindruck der Erziehung und insbesondere des geschichtlichen Unterrichts, am engen Horizonte der Kindheit das Bild des Vaterlandes wie eine leuchtende Sonne erscheint und emporsteigt und die Gefilde der Heimath wie mit einem höheren und heiligeren Glanze verherrlicht und weihet; wie beim Eintritt in das Leben die engere Heimath, von den Jünglingen meistens auf kürzere oder längere Zeit, häufig auf immer verlassen, mehr und mehr in den Hintergrund tritt, und nur noch in der etherischen Perspective der Erinnerung erscheint, dagegen inmitten und im Drange der täglichen Berufsgeschäfte und ihrer Sorgen und Pflichten das Bewußtsein des Staatsbürgerthums sich entwickelt und kräftigt, die Rechte und Pflichten desselben an jeden Einzelnen herantreten, und wie er dann mit seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Neigungen und Sympathien die innere und äußere Tagesgeschichte seines Landes verfolgt: so schwinden mit jedem Tage in den Gefühlen und Anschauungen des Einzelnen dem großen Ganzen gegenüber alle localen und provinziellen Vorneigungen, und gehen auf in dem gemeinsamen und Alles beherrschenden Symbole des Vaterlandes, dem Stolz und dem Ruhm und der Ehre Aller.

Das ist der Entwicklungsgang, den bei jedem Volke, möge dasselbe so viele Stämme umfassen wie es wolle, sofern es nur ein und der-

selben Nationalität angehört, ein jedes Individuum ohne Ausnahme durchmacht: so tief und fest auch die Anhänglichkeit an die erste Heimath, an die Stätte der Geburt, an den Schauplatz der Kindheit und Jugend sein und bleiben möge, und so groß auch demnächst die provinziellen Unterschiede in mancher Beziehung sein mögen, so treten doch alle diese örtlich beschränkteren Gefühle wie in scheuer Ehrfurcht allmählig und unwillkürlich zurück vor dem einen Gedanken des Vaterlandes; ja selbst, ehe im Kinde der Begriff des Vaterlandes zum Verständniß gelangt ist, entzündet sich in seinem Gemüthe schon jene süße und heilige Regung der Liebe des Vaterlandes, die seine Seele mit frohem und freudigem Stolze erfüllt, wie in der Ahnung eines höheren Gutes, wie im Instincte einer größeren und ruhmvolleren Heimath!

Der Partikularismus nun in Deutschland ist wesentlich ganz dasselbe, was der Provinzialismus in einheitlichen Ländern ist. Aber mit dem Unterschiede, daß die Ueberwindung dieses untergeordneten Standpunktes nicht möglich ist, wenigstens thatsächlich nicht zur Geltung gelangen kann, da die höchste Stufe der Entwicklung, das deutsche Vaterland, durch künstliche Scheidewände und Schranken ihm verschlossen ist. Vergeblich wenden die Partikularisten ein, daß der Partikularismus in seiner jetzigen Gestaltung das höchst erreichbare Ziel der Einheit in Deutschland ist, daß er dem deutschen Geiste und dem deutschen Nationalcharakter entspricht. Gitle Scphist! Zunächst handelt es sich lediglich um politische Einheit und vorausgesetzt, daß der Partikularismus erspriesslich sei für die allgemeine Culturentwicklung Deutschlands, warum und in wiefern würde dieser Entwicklung denn Abbruch geschehen durch die Existenz einer politischen Einheit, die in keiner Weise die Cultur berührt, in keiner Weise hindernd und hemmend ihr entgegentritt? Und beweist denn England nicht, daß politische Einheit des Ganzen vollkommen vereinbar ist mit Selbstständigkeit der Theile in jeder anderen Beziehung? Und hat denn in Deutschland der Partikularismus diese Selbstständigkeit beschützt und bewahrt? Vielmehr ist das innere politische Leben des Volkes in jedem einzelnen deutschen Staate centralisirt und mehr oder weniger absorbirt worden durch die Staatsgewalt, wie es in diesem Maße nimmer hätte geschehen können unter einer einheitlichen Centralgewalt, die nicht, wie in Frankreich, die Selbstregierung und Selbstverwaltung der Gemeinde, wie das geistige und sittliche Leben des Volkes so gänzlich in sich eingezogen und concentrirt haben würde, und es nicht gekonnt haben würde. Daß der deutsche Genius in Wissenschaft und Kunst gründlicher, vielseitiger, mannigfaltiger und universeller

ist, als derjenige irgend eines andern Volkes, ist eben eine Eigenthümlichkeit des Charakters, die dem Volke in seiner Gesamtheit angeboren und eingeboren ist, die daher von keiner äußeren politischen Form bedingt und bestimmt ist, vielmehr unter jeder Form und jedem Systeme sich geltend macht und entfaltet. Ja, diese Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen und sittlichen Lebens würden weit höher geschützt und vor Verirrungen bewahrt werden durch das Vorhandensein eines realen national-politischen Mittelpunktes, in welchem das politische Leben des Volkes sich verkörpern und vermöge dessen unter den Nationen der Erde die deutsche Nation zu der ihr gebührenden Geltung gelangen würde, hierdurch in gleichem Maße ihr gerechtes Selbstgefühl erhöhend und mit freudigem Stolz sie erfüllend, mit edlem Drange zum höheren Streben auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst sie beseelend. Diese Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes gepflegt und geschirmt zu haben, kann der Partikularismus schwerlich sich rühmen; wohl aber ist es sein Werk, daß die Deutschen in den Ruf jener anderen Eigenthümlichkeit, der Streitsucht, gekommen sind, und dafür überlassen wir ihm die Verantwortlichkeit, ihm, dem Partikularismus, der noch heute immer und immer die Einen aufhebt gegen die Andern.

Treten wir aber dem vermeintlichen Partikularismus näher, suchen wir ihm fest ins Angesicht zu sehen, ihn zu erkennen, zu befühlen, zu betasten, so finden wir zu unserer Ueberraschung, daß er in Bezug auf politische Einheit keineswegs ein so unerbittlicher Gegner, ein solches enfant terrible ist, wie er, von ferne betrachtet, erscheint. Ja, er enthüllt sich alsdann dem staunenden Blicke als ein Phantom, das unsichtbarer wird, je näher und je länger man es beschaut, gleichwie ein Zerlicht im sumpfigen Moor, das, je mehr man sich nähert und es zu haschen sucht, neckisch zurückweicht, ungreifbar, unfasßbar, unnahbar.

Hören wir die Partikularisten:

„Seitdem das deutsche Volk besteht, bestand es aus einer Anzahl von Stämmen, die, zwar Alle dieselbe Sprache sprechend, und Alle übereinstimmend im allgemeinen Charakter, in ihren geistigen und sittlichen Anlagen, in ihren physischen Eigenschaften, in Sinn und Gemüth, in Denkart und Lebensweise, dennoch in allen diesen innern und äußern Elementen der Nationalität durch gewisse größere oder geringere Verschiedenheiten die Einen von den Andern abweichen, so daß ein jeder Stamm eine ihm besondere Charakteristik, eine eigenthümliche Färbung oder „Schattirung“ erhält; und gerade diese vielseitige Schattirung ist es, die dem Ganzen einen um so höheren Glanz, einen um so mannig-

faltigeren und universelleren Genius verleiht. Damit dieser Genius nun diesen seinen Vorzug bewahre und fort und fort nach allen Seiten und allen Richtungen hin in immer neuer Frische und neuer Kraft und neuer Freude vorandränge; damit er immer kühneren Fluges, immer höheren Schwunges, alle Gebiete des Wissens und alle Regionen der Phantasie durchforsche und also den Völkern der Erde ruhmvoll voranleuchte auf der Bahn der menschheitlichen Entwicklung — ist es nöthig, daß jeder einzelne Stamm seine eigene und besondere staatlich-politische Existenz bewahre; und in Uebereinstimmung mit dieser Nothwendigkeit — das ist der Schlußsatz dieser Dialektiker — wohnt auch jedem einzelnen Stamme der Trieb der staatlich-politischen Selbstständigkeit inne, von der Natur ihm angeboren, gleichsam wie in ausdrücklicher Absicht jenes Zweckes."

Das ist die große Argumentation der Partikularisten. Sie klingt sehr schön — und klingt sehr hohl. Hohl ist sie in der That.

Wenn wir zunächst nach dem Einfluß uns umsehen, den Deutschland nach Außen selbst nur in moralischer Hinsicht ausübt, so werden wir sehr bald erkennen, daß es im Grunde sehr „traurig“ damit ausfieht, vergleicht man ihn mit dem Einfluß der beiden großen Nationen Westeuropas. England und Frankreich haben einen ohne Vergleich höheren moralischen, sagen wir civilisatorischen Einfluß in Europa nicht nur, sondern in der ganzen Welt. Die französische Literatur — und es ist hier nicht bloß die Romanliteratur gemeint — ist gewissermaßen heimisch in den europäischen Ländern lateinisch-romanischer Abstammung, ja selbst in Schweden, Rußland u. c.; ferner, wenn auch in geringerer Maße, in den transatlantischen Ländern spanischer Abkunft. Englands Literatur ist ganz und gar heimisch in Nordamerika und allen englischen Colonien, wie die Statistik des Buchhandels beweist. Ja, Deutschland selbst kennt die Erzeugnisse der französischen und englischen Literatur zehn- und zwanzigfach besser, als umgekehrt England und Frankreich diejenigen der Literatur Deutschlands kennen; dieser letztere Umstand mag, im Lichte der Partikularisten betrachtet, vielmehr als ein Beweis und ein Ruhm des „gelehrten“ Deutschlands und seiner Vielseitigkeit ausgelegt werden; Schade nur, daß er auch beweist, daß selbst in Frankreich und England Deutschland nur einen vergleichsweise ganz untergeordneten Einfluß in dieser Beziehung auszuüben vermag, sei es aus Mangel an Originalität, sei es, weil wenige Erzeugnisse der deutschen Literatur in der Meinung jener beiden Länder so „universeller“ Natur, und gleichzeitig so „lesbar“ für sie sind, um ihnen anziehend und der

Uebersetzung werth zu erscheinen. Die in Deutschland noch immer obwaltende Schwäche der Vorneigung zum Auslande — in Mode wie in Literatur — trägt ohne Zweifel nicht wenig dazu bei, die deutsche Literatur in Hinsicht der Originalität in so ungünstigem Lichte gegenüber den Literaturen Englands und Frankreichs erscheinen zu lassen: man vergegenwärtige sich nur, daß Alles — so gut oder so schlecht es sei — was in England oder Frankreich erscheint, meistens ganz heiß in's Deutsche übersezt wird, während in Frankreich und England nur einer vergleichsweise sehr kleinen Anzahl von Werken diese Ehre widerfährt.

Suchen wir nun nach dem tieferen Grunde dieser literarischen Bedeutungslosigkeit Deutschlands im Auslande, so findet sich, daß derselbe gerade in dem Mangel politischer Einheit liegt. Politische Einheit giebt materielle Macht: es ist aber einmal eine Eigenthümlichkeit der sittlichen Weltordnung, daß der moralische Einfluß im Großen und Ganzen bedingt ist durch den materiellen, daß er diesem sich anschließt, gleichsam als ein jüngerer Bruder, als eine zartere des Schutzes bedürftige Schwester: denn der individuelle Mensch, und insbesondere derjenige, der auf einer geringeren Stufe der Cultur steht, unterliegt seiner geistigen Constitution zufolge diesem Gesetze, daß er sich mehr beeinflussen läßt durch den erkennbareren und fühlbareren Nimbus der materiellen Macht, als die verborgnere und schwerer wirkende Kraft der geistigen Hoheit und Größe, und er ist deshalb geneigter, denjenigen sittlichen Einfluß, der mit materieller Macht vereint ist und von ihr ausgeht und durch sie getragen wird, anzuerkennen und sich ihm zu unterwerfen, als demjenigen, der auf sich selbst angewiesen ist und des Nimbus der materiellen Grundlage ermangelt. Und ganz ebenso verhält es sich mit Völkern.

Besäße Deutschland politische Einheit, so würde es daher auch ganz anders beschaffen sein mit seinem literarischen Einfluß. Glücklicher Weise hat Deutschland aus dem Schiffbruch seiner politischen Einheit wenigstens die literarische Einheit gerettet und sie bewahrt; und noch hat es der Partikularismus nicht so weit gebracht, denselben auch in das geistige Leben des Volkes einzuführen: noch giebt es keine bairische, oder hessische, oder mecklenburgische Literatur, sondern nur eine deutsche. Freilich so wie die Action des Staates dabei in's Spiel kommt, springt auch in dieser Beziehung der Partikularismus gewappnet aus dem Hirne der Kleinstaaten hervor: — so schloß noch kürzlich unter Anderem Neuß in seiner Machtvollkommenheit einen Vertrag mit

Frankreich über das literarische Eigenthum — o, welche süße Genugthuung muß dieser hohe Act der Souverainetät der Rußfischen Staatsregierung gewährt haben, welches wonnige Gefühl der Ehre und des Stolzes muß die Brust der Rußfischen „Staatsminister“ durchbebt haben, als dies Staatsdokument unterzeichnet, ratificirt, ausgetauscht und nun den Staats-Archiven „einverleibt“ ward. Ruß kann ruhig schlafen, und seine Autoren werden es auch. Aber, ernstlich gesprochen, welcher Jammer, daß Deutschland nicht einmal etwas vereint thun kann für sein geistiges Leben!

Aber eine andere Thatsache, welcher gegenüber jenes ganze prächtige Argument der Partikularisten in Nichts zerfällt, ist die, daß in den Ländern der größten politischen Einheit — England, Frankreich, Spanien — die Verschiedenheit der Stämme, oder, in heutiger Sprache, die provinziellen Unterschiede in Charakter und Lebensweise von Anfang an entschieden größer und ausgeprägter waren und es bis auf den heutigen Tag noch sind, als sie es jemals in Deutschland waren — ein Beweis, daß die politische Einheit diesen Stammesunterschieden keinen Abbruch gethan und sie nicht geschwächt, geschweige verwischt hat. Was haben Iren und Schotten, Wallisen und Engländer Vieles gemein in Sprache und Sitte, Denkart und Lebensweise, Religion und positives Recht? Ja selbst sind die einzelnen Provinzen und Grafschaften des eigentlichen Englands — Northumberland und Kent, Yorkshire und Suffol, Lancashire und Essex u. — nicht geschiedener in Mundart und Volkssprache, in den Beschäftigungen und Gewohnheiten des täglichen Lebens, in ihren Neigungen und ihrem Charakter, ja selbst in ihren materiellen, oder wenigstens vermeintlich in ihren materiellen Interessen, geschiedener als Preußen und Baiern, Hessen und Sachsen, Baden und Hannover? Giebt es in den Stämmen Deutschlands solche Gegensätze in jeglicher Beziehung, wie zwischen Provenzalen und Picarden, Normannen und Bordslesen, Gasfognern und Bretannen? Oder wie zwischen Andalusen und Basken, Catalanen und Aragonesen? Ja, wie auffallend! — nirgends ist die Provinzial-Literatur, insbesondere in demjenigen Zweige der Literatur, in welchem der Charakter und die Gefühle des Volkes ihren treuesten und gleichzeitig erhabensten Ausdruck finden, dem der Poesie, so lebenskräftig wie gerade in Spanien, Frankreich, England, den Ländern der größten politischen Einheit; während es in Deutschland im Grunde niemals Dichter gegeben hat, die nur ihrem besondern Heimathlande angehörten, nur dieses besangen und verherrlichten; und wenn sie schwäbische oder schlesische, ostpreussische oder rhei-

nische hießen, so bezeichnete diese Benennung eben nur ihre engere Heimath, in der sie geboren waren und lebten; mehr oder weniger auch eine sogenannte „Schule“, die sich zwar auf Form und Inhalt bezog, aber in keiner Weise ihrem Objecte nach auf einen besonderen Theil nur Deutschlands, sei es in den Sympathien oder den Hoffnungen und Wünschen des Dichters, beschränkte, sondern, zum Wohl oder Uebel, wesentlich national war. Also ungeachtet aller künstlichen Trennung ist doch in literarisch-wissenschaftlicher Hinsicht kein Land im Grunde national-einheitlicher, als gerade Deutschland — und die sogenannte „Republik“ der Wissenschaften und Künste findet in Wahrheit nirgends eine so vollkommene Anwendung, hat nirgends eine so heimische Stätte, wie in unserm Vaterlande: — wie denn auch, als Ausdruck dieses republikanischen Geistes, die Träger der Künste und Wissenschaften frei von einer Universität zur andern, von einem Staate zum andern ziehen, unbekümmert um Schlagbaum und Grenzpfahl, und unbeirrt durch Wappen und Farben, die in überraschendstem Wechsel, in buntester Auswahl auf jenen prangen.

Schlagbaum und Grenzpfahl, Wappen und Farben! — Das führt uns auf den eigentlichen Kern des Partikularismus, seinen letzten Grund und seine wahre Natur — oder Unnatur.

Der heutige Partikularismus würde allenfalls noch einen Sinn haben, wenn die verschiedenen Stämme besondere Staaten bildeten. Das ist aber nirgends der Fall. Die Scheidung ist eine ganz willkürliche, zufällige, conventionelle. Auf die eigentlichen Stammgrenzen und Stammunterschiede ist in der Territorialdistribution Deutschlands nicht die entfernteste Rücksicht genommen und konnte auch nicht genommen werden. Der entscheidendste Beweis, daß der Partikularismus, der eben auf dieser Stammverschiedenheit fußt, ganz fußlos ist. Weder Baiern, noch Schwaben, noch Hessen, noch Friesen, noch Sachsen, und wie die Stämme Alle heißen, die zwar heute von der Stammverschiedenheit nur eben noch den Namen und die Erinnerung haben, bilden abgeschlossene und abgesonderte Staaten, sondern die existenten Staaten fassen entweder mehrere Stämme oder meistens Theile mehrerer Stämme in sich, oder bestehen gar nur aus einem Theile eines Stammes. Nein, der Partikularismus ist keine Frage realer Verschiedenheiten und Gegensätze zwischen den Völkerschaften Deutschlands, sondern ist lediglich und ausschließlich eine Frage — von Grenzpfählen. Die deutschen Staaten und Gauen trennt heute in Wahrheit nichts mehr von einander, als jene Pfähle, und selbst alle diese Pfähle sind eins in Abstammung und

Art, wie sie eins sind in Schicksal — sie sind alle von Holz, von deutschem Holz, aus deutschen Wäldern — und unterscheiden sich nur äußerlich dadurch die Einen von den Andern, daß sie weiß oder grün oder gelb und so fort bestrichen sind. Der Partikularismus in der That ist nichts als eine Frage der Farbe. Oder welche realen Unterschiede in der Bevölkerung setzen diese Pfähle voraus oder schaffen sie? Sind die, so rechts wohnen und links, da zufällig diese Pfähle zwischen ihnen aufgerichtet und in den wundersamsten Linien kreuz und quer sich dahin ziehen, dieser Pfähle wegen nicht länger eins in Sprache und Sitte, in Denkart und Sinn, in Wünschen und Interessen, in Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft? Was rechts von diesen Pfählen, das tauft man nun z. B. Hessen, was links Nassau — stünden diese Pfähle eine Meile, eine Stunde, eine Ruthe, einen Fuß nur weiter nach links oder nach rechts, so wäre eine Anzahl von Deutschen Hessen geworden statt Nassauer, und Nassauer statt Hessen — und das ist die ratio des deutschen Staatenpartikularismus!

Aber ein einziger Blick auf Preußen macht alle diese Phantasmagorien des Partikularismus zu Schanden, stürzt alle diese Sophismen über den Haufen. Fragt die Provinzen Eine nach der Anderen, ob sie lieber „souverain“ sein möchten, als „Provinzen“. Sie werden Euch — Verzeihung — auslachen. Sie sind preussisch. Sind sie darum weniger deutsch? Mit Nichten. Sie sind vielmehr in gleichem Maße mehr deutsch, als sie mehr preussisch sind. Und fragt die Hauptstädte der preussischen Provinzen, ob sie tauschen möchten mit den „Haupt- und Residenzstädten“ an der Isar, oder der Peine, oder der Elbe u. c.? Freilich keine Glyptotheken (auf deutsch: Antikensäle u. c.) und Pinakotheken (auf deutsch: Bildersäle, Gemäldeesammlungen u. c.) besitzen sie, aber andererseits auch keine öden Straßen, keine menschenleeren Quartiere: denn ihr Aufschwung ist kein künstlicher und aufgepflanzter, und ihre Blüthe keine bloß äußerliche und künstliche, sondern eine naturwüchsige, wirkliche, substantielle. Und wie die Städte, so die Provinzen, so das ganze Land. Die Provinzen — sie sind preussische Provinzen, aber darum recht eigentlich deutsche, mehr als sie es sein würden in dem gesegneten Zustande staatlicher Selbstständigkeit und Souverainetät, schon deshalb, weil sich kein specifisch kleinstaatliches Philistertum bilden kann, keine kurzfristige und engherzige Kirchturmpolitik, kein dem Gesamtwaterlande feindliches Sonderinteresse oder Sonderwesen.

Sehet die Rheinprovinz! Würde heute die Rheinprovinz sein, was sie ist, in geistiger wie materieller Beziehung, wenn anstatt seit

45 Jahren eben die „Preussische Rheinprovinz“ zu sein, sie dies oder das Fürstent-, oder Herzog-, oder Erzbisthum geblieben wäre? Gewiß, sie würde bei dem allgemeinen Aufschwunge der Gewerbe und des Handels nicht zurückgeblieben sein, sondern sich gehoben und entfaltet haben, voraussichtlich selbst in höherem Maße — schon in Rücksicht auf die geographische Lage — als die anderen kleineren Staaten Deutschlands: aber nimmer würde sie sich emporgeschwungen haben und sich haben emporschwingen können zu ihrer jetzigen Höhe, zu ihrer heutigen Größe. Das konnte sie nur als preussische Provinz. Und wiederum — ist es nicht offenbar, daß die Rheinprovinz mit jedem Tage tiefer sich einwurzelt in die preussische Erde, und inniger verwächst mit dem Stamme der preussischen Eiche, daß ihr Preußen mit jedem Tage fester an's Herz wächst, mit jedem Tage sie enger, inniger, unlösbarer mit ihm sich vereint?

Und doch, ist nicht die Rheinprovinz — wenn wir Unterschiede und Abstufungen dieser Art für einen Augenblick voraussetzen wollen — ist nicht die Rheinprovinz das deutscheste aller deutschen Lande? Denn ist nicht das Rheinland das wahre Heimathland von Allem, was deutsch ist in der deutschen Geschichte, dem deutschen Geiste, deutschen Charakter, deutschen Genius? . . . Das Heimathland der deutschen Mythe, deutschen Sage, deutschen Minne? . . . der christlich-germanischen Cultur bis zur Zeit der Reformation, des deutschen Ritter-, Städte-, Bürgerthums? der christlich-germanischen Kunst und Wissenschaft? Das Land der Druiden und Priester, der Sänger und Barden, der Ritter und Knappen? Ist nicht der Rhein der „Vater“ Rhein, der „deutsche“ Rhein, der „deutsche“ Strom? Und warum der „deutsche“? Nicht, weil er dem Auslande am nächsten liegt und weil damit bezeichnet werden soll, daß er immer deutsch bleiben möge und solle (ach, muß man auch diesen Sinn damit verknüpfen?), sondern weil die deutsche Erinnerung in Sage und in Geschichte am weitesten zurückreicht an seinem Strande, seinen Ufern, seinen Fluthen. Und scheint es nicht, wenn man hinablickt auf die bläuliche Fluth, wie sie vorüberrollt in plastischer Ruhe und Majestät, und wie in gemessenem Schwunge Welle auf Welle sich folgt, scheint es nicht dann, als stiegen aus ihnen die Geister der Vorzeit, die Bilder der Vergangenheit empor in tausend und tausend schwanfenden, wogenden, wechselnden Gestaltungen und Scenen, wie ein großes und immer neues Diorama des politischen und socialen, des geistigen und physischen Lebens des deutschen Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert, fast von Geschlecht zu Geschlecht? Scheint

es nicht, als tönte es herauf aus der Tiefe im Geflüster der kräuselnden Wogen nun wie das geheimnißvolle Gemurmel der Druiden und das laute Getöse der Römischen Waffen, nun wie milder Harfenklang und süßes Leyerenspiel, wie Vardenlied und Minnesang, nun wie Ritterspiel und Kaiserpomp, wie Geschmetter von Fanfaren und Geklirre von Lanzen und Schwertern? Ja, welcher Name ruft immer und überall so tiefe Regungen und Gefühle des deutschen Vaterlandes als der des *Rheines* auf, und findet in der Brust jedwedes Deutschen ein volleres und heimatlicheres Echo, gleichsam als rausche es herauf und rausche es heran wie aus weiter, weiter Ferne in trauten und harmonischen Accorden, sei es der Erinnerung an längst entschwundene Zeiten, sei es der Sehnsucht und Hoffnung für die Zeiten, die da sind und sein werden?

Wohl, dieses deutscheste der deutschen Lande, ist es heute weniger deutsch, als vormalig? O, hat es nicht im Gegentheil sein Deutschtum wiedergefunden, seitdem es zu Preußen gehört, sein Deutschtum, das es in schweren Tagen zwar nicht verloren hatte, das jedoch zurückgedrängt und übertüncht war durch den schimmernden, aber in seinem Schimmer knechtenden und erstickenden Geist des Frankenthums? Warum war das? Nicht, weil der Franke es erobert und sich darin festgesetzt und eingemischt hatte, sondern weil es unter seinen früheren deutschen Fürsten und Prälaten allmählig „französisch“ worden, da diese seit Jahrhunderten feile Diener und Speichellecker der fränkischen Könige gewesen. Das Rheinland hat sich selber wiedergefunden, seitdem es preußisch ist. Es verdankt seine vaterländische Wiedergeburt, seinen Aufschwung, seine Blüthe, seine Größe dem Scepter Preußens. In dieser Wiedergeburt, durch sie und kraft ihrer, ist die Rheinprovinz auch gleichzeitig im Geiste theilhaftig geworden des preußischen Waffenruhmes und hat sie das Recht erworben, sich in dieser Ehre zu ehren, sich dieses Ruhmes zu rühmen: und gewiß, wann wieder es gilt, den Waffenruhm und die Waffenehre Preußens zu wahren, wird sie beweisen, daß sie ihrer würdig ist, und daß sie bereit ist und fähig, diese geistige Gemeinschaft durch Thaten zu weihen.

Das in der That, diese geistige Gemeinschaft an seiner eigenen glorreichen Vergangenheit, das ist der Preis, den Preußen Allen bietet, die sich ihm anschließen, die seinem Adler folgen wollen.

Aber ist damit, was die Rheinprovinz betrifft, ist damit gesagt, daß Preußen Alles für die Rheinprovinz, die Rheinprovinz nichts für Preußen sei? O, mit Nichten — wenn auch vereinzelte Stimmen, nein,

eine vereinzelte Stimme, und gerade in und aus dem kleinen Lager Derer, die vorzugsweise Preußen sich nennen und glauben machen möchten, daß sie allen preußischen Sinn und alle preußische Vaterlandsliebe monopolisirt haben — wenn auch aus diesem Lager, sagen wir, jüngst hin eine vereinzelte Stimme sich erhob, um — unglaublich, aber wahr! — die Trennung der Rheinprovinz, freilich zunächst nur die administrative, allen Ernstes in Vorschlag zu bringen. Noch einmal — unglaublich, aber wahr!

Wohlan, wir sagen, hundert Mal und tausend Mal, die Rheinprovinz trennen von Preußen, das hieße, wahrhaftig, dem Adler Preußens den linken Flügel lähmen, von der Sonnenhöhe seiner Bahn hinab ihn stürzen in „infinere Regionen“!

Sa, wir haben es erlebt, erlebt im Jahre der Gnade 1858, das heißt, ein Jahrhundert, ein volles Jahrhundert nach den Tagen von Roßbach und Minden, daß man allen Ernstes vorgeschlagen, die Grenzen Preußens freiwillig zurückzustecken zwischen Elbe und Oder und Weichsel, das „Marquisat von Brandenburg“ zu „restauriren“! O Friedrich Wilhelm, großer Kurfürst, warum kämpftest und siegest Du am Rhein und am Kurischen Haff, in Holland und Livland, bei Türheim und Fehrbellin? O Friedrich, Du, der Große, der Einzige, warum hast Du gelebt und warum hast Du Europa besiegt und die Welt mit Deinem Ruhme erfüllt? Und o, Ihr Freiheitskämpfer von 1813 und 14 und 15, Ihr unsterblichen Helden, warum hörtet Ihr auf den Ruf des Königs, und warum blutetet Ihr auf den Feldern von Großbeeren und Leipzig, auf den Höhen von Mont St. Jean und Montmartre, von den Ufern der Raabach bis zu den Ufern der Seine? . . .

Wenn nun die Rheinprovinz, das deutscheste der deutschen Lande, sich also verschmolzen mit Preußen, weshalb würden nicht andere Theile Deutschlands, würde nicht das ganze übrige Deutschland in gleicher Weise sich verschmelzen mit Preußen — oder umgekehrt, wenn man will, Preußen mit dem übrigen Deutschland? Was z. B. trennt Kurhessen von Preußen, was anders, als jene leidigen Pfähle längs der Grenze? Und welchen Unterschied würde es machen, wenn heute die Pfähle fielen zwischen Nassau und Preußen? Wahrhaftig, keinen Unterschied zum Nachtheile Nassau's. Oder zwischen der Rheinpfalz und Preußen? Was hat denn in der That die Rheinpfalz mehr gemein mit Altbaiern als mit Altpreußen? Und ist es nicht offenkundig für Alle — freilich nur nicht für die Politiker am Lech, diese Hohenpriester des 70 Millionenreiches und neuerdings wieder der Trias, — daß die Wünsche und Hoffnungen

des Volkes — rufet immerhin pro pudor! Ihr Politiker vom Eech — ja, des Volkes, nach einem Anschluß an Preußen gerichtet sind, und daß dasselbe sein einziges Heil in diesem Anschlusse erblickt? Ist nicht immer und immer, wenigstens in neun und neunzig unter hundert Fällen, das letzte Wort eines nicht-preussischen Deutschen, wenn ein Preuße sich freundschaftlich mit ihm unterhalten über deutsche „Staats- und gelehrte Sachen“ dieses hier: „Wir werden ja doch einmal Alle preussisch!“ gewissermaßen das Endresultat und der Inbegriff seiner Ansichten und gleichzeitig seiner „stillen Wünsche“; welcher Ausdruck übrigens nur so viel sagen will, daß Preußen und Deutschland doch einmal politisch in einander aufgehen werden, wie überhaupt mit dem „Anschlusse“ hier nur der politisch-militairische Anschluß gemeint ist.

Herrschen, beispielsweise, herrschen nicht jetzt schon Trauer und Wehmuth im Braunschweiger Lande, darüber, daß Braunschweig an Hannover fallen solle und nicht an Preußen — nicht an dieses Preußen, zu welchem doch all' seine Sympathien und all' seine Interessen so mächtig es hinziehen? Doch getrost, du Braunschweiger Völklein! Noch ist die Rechtsfrage nicht entschieden zwischen Hannover und Preußen — und dann — und dann — nun, scheuen wir uns nicht des Wortes, giebt es nicht noch ein höheres Recht, als das, durch welches vor Jahrhunderten, ah, vielleicht vor einem halben Jahrtausend ein Fürst sein Land vermachte und sein Volk wie ein todte, wesenlose Sache, sie vermachte und zum Erbtheil hinterließ für eine Eventualität, die eintreten mochte eben nach Jahrhunderten und Jahrtausenden? Ja, zum Erbtheil vermachte ungeborene Geschlechter, sie vermachte mit Leib und Leben, mit Körper und Geist?

Nun, es steht zu hoffen, daß in unsrer Zeit, so reich auch sie noch sein möge an politischen Curiositäten, man wenigstens das Volk um seine Ansicht befragen und daß man Rechnung halten werde mit seinen theuersten Wünschen und Neigungen und Interessen. Das Braunschweiger Volk, — wer könnte darüber sich täuschen? wünscht, daß es aufgehe in Preußen, nicht untergehe in Hannover. Ja, mein Braunschweiger Volk, hoffe, daß es dir beschieden ist, das erste Band zu werden, das territorital den Osten und Westen Preußens mit einander verknüpft; die Ader, durch welche das ganze gewerbliche und commercielle Leben Preußens vom Ost zum West und vom West zum Ost wie eine mächtige und befruchtende Fluth sich ergießt, wie ein täglich frisch und täglich neuersprudelnder Quell, der Reichthum spendet und Segen über das Land.

Hoffe, Du Braunschweiger Volk!

Und das sind bereits die Wünsche und Hoffnungen der großen Mehrzahl des deutschen Volkes.

Ihnen gegenüber stehen und kämpfen die großen Staatsmänner der kleinen Staaten. Sie kämpfen gegen den Strom, der Strom wird einst sie überfluthen. Wohl ihnen wenn sie alsdann noch mitschwimmen können, und nicht die Fluth sie verschlingt. Inzwischen aber bieten sie, diese Fanatiker der Kleinstaaterei, Alles auf und setzen sie Alles daran, Preußen entgegen zu arbeiten, es wo möglich zu ihrer Höhe herabzuziehen.

Daß Preußen nur ja nicht erstarke, nicht wachse und Einfluß gewinne in Deutschland! Das ist das A und O ihrer Politik, das Ziel ihrer Staatskunst, das Problem ihrer Weisheit! Die preussische Hegemonie — das ist das Gespenst, das Tag- und Nacht sie verfolgt, in ihren „Staatsgeschäften“ sie ängstet, in ihren Träumen sie schreckt! Was ist es für sie, und was kümmert es sie, daß, in dem Maße wie Preußen erstarbt, auch Deutschland es thut, daß Preußens Stärke Deutschlands Stärke, Preußens Schwäche Deutschlands Schwäche ist? Möge hundert Mal und tausend Mal Deutschland schwach sein, nur damit auch Preußen es sei.

Sehe man z. B. den Fall, daß es in Vorschlag käme, der Kieler Hafen solle an Preußen fallen. Was könnte, so sollte man meinen, was könnte natürlicher sein, als daß das übrige — nicht preussische — Deutschland diesen Vorschlag mit Freude begrüßte, mit Jubel empfinde, daß es aus allen Kräften ihn befürwortete, vertheidigte, unterstützte? Denn wäre der Kieler Hafen im Besitze Preußens nicht eine kostbare Grenzveste zur See für ganz Deutschland, ein neues Pfand seiner Sicherheit und Macht? Und doch — ist nicht weit eher zu befürchten, daß die außerpreussischen „Staatsmänner“ und ihre Presse ganz andere Saiten anstimmen, ein ganz anderes Lied singen würden? Daß man, wenn vielleicht nicht mit dem Munde, doch im Herzen den ganzen Kieler Hafen — ihn, vielleicht den einzigen, und jedenfalls den weithin besten Hafen, den die Natur den deutschen Küsten verliehen — lieber versanden und versumpfen, als in seinen tiefen und herrlichen Buchten eine schützende preussische Flotte sich wiegen sähe? Daß man ihn lieber sähe im Besitze Chinas, als Preußens? — Und wie erst, wenn es sich nicht um Kiel, sondern um ganz Holstein handelte? mit welchem Preußen ohnehin in Erbverbrüderung steht, die zwar sehr alten Ursprungs, doch neuerdings befestigt worden, und die nicht nur dies neuere positive, sondern auch das natürliche, national-politische Recht für sich hat. Freilich war

die „Allgemeine Zeitung“ vor Kurzem so gütig, Preußen im Voraus mit dem Elsaß zu belehnen, ihm großmüthig zu gestatten, dasselbe für sich in Besitz zu nehmen — nachdem es sich's erobert haben würde! — Und auch dann noch unter der Bedingung, daß Preußen zuvor die Lombardei für Oesterreich mit erobern helfe!

Ja, selbst von den Gemüthern der Jugend suchen diese „leitenden Staatsmänner“ jeden preußenfreundlichen Eindruck fern zu halten, und insbesondere Preußen der Jugend als ein außerdeutsches Reich erscheinen zu lassen. Die Geschichte Preußens ist in der That in ihren Schulen ein geschlossenes Buch, eine verbotene Frucht. Die Geschichte Chinas und Japans liegt ihnen näher, als die Geschichte Preußens, und die Namen der Pharaone Egyptens und der Kaliphen von Bagdad sind den Schülern bekannter, als die der Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg. So werden die Jünglinge Bürger der Welt, ehe sie Bürger ihres Staates sind, und darum ist das Band, das an ihren Staat sie knüpft, im späteren Leben auch so lose und locker, daß es so Viele von ihnen hinaustreibt in's „Blaue.“ Und sind sie einmal „draußen,“ was bindet sie dann noch an das Land ihrer Heimath, an ihren „Staat?“ Welche Verpflichtungen liegen ihnen noch ob? Oh, das sagt ihnen schwarz auf weiß die Auswanderungs-Urkunde: dies kostbare Staatsdokument sagt ihnen, daß ihnen nicht erlaubt sei „innerhalb des Zeitraums eines Jahres — vom Datum des Auswanderungsconsenses ab — gegen ihr Vaterland zu dienen.“ Ist es möglich? So ist es. In Württemberg und anderswo. Das ist „das Vaterland,“ und das sind „seine Söhne.“ O Schande, o Schmach!

Oder aber, wenn in den Schulen der Kleinstaaten die preußische Geschichte gelehrt wird, so geschieht es nicht um ihrer selbst willen, sondern, weil sie eben nicht zu umgehen ist. Aber nur auf Wegen „lang und krumm“ gelangen die Schüler dahin: das Fundament ihres Geschichtsunterrichts bildet ihr Staat — auf diesem bauen sie auf und bauen sie fort; selbst deutsche allgemeine Geschichte wird nur berührt, soweit sie eben nicht zu trennen ist von der Special-Geschichte; das Allgemeine wird somit das Zufällige, wird Nebensache, Angehängsel; und in dritter Linie erst, als eine Nebensache der Nebensache, kommt die preußische Geschichte — sobald die deutsche Geschichte eben nicht mehr zu trennen ist von der preußischen. Und wie alsdann wird die preußische Geschichte der Jugend vorgetragen? O, in diesem Doppelspiegel der „Special-“ und „General-Geschichte“ — sie erscheint „im

Lichte“ des Partikularismus, eine wahre fata morgana, auf dem Kopfe stehend; man „beleuchtet“ und betrachtet sie, gleichwie man durch ein gefärbtes Glas, durch einen beräucherten Scherben nach der Sonne blickt, damit man den Glanz nicht sehe und nur die Flecken. Also verfolgt man die Geschichte der kleinen Staaten, trübe und sumpfige Bächlein, statt der preußischen, des breiten und glanzvollen Stromes — der, dem Fels entquollen, in die Mark sich ergoß, und Bahn sich brach durch Wüste und Sand, durch Klüfte und Gründe, immer wachsend und schwellend, immer wogend und rollend, vorwärts, immer höher und höher, immer stolzer und stolzer!

Aber sehen wir nunmehr, was der Partikularismus nicht in, sondern außer Deutschland ist.

Welche Geltung im Auslande haben die einzelnen deutschen Staaten, selbst die größeren der deutschen Staaten? Entspricht ihr Ansehn, ihr Einfluß, ihre Geltung, entsprechen sie ihrer territorialen Größe und Seelenzahl, ihrer geistigen und materiellen Kraft? Was ist selbst Baiern in der politischen Scala gegen Belgien und Holland und Dänemark?

Aber was liegt den großen Staatsmännern der kleinen Staaten daran, ob ihr Staat politische Geltung besitzt im Auslande oder nicht? Sie wissen sehr wohl, daß von nun an und für alle Zukunft die deutschen Staaten nur gelten können der Einzelne in der Gesamtheit, und die Gesamtheit in der Einheit: aber sie ziehen vor, daß Deutschland in äußerer politischer Beziehung nichts sei, damit im Innern jeder Einzelne nur seine Pseudo-Souverainetät bewahren, und im deutschen „Staatenysteme“ eine „Rolle“ spielen könne. Und keine Bühne in der That ist hierzu vortrefflicher geeignet, als die heutige Bundesverfassung, der Bundestag: denn hier giebt es keine Rangordnung der Staaten, keine Hierarchie, keine Abstufung, keinen Unterschied und keine Unterscheidung; — volle Gleichheit herrscht: Jeder ist der Erste, Keiner der Letzte; Jeder ein Hauptactor, Keiner ein Nebenactor; Jeder hat das Schicksal Aller in seiner Hand — freilich nur in der Verneinung, nicht zum Guten, nur zum Bösen, nicht zum Fortschritt, nur zum Stillstand oder Rückschritt — wie weiland im polnischen Reichstag glorreichen Andenkens.

Darum halten sie fest am Bundestag.

Ferner diene und dient der Bundestag dazu, den Einzelnen zu decken unter der Verantwortlichkeit des Ganzen — und darum konnten alle freiheitsfeindlichen Bestrebungen hier sich geltend machen, hier zum Ausdruck gelangen, hier in voller Freiheit — bei geschlossenen Thüren —

sich äußern. Gingen diese Anträge volksfeindlicher Natur nicht durch, nun, so erfuhr die Nation nichts davon und der betreffende Staat — der Antragsteller — hatte keine, wie man in England sagen würde, out-door Kritik und Rüge zu fürchten. Ging dagegen ein derartiger Antrag durch, — und das war leider meistens der Fall — nun, so war eben der einzelne Staat gedeckt durch die Verantwortlichkeit Aller, des Ganzen: ihm, dem Bundestag, alsdann der Vorwurf, ihm die Schuld, ihm das Odium. Das ist es, was den Bundestag so verhasst gemacht hat dem deutschen Volke: kraft- und machtlos nach Außen, war er repressiv und oppressiv nach Innen; jeder Entwicklung verschlossen, jeder Freiheit feind.

Und andererseits wieder war der Bundestag ein vortreffliches Mittel für diesen oder jenen Staat, je nach Gelegenheit den Patrioten zu spielen. Das war alsdann ein billiger Patriotismus. Bot der Bundestag nicht ein vortreffliches Mittel, patriotisch zu scheinen, ohne es zu sein? Man brauchte nur einen Antrag zu stellen — und hoch ward solcher Antrag immer ausposaunt vom Antragsteller — sei es irgend einer Reform im Innern, sei es irgend eines „Vorangehens“ nach Außen im Sinne der „Kraftentfaltung,“ der „Wahrung deutschen Rechts und deutscher Ehre,“ um patriotisch zu scheinen, ohne es zu sein — denn man wußte, daß dergleichen Anträge sehr unschuldig seien, daß sie niemals durchgehen, immer durchfallen würden. So konnte Hannover „ohne Furcht und ohne Tadel“ die Rechte Holsteins energisch verfechten und den trägen Bund aufrufen zur „Action;“ so konnte Baiern ohne Gefahr mit dem Antrage einer „Gesamt-Consular-Vertretung“ die Pforten des Bundestags bestürmen; so konnte Hessen-Darmstadt in einem Anfall von Begeisterung für die „Freiheit des Verkehrs,“ für Aufhebung der Elbzölle muthvoll in die Schranken treten: — wußte man nicht, daß man in der Wüste predigte, daß, wie man ohnehin auch wünschte, es zu nichts kommen würde? Es bedurfte ja nur einer Stimme, um die dreißig Andern verstummen zu machen, und diese Eine war im Voraus gesichert. Vortrefflich von Baiern und Hannover und Hessen-Darmstadt: — aber man komme dagegen einmal Baiern mit einer Bethheiligung zur Begründung einer deutschen Flotte, oder Hannover mit Aufhebung des Stader-Zolles, oder Hessen-Darmstadt mit Ermäßigung des Rheinzolls — o, so weit reicht ihr Patriotismus nicht. Es war ein Patriotismus auf Kosten Anderer, für fremde Rechnung und Gefahr. So konnte auch Hannover den berühmten Antrag stellen auf „unverzügliches Vorgehen“ des Bundes, d. h. Preußens gegen Frank-

reich. Hier aber hatte sich Hannover verrechnet. Entweder der Antrag war nur zum Schein gestellt, um den Süddeutschen zu schmeicheln, oder er war in der Voraus sicht oder Hoffnung gestellt, daß Preußen mit seinem „Groß“ vorangehen würde über den Rhein, und alsdann die Kleineren, specialiter Hannover, gemächlich im Nachtrab würden folgen können. Aber der Antrag Preußens, (der selbstverständlich ganz unabhängig von dem Hannoverschen gestellt wurde) der Mobilmachung der sämtlichen vier Klein-deutschen Armeecorps machte einen bösen Streich — es war ein böser Streich — durch die Rechnung Hannovers. Hannover, in seinem eignen Neze gefangen, mußte sich „kriegsbereit“ machen, und entdeckte nun plötzlich, daß es selber gar nicht in der Lage sei, so schleunigst sein Contingent zu mobilisiren — gleich einem anderen süd-deutschen Staate, der eben so kriegslustig war. Hannover, wie gesagt, entdeckte, daß es weder Waffen noch Montirung hatte für sein Kriegskontingent. Was war zu thun? Die Lage war kritisch. Wo in der Eile Gewehre herbekommen und Montirung?

In Deutschland war nicht daran zu denken, und das hätte auch sogleich Aufsehen erregt, eine „Enthüllung“ herbeigeführt. Die belgischen Fabriken waren überladen mit Aufträgen. Aber England? Ha, England! Da ist Alles in Hülle und Fülle vorhanden, Alles in unerschöpflicher Auswahl — in allen Kalibern und Modellen der Erde — folglich auch denen Hannovers. Nach England also, hallo, Ihr Commissarien! Hannover braucht für 30,000 Mann Gewehre und Säbel, Tornister und Helme, und — und — und Alles Andere — Ihr habt nur auszuwählen und einzupacken, zu verschiffen — das Alles kann im Nu geschehen — eine Reise nach Birmingham, eine andere nach Sheffield, eine dritte nach — aber was bedarf es einer dritten? London und Birmingham und Sheffield — sie haben genug, um zehn Hannoversche Contingente zu equipiren von Kopf bis Fuß — also, fort fort nach England, Ihr Commissarien! Fort eilen die Commissarien, von Hannover zur Küste, von der Küste über den Canal, kommen athemlos in London an — aber ach! welche Enttäuschung, welche „Fatalität!“ Perfides Albion! In ganz England ist nicht ein Gewehr nach Hannoverschem Kaliber, nicht ein Tornister nach Hannoverschem Modell, nicht ein — genug, Nichts ist vorhanden. Die Commissarien schiffen sich klagend wieder ein, kehren trauernd nach Hannover zurück. Das war Ende Juni. In den deutschen Zeitungen hieß es, daß Hannover Anfangs Juli sich gegen Preußen vertraulich in einem seinem eigenen — dem Hannoverschen — Antrage entgegengesetzten Sinne geäußert habe:

wir wissen nicht, ob diese Angabe — die übrigens selbst durch die diesfällige Erklärung des Herrn von Borries in keiner Weise widerlegt worden — begründet ist oder nicht. Wenn begründet, so würde sich die plötzliche Umwandlung der Hannoverschen Ansicht nach Obigem leicht erklären lassen. Was aber denken von der Weisheit und dem Patriotismus der Hannoverschen Staatsmänner? Wenn gestern der Antrag Hannovers in den höchsten und heiligsten Interessen Deutschlands begründet war, so mußte er heute es ebenso sein — mochte auch Hannover von gestern zu heute entdeckt haben, daß seine Militärverwaltung im besten oder im schlechtesten Zustande sei.

Und doch treibt Hannover den „Partikularismus“, oder vielmehr der Partikularismus treibt Hannover so weit und beseelt es mit einer solchen Opferwuth, daß es ganz allein die Befestigung und den Schutz der deutschen Nordseeküste übernehmen will, und es in diesem patriotischen Aufschwunge nicht dulden will, daß Deutschland auch nur einen Thaler beisteure, auch nur einen Soldaten stelle. Ach, auch hier kommt Hannover mit seinem Patriotismus zu spät. Die Befestigung der deutschen Nordseeküsten ist eine deutsche Sache; der Schutz des deutschen Handels ist eine deutsche Pflicht. Caveat Deutschland . . .

Die Befestigung der Küsten, der Schutz des deutschen Handels an der Nordsee — das bringt uns zu den Hansestädten, zu Hamburg und Bremen. Auch mit ihnen wagen wir ein Wort zu sprechen.

Als vor Kurzem die Möglichkeit des Besuches einer französischen Flotte mit einem Landungscorps an den Mündungen der Elbe und Weser so nahe gerückt war, erging sich unterm 9. das „Bremer Handelsblatt“ in neuen Klageliedern über das alte Thema der Schutzlosigkeit der deutschen Nordseeküste und der unermesslichen Schätze, die in Hamburg und Bremen aufgestapelt liegen. Die Klagelieder waren gewiß sehr am Ort und an der Zeit — wie sie es seit Jahrhunderten gewesen sind, wenngleich niemals in solchem Grade wie jetzt, einerseits wegen des unendlich größeren Umfanges der gefährdeten Interessen und Besitzthümer, andererseits wegen der unendlich erhöhten Seemacht der maritimen Staaten — gegenüber der gänzlichen und schamvollen Hülflosigkeit Deutschlands in dieser Beziehung. In dieser Noth nun und der vorschwebenden, nahenden, drohenden Gefahr richtete das Bremer Handelsblatt seinen Blick und seine Stimme nach England und flehete die mächtige Königin der Meere an, die Beschützerin Deutschlands zu sein. Welchen möglichen Zweck das genannte ehrenwerthe Blatt bei diesem Anrufe Albions im Auge hatte, oder welchen möglichen Erfolg

es sich davon versprach, das ist uns wenigstens nicht klar: im Gegentheil sehr unklar, völlig unerfaßbar. England wird die Wünsche des Bremer Handelsblattes erfüllen, nicht weil es eben dessen Wünsche sind, sondern wenn und event. weil sie mit den Interessen Englands zusammenfallen: wenn und so lange dies nicht der Fall ist, mag ganz Deutschland sich in die Knie werfen, oder selbst auf den Kopf stellen, um das Herz Englands zu rühren, ohne daß ein englischer Anker sich lichten, ein englisches Segel sich spannen wird: und wieder wenn es in der Meinung Englands seinem, dem englischen Interesse entspricht, so wird es eine Flotte entsenden, mag Deutschland darum bitten oder nicht, mag selbst Deutschland es wünschen oder nicht. Aber über die Nutz- und Zwecklosigkeit der Sache hinausgehend, möchten wir nur darauf hindeuten, daß dergleichen Hülsrufe von Seiten der Hansestädte ebenso wenig der Würde derselben entsprechen, wie sie Mangel an eigener Thatskraft und eigener Opferwilligkeit bekunden. Gänzlich unberücksichtigt lassen wir hierbei den in Hamburg aufgetauchten Vorschlag einer Neutralitätsklärung der Hansestädte im Fall eines Krieges: ein patriotischer Vorschlag, der selbst dem Hamburger Patriotismus unverdaulich war. Aber wir geben dem Bremer Handelsblatte zu bedenken, ob ein solcher Anruf fremder Hülfe der Hansestädte würdig ist, ob es nicht ehrenvoller und gleichzeitig zweckdienlicher wäre, wenn sie selber ein wenig sorgten für ihren Schutz. So wenigstens dachte und handelte die alte Hanse. Diese blickte nicht nach England und Holland um Hülfe und Schutz — sie half sich und schützte sich selber: sie fragte auch nicht nach Kaiser und Reich, und klopfte nicht an die Thüren und Pforten der Reichsberzkämmerei — freilich, hier hätte jener Spruch der Bibel sich nimmer erfüllt, daß Denen geöffnet werden solle, die da klopfen! — um Subsidien: sie griff in den eigenen Sackel, und schuf sich selbst eine Seemacht, die ihre Rauffahrer schützte, und ihre Güter und ihre Schätze.

„Aber, werden die Hansestädte antworten, das möchten und würden wir mit Freuden gleichfalls thun, wenn es etwas hülfe — allein wir sind nur unsrer Zwei, und was vermögen wir Beide gegen Reiche wie Frankreich und Rußland und selbst, eheu! Dänemark! Und die Hanse war im Grunde das Reich — und wenn wir nur heute unsrer Zweie sind, so repräsentiren wir immerhin ebenfalls noch in gleichem Maße das heutige Deutschland, denn die Güter, die unsre Schiffe tragen und unsre Magazine füllen, sie gehören Deutschland, und die Küsten sind Deutschlands Küsten: folglich ist Deutschland in gleichem Maße betheilig-

ligt wie wir, und ist es seine Pflicht, für diesen Schutz zu sorgen, den wir allein zu bieten überdies völlig außer Stande sind.“

Sehr richtig. Aber so verständigt Euch doch mit den übrigen Staaten, oder, wenn diese nicht wollen oder nicht können, mit Preußen, daß da will und kann. Allein diese Verständigung eben mit Preußen, sie ist für Euch ein Stein des Anstoßes. Denn sie ist nur möglich, wenn Ihr Preußen die Anordnung und Leitung überlasset. Der Partikularismus erhebt sein Haupt. Aber welches sind denn Eure Titel zu dieser „absoluten Staatsouveraineté?“ Worauf gründet Ihr diese Eure stolzen Ansprüche? Auf die Vortrefflichkeit Eurer Communal-Verfassung? Die Aufgeklärtheit und Freisinnigkeit Eures Gewerbesystems? Oder meint Ihr, daß diese Souveraineté unerläßlich sei zu Eurem Aufschwung und Eurer Blüthe? Das könnt Ihr wohl ebenso wenig behaupten. Die Zeit der Handelsrepubliken ist vorüber. Denn ganz anders sind heute die Bedingungen des internationalen Verkehrs, und ganz anders die Verhältnisse der Staaten. Würden Englands Hafenstädte größer und reicher und blühender sein, als sie es sind, wenn sie „freie“ Republiken wären? Oder die Hafenstädte Frankreichs und aller anderen Länder in und außer Europa? Alle Anerkennung Eurer commerziellen Thatkraft, Eurer Einsicht, Eurem Unternehmungsgeiste! Aber nicht sie allein sind es, denen Ihr Euren Aufschwung und Eure Blüthe verdankt. Denn was Ihr seid, das seid Ihr vor Allem durch das Hinterland, das Binnenland — ohne welches Ihr in der That sehr wenig wäret. Und würdet Ihr denn heute weniger groß und weniger blühend sein, wenn z. B., wie London und Liverpool zu England, so Ihr zu Preußen gehörtet? So fragt nur Eure Schwestern im Baltischen Meer, die Hafenstädte Preußens, ob sie lieber „frei“ oder preussisch sein möchten?... Aber die Frage Eurer politischen Stellung zu Deutschland ist weit einfacherer Natur — sie liegt in einer Russchaale. Ihr seid Theile des Ganzen und habt daher dem Ganzen Euch unterzuordnen. Und das kann geschehen, ohne daß Eurer städtischen — wenn nicht staatlichen — Selbstständigkeit und Selbstregierung wie Eurer commerziellen Geltung der geringste Abbruch geschieht, ja, noch mehr: diese Letztere wird erhöht und befestigt werden, indem Ihr das erlangt, wonach Ihr Euch jetzt so sehnst, und das Ihr weder selber Euch geben, noch von England oder überhaupt dem Ausland erlangen könnt — Schutz und Sicherheit. Nein, Ihr habt kein Recht, Euch aus- und abzuschließen von Deutschland, zöget Ihr selbst Gewinn daraus. Ihr gehört zum Lande, zur Nation, und könnt Euch gewissen nationalen

Pflichten nicht entziehen. Es handelt sich nicht um Eure innere Angelegenheiten — Niemand wird und soll in diese sich mischen: aber politisch hat Deutschland ein Anrecht auf Euch, nicht Ihr auf Deutschland, das ohnehin Eure Größe geschaffen hat, das der wahre Unterbau, das eigentliche Fundament Eurer Größe ist. Ihr seid die „Meerespforten“ Deutschlands, und Deutschland möge sorgen, daß seine Pforten, seine Thore bewacht seien, auf daß vom Meere her kein Feind sie überzumpeln und die Stadt erstürmen könne.

Dafür wird gesorgt sein, so Preußen auf den Zinnen wacht, so Preußen der Pfortner ist.

Aber, fragen wir nun schließlich, warum sind die deutschen Staaten so geltungslos nach Außen hin?

Zunächst giebt es ein Hinderniß, das einer selbstständigen äußern Action der deutschen Staaten (außer Preußen) von vornherein sich unüberwindlich entgegenstellt. Dies Hinderniß ist kein anderes, als — *mirabile dictu!* — der deutsche Bund, der Bundestag, in seiner gegenwärtigen Gestalt. Der Bund als solcher schließt von vornherein jede selbstständige Action der Einzelstaaten aus — die gesandtschaftliche Vertretung einiger derselben ist nur ein Luxus, sehr nutzlos und dabei sehr kostspielig wie alle Luxusartikel. Ja, der Bund ist für sie ein Band, das sie staatlich nach Außen so gut wie vernichtet. Um als politische Macht selbstständig im Auslande auftreten zu können, würde also als Vorbedingung der Bund aufzulösen sein. Aber, diese Auflösung als politische Thatsache vorausgesetzt, würde der freie Zustand, abgesehen von den Gefahren, die mit ihm verknüpft wären, ihnen wirklich zu dieser staatlichen Geltung im Auslande verhelfen? Mit Nichten. Er würde es nicht aus diesen Gründen:

Erstens, weil ihnen die finanziellen Mittel einer geeigneten Vertretung fehlen würden. Das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Zweitens, weil sie nicht in sich die Bedingungen der Geltung besitzen und niemals besitzen können. Und das hauptsächlich wegen ihrer Lage. Ihre Lage ist eine solche, daß sie niemals wieder zu einer selbstständigen politischen Geltung gelangen können. Und warum? Weil sie bloße Binnenstaaten sind, und als solche unter den jetzigen Weltverhältnissen immer nur eine vergleichsweise untergeordnete Rolle spielen können: ihre politische Action kann sich nicht geltend machen, d. h., nicht entfernt in solchem Grade, wie die der Staaten, die so glücklich sind, eine Meeresküste zu haben, und wäre es auch nur eine Meile, eine Stadte, eine Ruthe. Hannover ist der einzige deutsche Staat von

einiger Ausdehnung, der eine Küste besitz: aber hier sind es wieder einzelne besondere Verhältnisse, die Hannover als eigentlichen Seestaat unmöglich machen. Zunächst ist es zu arm an Geld und Leuten — und wenn auch dies Hinderniß mit der Zeit — und immerhin würde es lange Jahre und Jahrzehnde erfordern — überwunden werden möchte, so würde doch nicht daran zu denken sein, daß Hannover der Concurrenz zur Rechten und zur Linken jemals gewachsen sein, jemals in irgend erheblicher Weise sie vermindern könnte. Zur Rechten — theilweis in seiner Mitte — die Hansestädte, zur Linken Holland und England. Das ist zu viel für Hannover. Es käme zu spät um zwei Jahrhunderte.

Drittens, und vor Allem, weil dieser Rücktritt in die Souverainetät in Rücksicht auf den heutigen Volksgeist und die äußeren Verhältnisse auf die Dauer unmöglich ist.

So wären also die deutschen Staaten auf immer zur politischen Nullität verurtheilt, so müßten sie auf immer jeglicher politischen Geltung nach Außen entsagen?

Aber wie ist es möglich, daß 18 Millionen Menschen ein und derselben Nationalität und die, in ihrer Gesamtheit wie Einer um Einen, einer gleichen Anzahl von Menschen irgend einer anderen Nationalität der Welt in keiner Weise nachstehen, ja, im Großen und Ganzen derselben nicht nur nicht nachstehen, sondern ihr überlegen sind, ist es möglich, fragen wir, daß diese 18 Millionen Menschen ausgeschlossen sein sollen von jeglicher Bethheiligung auf der großen politischen Bühne Europas und der Welt, daß sie keine Stimme, keinen Einfluß, kein Gewicht und kein Recht besitzen sollen im Rathe der Staaten, in der activen Geschichte, dem täglichen Leben und Wirken der Völker und der Menschheit? Sind diese 18 Millionen so erschlaft an Geist und Körper, so gesunken, verkommen, zerstoßen, so entnervt und verkrüppelt, daß sie nicht fähig sind, mitzurathen und mitzuthaten, da, wo es sich um das Schicksal des Welttheils handelt, zu dem sie gehören, ja, dessen eigentlicher Mittelpunkt sie sind, und dessen naturgemäßer Schwerpunkt sie daher sind oder sein sollten?

Oder, da das nicht ist, Gott sei Dank, so ist es wohl ein Verhängniß der Geschichte, das zu dieser Geltungslosigkeit sie verdammt, oder die Strafe für irgend ein gigantisches Vergehen, eine Sünde, einen Fehler, die eine solche Sühne, die Sühne der äußern politischen Wichtigkeit eines Volkes, erheischen? Ach, ist es nicht etwas Derartiges, das eine stille kleine Stimme im Innern vorwurfsvoll uns zuflüstert,

das wir schuldbewußt als Ursache anerkennen müssen? Aber wenn es also unsere Schuld und unsere Schwäche ist, so bleiben uns wenigstens der Trost und die Hoffnung, daß es darum auch in unserer Macht liegt, aus dieser Geltungslosigkeit und Nichtigkeit uns herauszuheben, uns unsere Geltung und unser Recht zu verschaffen unter den Völkern. — Zu jeder Jahreszeit, an jedem Tage, zu jeder Stunde — niemals, morgen, heute — je nachdem wir wollen. Wir haben uns selber unsere Fesseln geschmiedet — aber wir können auch selber sie brechen, und nur wir selber können es thun: durch einen Willen, eine That!

Durch den Anschluß an Preußen.

Das ist der Weg zum Ziele, und ein Weg, den nicht nur die einfachste politische Vernunft als den richtigen und einzig möglichen anerkennen muß, sondern der auch trotz aller scheinbaren Hindernisse und Schwierigkeiten so leicht zu finden und so leicht zu ebnen ist.

Seid Ihr daher überzeugt, daß nur Einheit Deutschland bewahren, nur Einheit seine Freiheit und Unabhängigkeit sichern könne, und wünscht Ihr aufrichtig, daß Deutschland groß und mächtig sei, nun, so nehmt auch die Bedingungen an, unter denen Einheit allein zu bewirken, Schutz und Macht und Größe allein zu erreichen sind.

Warum, Ihr Kleinstaaten, diese Abneigung und selbst Feindschaft gegen Preußen in Allem, was seine Oberleitung betrifft, in Allem, was auf seine Führerschaft sich bezieht? Warum sprecht Ihr immer von den Pflichten Preußens, niemals von seinen Rechten? Seid Ihr billig, seid Ihr gerecht? Ihr wollt, daß Preußen Euch schütze, Euch schütze durch seine Mittel, durch seine Kräfte, durch seine Opfer: und nicht nur Euch schütze gegen äußere Gefahren, sondern auch Euch schütze in Eurer Einzelsouverainität, das heißt, in allen Euren partikularistischen Vorurtheilen und Engherzigkeiten und vermeintlichen Interessen. Aber Ihr verlangt nicht nur das Unbillige und Ungerechte, Ihr verlangt auch das Unmögliche: denn Preußen kann die Pflichten, die Ihr von ihm fordert, nicht erfüllen, ohne im Besitze, im Vollbesitze gewisser Rechte in Ansehung Eurer zu sein.

Preußen soll eine Armee erhalten von 6 und 7 und 8mal hundert Tausend Mann; soll eine Flotte gründen und erhalten zum Schutze der deutschen Küsten und des deutschen Handels, soll die Interessen aller deutschen Staaten im Auslande wahrnehmen und schützen . . . glaubt Ihr, daß diese „Pflichten“, so ehrenvoll und glänzend sie seien, nicht auch eine Last sind für Preußen? — eine Last, die schwer auf seinen

Schultern liegt, und die es nur tragen kann, so Ihr ihm die Vertretung nach Außen und die Verfügung über die gesammte Wehrkraft Deutschlands anvertrauet.

So seid denn gerecht!

Deutschlands Führer sei Preußen. Nur darum Preußen, weil es Preußen nur sein kann. Ja, wir müssen uns verständigen und verstehen. Der Partikularismus und die Kleinstaaterei gehen in diesem ihrem heutigen Charakter ihrem Ende entgegen. Nicht länger will sie das deutsche Volk. Das deutsche Volk ist erwacht! Aus seinen Träumen ist es aufgerüttelt, ist zum Bewußtsein der Gefahr und zum Bewußtsein seiner selbst gelangt. Es schließ am Rande eines Abgrunds. Mit sehenden Augen hält es der Partikularismus am Rande dieses Abgrunds gebannt. Aber es rührt sich, es regt sich. Es beginnt, sich zu rütteln und zu schütteln — abzuschütteln die Kleinstaaterei. Ja, Ihr Kleinstaaten, öffnet auch Ihr die Augen. Die Zeit des dolce far niente für Euch ist vorüber. Es ruhete sich so sanft unter den Flügeln des „Bundes“: Ihr konntet dahin leben in gemächlicher Ruhe, in heiterem Wetter Euch brüsten und sonnen, in trübem Euch flüchten und bergen unter Preußens schützendes Dach! Aber das deutsche Volk verlangt jetzt mehr: es verlangt auch Geltung im Frieden, damit den Krieg es vermeide, den Krieg und seine Gefahren und Drangsale und Opfer.

Auf denn, Ihr deutschen Völker! Schließt Euch Preußen an, vertraut seiner Leitung!

Ihr werdet nationalen Schutz erlangen, nationale Geltung, nationale Macht!

Ihr werdet stark sein in seiner Stärke, geachtet in seiner Achtung, geehrt in seiner Ehre!

Dritte Abtheilung.

Preußen das Schwert Deutschlands.

„Preußen das Schwert Deutschlands!“ — Nicht Preußen ist es, das diesen Namen und diese Rolle selber sich beigelegt hat: sondern sie sind ihm beigelegt und verliehen worden vom übrigen Deutschland.

Ein Geständniß.

Und gerade seit Oesterreich im Kriege begriffen war, ertönte tagtäglich dieser Ruf, ward Preußen tagtäglich daran gemahnt, ward es hoch und laut, in allen Tönen und Weisen aufgerufen, dieser Ehre eingedenk zu sein, dieses Ruhmes sich würdig zu zeigen.

Preußen, das Schwert Deutschlands! So sei es! Ja, Preußen ist das Schwert Deutschlands, und Preußen ist stolz auf die Ehre und auf den Ruhm, es zu sein.

Aber was heißt das, das Schwert Deutschlands zu sein?

O, sehr einfach.

Preußen soll im Kriege Deutschlands Schlachten schlagen, Deutschlands Grenzen schützen.

Sehr einfach, ja, Ihr Staatsmänner von der Peine und vom Lech.

Aber gestattet, daß auch Preußen sich diese Frage beantworte, nüchternen Sinnes, die Frage, was es heißt, das Schwert Deutschlands zu sein.

Wohl, Preußen, das Schwert — das heißt, der Schweiß seines Volkes, das Blut seiner Söhne! . . . Denn der Krieg kostet Geld, und das Geld wird nur erschafft und erzeugt durch Arbeit, im Schweiß der Stirn; und der Krieg kostet Blut, und dem Blute folgen die Thränen der Mütter, und Wittwen, und Waisen.

Preußens „Kriegervolk“, das „lanzenkundige“, das „immer kampfbereite“, seine „herrliche Armee“ . . . so erklangen die Syrenenstimmen lieblich herüber vom Circäischen Ufer.

Preußen ist bereit zum Kampfe, zum Kampfe auf Leben und Tod, wann immer den Kampf es gilt.

Ja, wenn einmal der Ruf des Königs ertönt: „Auf, auf, mein Volk!“, und wenn die Drommete des Krieges erschallt, dann geht das Wort, und geht der Klang, dann gehen sie fort über das Land, von wo „am Rhein die Rebe glüht“, bis wo „am Strand die Möve zieht“,

fort wie eine kreisende Sturmfluth der Küste, von Marke zu Marke, von Gau zu Gau, fort über Felder und Fluren, durch Berge und Thäler, fort über Städte und Dörfer, durch Weiler und Höfe; und dringen in jegliches Haus, in den Palast der Reichen wie in die Hütte der Armen; und rufen den Seemann zurück aus der Ferne und den Bergmann herauf aus der Tiefe, und den Landmann herein vom Felde und den Werkmann heraus aus der Werkstatt: und Alle fliegen herbei und gürteten sich mit dem Schwerte und schaaren sich um die Fahne. Es reißt der Sohn sich los von der Mutter, der Gatte von der Gattin, der Vater von den Kindern — das sind Opfer — Opfer der Schmerzen, Opfer der Wehen! — aber auch Opfer der Ehren, Opfer der Pflichten: darum bringt sie Alle freudig der Preuße, und freudig geht er zum Kampfe, wann Pflicht und Ehre ihn rufen. Für Preußen und Deutschland. Sechsmalshundert Tausend Krieger stehen da, ihr Leben zu opfern. Die Kraft, das Mark, die Blüthe des Volkes. Das Volk. Das preußische Volk.

Das ist nicht tönende Phrase, nicht prahlendes Wort: es ist die nackte, die einfache That! . . . Nackt, aber wie voll in seiner Nacktheit, einfach, aber wie groß, wie überschwänglich groß in seiner Einfachheit!

Einerseits eine Hingebung, ein Opfersinn und Opferruth, die wahrhaft ohne Gleichen, die wahrhaft einzig sind: aber andererseits die Opfer selbst — Familie und Heerd, Gut und Blut: Alles wird geopfert, Alles steht auf dem Spiele.

Diese Opfer wiegen. Diese Opfer gründen ein Recht: Das erste, größte, heiligste der Rechte. Das natürlichste der Rechte. Das Recht der Stimme, das Recht der Entscheidung. Der Selbstentscheidung. Das Recht der eigenen, freien, selbstbewußten Entscheidung, ob und wann diese Opfer zu bringen sind.

Wehe dem preußischen Staatsmann, der dieses Rechts sich begiebt! Er wäre ein Blödsinniger — oder ein Verräther. Ein Verräther am Volke, am Gut und Blut, an der Ehre und dem Rechte des Volkes.

Aber, entgegnet man, es handelt sich nicht um Preußen allein, sondern um ganz Deutschland. Und darum gebührt auch dem übrigen Deutschland mit gleichem Rechte eine Stimme — mit gleichem Rechte, denn das übrige Deutschland ist ebenso groß wie das preußische Deutschland.

Eben so groß? Wohlان, es sei! Aber die Größe allein entscheidet nicht. Nur die Größe der Opfer entscheidet. Davon hiernächst. Wer aber von den Dreißig soll entscheiden? Wollt Ihr ein dreißiger Parlament

an die Spitze Curer Heeres stellen? Das wäre ein Seitenstück zu dem Vorschlag, den einst spöttisch der Herzog von Wellington machte, das Commando eines Schiffes durch eine „Charte“ zu ersetzen: während die „Mannschaft“ deliberirte nach den Paragraphen der Constitution und der Geschäftsordnung, möchte dem Schiffe etwas Menschliches be-
geggen — mit sammt der Charte.

Es fehlt Euch die Einheit. Und aus diesem einen Grunde schon, weil Preußen einheitlich ist und einig in sich, besißt es in Wahrheit eine dreifach, vielleicht zehnfach größere Macht als das übrige Deutsch-
land, wären die materiellen Kräfte numerisch auch dieselben. Preußen allein besißt eine „reale“ Macht. Und diejenige Macht, die Ihr besißt, kann nur durch Preußen ins Leben gerufen, kann nur durch Preußen eine Realität werden.

Sehen wir doch zu, wie es mit Deutschlands „realer“ Macht in Wahrheit beschaffen ist.

Eine Million von Bajonetten!

Ohne Zweifel, die sind vorhanden, selbst zwei Millionen, wenn es darauf ankommt. Und gewiß, das allein ist eine gewaltige, eine unermessliche That: daß jetzt in Deutschland immer und überall man hinweist auf die Million von Bajonetten, ja, auf die zwei Millionen von Bajonetten, über welche Deutschland gebietet.

Und wem in der That, wem unter uns Deutschen hüpfte nicht das Herz im Leibe vor Freude und Stolz bei den Worten: Deutschland eine Million von Bajonetten! Vor Freude und Stolz. Und warum, worüber? O, nicht über die Bajonette an sich und die rohe Kraft, deren Ausdruck sie sind, sondern weil diese Worte augenblicklich und unwillkürlich das Gefühl erwecken und das Bewußtsein der Einheit, und darum wieder der Sicherheit und des Schutzes: weil sie eine Bürg-
schaft sind der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes.

Aber ach, es ist ein „wenn“ dabei.

Verhängnißvolles Wort!

„Wenn wir zusammenhalten, wenn wir bei einanderstehen, wenn wir einig sind . . .

Das ist immer und ewig der Anfang Curer Beweisführung, der Ausgangspunkt Curer Orationen pro domo; — euer Schwerpunkt liegt auf einem Worte — einem Worte schwankend wie Rohr, spröde wie Glas, flüchtig wie Nebel und Rauch. Ihr geht von einem hypo-
thetischen Vorderfuß aus, und kommt daher nicht weiter, als zu einem problematischen Schlusse. Ihr geht von einer Voraussetzung aus, von

einer Hoffnung, einem Wunsche — das aber ist keine politische Weisheit, kein Pfand der Sicherheit und der Erfüllung: wir müssen stehen auf festerem Grunde, auf einer Gewißheit, einer That. Und hat sich Eure Voraussetzung je schon erfüllt? Habt Ihr jemals schon sagen können: „wir halten zusammen; wir stehen bei einander; wir sind einig?“ O, Ihr könntet es selbst nicht sagen in jener großen und ernstesten Stunde der Gefahr, in jener schweren Krisis, die Deutschland soeben erst an die Schwelle des Krieges gebracht . . .

Was hilft uns daher unsere Million von Bajonetten, so lange ihre Kraft nur in diesem Wenn liegt? In einem Wenn, das, so lange der Bund besteht, noch niemals sich verwirklicht hat, das niemals, so weit es von den *Dii minores* des Bundes abhängt, sich verwirklichen wird.

Aber betrachten wir uns doch näher diese Million von Bajonetten, unabhängig von dem Wenn. Wir lassen Oesterreich bei Seite. Auf seine Bajonette wird Deutschland schwerlich viel rechnen können, da, wo es sich allein um Deutschland handelt; und wird Oesterreich überhaupt immer können, selbst wenn es wollte? Muß es nicht seine Bajonette meistens gegen sich selber kehren, diese in Ungarn, jene in Italien? Wie viele würden bleiben für Deutschland? Sahen wir nicht im letzten Kriege schon, daß Oesterreich selbst seine Bundestruppen nicht stellen, daß es in die deutschen Festungen nur italienische „Vertheidiger“ schicken konnte? Und wie, wenn der Krieg sich in die Länge gezogen und der Aufstand ausgebrochen wäre in Ungarn?

Und nun, wie steht es mit den Bajonetten der kleinen Staaten?

Wir zählen dreihundert Tausend! Dreihundert Tausend stark! So rufen sie uns triumphirend entgegen. Oh, Geduld, Ihr Bajonette! Dreihundert Tausend? Es sei — Ihr könntet doppelt diese Zahl wohl sein. Aber es seien dreihundert Tausend.

Wohlan, wo seid Ihr? Ach, zersplittert in Häuflein, an allen Ecken und Enden. Und geschultert, schlagbereit? Ihr schweigt, Ihr verstummt! Oh, Ihr Staatsmänner von drüben, Eure Bajonette sind nicht. Nein, ruft sie — sie hören Euch nicht; rüttelt sie — sie rühren sich nicht; reißt sie — sie rosten Euch unter der Hand! . . . Es fehlt der elektrische Funke, das zündende Wort — das Wort, das belebt, befeelt, begeistert — das zur rechten Stunde sie aufruft, sie sammelt, sie eint, den rechten Weg und das rechte Ziel ihnen weist. Umsonst ist die Waffe geschmiedet, umsonst das Eisen gehämmert, umsonst ge-

schliffen der Stahl: was wäre verloren, wenn Eisen und Stahl als rohes Erz noch ruheten im Schooße der Erde?

Die Bajonette erheben sich nicht. Oder versuchen sie es hie und da? Oh, um so schlimmer. Sie werden niedergeworfen werden vom Feinde und erdrückt von der Uebermacht: sie werden Werkzeuge werden und Waffen in seiner Hand, in der Hand des Feindes. Besser, sie wären nimmer geschmiedet.

Bleiben die Bajonette Preußens. Oh, die sind vorhanden — sechsmalshundert Tausend an der Zahl. Einem Kufe gehorchend, von einem Willen gelenkt, von einem Geiste beseelt. Sie sind eine Realität, eine That. Und diese Bajonette sollen Deutschland beschützen. Wahrlich, sie allein können es, und wollen es. Deutschland weiß es, und darum nennt Deutschland Preußen sein Schwert. Ja, in der Stunde der Gefahr wenden sich Aller Blicke auf Preußen, Deutschland ruft sein Schwert auf und flehet es an. Aber, gütiger Himmel, noch mehr! Deutschland will Preußen das Schwert, will aber, o Großmuth, den Griff in seine eigne Hand nur nehmen. Will selbst es lenken, das Schwert, will es schwingen und zücken.

Preußen den Griff seines Schwertes, seiner selbst aus der Hand nehmen! Sein Schwert, das heißt, sein Gut, sein Fleisch, sein Blut! Sein Blut, ja: nicht gegen Windmühlen werden die Bajonette gefällt, nicht gegen Schatten die Schwerter gezückt! Bajonett um Bajonett — Schwert um Schwert. Wenn Preußen seine Haut zu Markte trägt, wohlan, so gestattet wenigstens, daß es selber den Preis dafür setze. Für Preußen die Lasten und Opfer — im Frieden sich vorzubereiten zum Kriege, immer und ohne Unterlaß bis zu den Zähnen gerüstet zu sein; im Kriege mit seinem Blute für Deutschland die Beche zu zahlen — und das als willenloses Werkzeug, als Automat, an dem mit dreißig unsichtbaren Fäden der große Taschenspieler und Wunderdoctor in Frankfurt zupfte und zerrte, ihn springen und tanzen ließe, Kopf über und unter, die Kreuz und Quer!

Nein, das wäre wider die Natur der Dinge, wider den gesunden Verstand.

Die „Allgemeine Augsburger Zeitung“ drückte kürzlich ihr hohes Vertrauen aus, daß „die bewährte kerndeutsche“ Gesinnung des „allbeliebten“ Prinz-Regenten . . . Wie, die Freundin vom Lech? Gewiß, so stand es schwarz auf weiß — ja, schwarz auf weiß, in der Allgemeinen Augsburger Zeitung. O, wie rührend, wie zärtlich! Zum Erschrecken — ja, diese plöbliche Zärtlichkeit erschreckte uns —

das Ding muß einen Haken haben . . . und richtig, alsbald heißt es weiter: „wir (d. h. die Allgemeine Augsburger) vertrauen, daß Preußens Staatslenker Deutschlands Schwert zur rechten Zeit ziehen und mit fürstlichem Schwunge zu ziehen wissen werden.“ Ah, das war's. Deutschlands Schwert soll aus der Scheide! Zur rechten Zeit. Mit fürstlichem Schwunge. Aber weiter: dem „Vertrauen“ folgt schnell die „Erwartung“. Die Allgemeine Zeitung „erwartet“ von Preußen, dem „starkbewehrten“ und „schlagfertigen“ (ja, auf seine Kosten!): es „werde Frankreich gegenüber den deutschen Genossen nicht allein lassen“, und verheißt, daß „eine entschiedene Aeußerung auch von Seiten des Volks und seiner Organe Preußen große Popularität in Deutschland verschaffen würde.“ Sehr schön. Aber wenn eine flüchtige Popularität Preußens im übrigen Deutschland nur erkauft werden kann, indem es auf Geheiß des Letzteren, oder, was noch ein gewaltiger Unterschied ist, der A. A. Z. und ihrer Consorten sein Schwert zieht, und, wie die berüchtigten späteren Anträge außer Zweifel setzten, wenn ein Zweifel darüber noch hätte obwalten können, des Schwertes Griff in die Hand des Bundes legt, dann möchte doch Preußen gern auf diese Popularität verzichten — um diesen Preis wäre sie wahrlich zu theuer erkauft. Und wofür? Für Oestreich, den „deutschen Genossen.“ Aber diese Herren, die, wo es sich um Preußen handelt, so verzweifelt sich anklammern an den Buchstaben des Bundes rechts, wie der Ertrinkende krampfhaft den Strohalm erfaßt, vergessen dieses Recht so gern und so plötzlich, wo es um Oestreich, insbesondere um dessen Pflichten zum Bunde sich handelt; und an erster Stelle, daß Oestreich ein „deutscher Genosse“ nur innerhalb des Bundes ist, und nicht in Italien. „Deutschlands Schwert, das Preußen hält“ — so sagt noch die Freundin vom Lech. Mit Nichten. So ausgedrückt, ist es eine Unwahrheit, eine Täuschung, eine Unsinnigkeit. Preußen ist nur und hält nur sein Schwert, und wenn es für Deutschland es zieht, und nur ziehen kann, so hat Deutschland darum kein anderes Recht auf das Schwert, als sofern und soweit es von Preußen selber gezogen wird; denn Preußen allein kann entscheiden, wo und wann es nothwendig und ersprießlich ist für Deutschland, daß es es ziehe. Ja, Preußen allein kann entscheiden darüber, was Deutschland wirklich frommt, wie wir später beweisen werden; und zwar ganz abgesehen von dem Rechte, daß der Besitz des Schwertes ihm giebt; und daß Preußen allein entscheide, ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht, seine schwerste, aber auch seine höchste und heiligste Pflicht. Sein Recht und seine Pflicht.

O, die Freundin vom Lech weist uns selber darauf hin, ruft es selber in unser Gedächtniß zurück — könnte es jemals erlöschen darin.

Sie beschwert sich darüber, daß (in den Häusern des Landtags bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Kriegsanleihe) „überall nur von der preußischen Fahne, den preußischen Traditionen, der preußischen Macht- und Weltstellung die Rede gewesen sei und die Rede sei in den Kammern (Baiern hat ein Reichshaus; in Preußen erkennt die Allgemeine Zeitung nur „Kammern“ an), in Zeitungen und im Volke.“

Ihr wundert Euch dessen? Und beschwert Euch darüber? Spottet wohl gar?

O, spottet nicht dieses Gefühles — wehe dem Spötter! — sondern ehrt es, achtet es, bewundert es! Ihr begreift es nicht, und könnt es nicht, könnt es nimmer begreifen. Das ist nicht Eure Schuld. Nein, Ihr begreift nicht, und wißt nicht und fühlt nicht, was es heißt, ein Volk zu sein, das durch seine, durch Preußens Schule gegangen; das, aus ursprünglich verschiedenen und vereinzelt und zerstreuten Elementen gleichwie aus rohen und rauhen Erzen bestehend, in der feurigen Esse des Krieges, auf dem flammenden Amboss der Schlachten, dieser gigantischen Schmiede der Völker, zusammengeschweißt, geschmiedet, gehämmert worden zu einer Masse, zu einer Masse des edelsten Metalles, und erprobt und geläutert worden fort und fort; das, inmitten feindlicher Gewalten, umringt von mächtigen und neidischen Nachbarn, aus dem Nichts sich hervorgearbeitet und sich höher und höher geschwungen; — sich emporgeschwungen durch ein Schicksal ohne Gleichen in der Geschichte der Völker, ohne Gleichen in Glück und Unglück, ohne Gleichen in Wohl und Weh; emporgeschwungen durch das Genie seiner Fürsten und das Genie seines Volkes — ah, jenes Königs vor Allen, den nicht irrenden Spruches die Geschichte den Einzigen nennt; emporgeschwungen, weil es, in guten und in bösen Tagen, mit seinen Fürsten zusammenstand, immer vertrauend, nimmer verzweifelnd, also, daß, wie Cäsar stolz es rühmen durfte von sich und den Seinen, daß der Feldherr nicht seine Legionen und die Legionen nicht ihren Feldherrn verlassen, die Fürsten von Preußen dasselbe rühmend auch sagen dürfen von sich und ihrem Volke; ja, ein Volk, das, unter dem sichtlichen Beistande Gottes, geworden ist was es ist, durch sich selber — durch seinen Geist, der ein Geist der Freiheit, durch sein Schwert, das ein Schwert der Gerechtigkeit war; das, fest im Unglück, nüchtern im Glück, bisher immer noch groß gewesen in den Werken des Krieges, und groß in den Werken des

Friedens, und das nun vereint ist durch Bande, die nicht lockern, durch Stränge, die nicht reißen!

Sa, das sind die Ursachen, die da preußische Traditionen, preußischen Geist, preußische Gefühle geschaffen haben. Und Ihr wollt, daß Preußen diese Traditionen verlasse, diesen Geist und diese Gefühle aufgebe und vergesse? Und warum, wofür, um welchen Preis, zu wessen Gunsten? Soll es die preußischen vertauschen mit den deutschen Traditionen? Soll es die „Macht- und Weltstellung“ Deutschlands zum Vorbild sich nehmen? Soll es die deutsche Fahne aufstecken und entfalten, ah, die deutsche Fahne, die Ihr selber heruntergerissen und in den Staub getreten, so viel es an Euch lag, und die Ihr noch täglich verhöhnt und begeistert? Hat nicht die Geschichte der letzten Monate ein neues Mal so kläglich und schmäzlich bewiesen, daß, wenn Preußen darauf rechnete, um die deutsche Fahne in der Stunde der Gefahr die deutschen Staaten schaaren und einen zu können, es sich arg verrechnet, sich bitter getäuscht hat?

Nein, tröstet Euch dessen, der preußische Geist, dieser Geist soll und kann uns nimmer verlassen. Er ist unser Fleisch und unser Blut. Er ist unser Stolz und unser Ruhm. Er mahnt uns an jedem Tage und in jeder Stunde, daß in Preußen jedes Geschlecht, das da eingetreten ist in die glorreiche Erbschaft der Väter, eine Schuld, eine ernste, theure, heilige Schuld abzutragen hat gegen das Vaterland, gegen Preußens Vergangenheit und Preußens Zukunft; daß, um das Erzeugene zu bewahren und auszubauen, es in Preußen nicht hinreicht, träge und selbstgefällig zu ruhen auf den Vorbeern der Väter, sondern es wahr ist und immer wahr bleibt, daß Stillstand für Preußen Rückschritt ist, und daß sein Heil und seine Zukunft nur im Vorwärts liegen.

Sa, dieser Geist soll uns, uns Preußen, antreiben und anfeuern zum beharrlichen Streben, zum kühnen Ringen, soll uns Kraft und Muth verleihen, alle Hindernisse zu besiegen und alle Gefahren zu überwinden, soll vor Allem uns anspornen und beseelen und begeistern in dem großen Werke, dessen Vollbringung Preußens weltgeschichtlicher Beruf ist, dem Werke der Einigung Deutschlands.

Und darum ward das Schwert ihm in die Hand gegeben.

Gott selber hat das Schwert ihm in die Hand gelegt.

Wem aber das Schwert in die Hand gegeben, der soll auch Rechenschaft geben von dem Gebrauch, den er davon gemacht.

Sein die Macht — und sein die Verantwortlichkeit.

Sa, Preußen ist verantwortlich für sein Schwert — verantwortlich

vor Gott, vor der Geschichte, vor seinem Volke und dem deutschen Volke, vor seiner Zukunft und vor Deutschlands Zukunft.

Nein, nicht umsonst ist das Schwert ihm in die Hand gelegt.

Es soll ein Schwert sein der Gerechtigkeit, ein Schwert, das Deutschland zu seinem Rechte verhilft. Das ist die Ehrenpflicht, die Preußen überkommen ist, indem die Vorsehung es zum Schwerte Deutschlands erkies. Aber weil Preußen verantwortlich ist und allein verantwortlich sein kann, darum darf es auch niemals seinem freien Willen entsagen, niemals des Rechts der freiesten Selbstbestimmung sich begeben.

Und aber, weil Preußen das Schwert ist und weil diese Thatsache allein ihm das Recht und die Pflicht der Selbstbestimmung verleiht, und weil es schon um seiner selbst willen sein Schwert nur ziehen kann für Deutschlands Interesse und für Deutschlands Ehre, darum darf es auch fordern, fordern als sein Recht und Deutschlands Pflicht, daß Deutschland, das übrige Deutschland, sich ihm zugewende, sich ihm anschließe, sich ihm überlasse.

Noch hat Deutschland, haben Deutschlands Lenker diese Pflicht nicht gelernt.

Ist es Preußens Schuld?

Wer wagt das zu behaupten?

Preußen möchte liebend, möchte vertrauend sich hingeben an Deutschland, möchte ihm angehören mit Leib und Leben, mit vollem Herzen, von ganzer Seele; möchte in seine Arme es schließen, an seinen Busen es drücken — aber Deutschland selber weist es von sich und stößt es zurück. Warum? O, weil Deutschland ein gleiches Recht der Entscheidung beansprucht. Was heißt das aber anders, als das Schwert, das da berufen ist und willig, Deutschland zu schützen, lähmen und kraftlos machen? Preußen verlangt, kraft seines Schwertes, daß die übrigen Staaten sich ihm beordnen, seiner Leitung sich anvertrauen. Die übrigen Staaten verlangen dagegen, daß sie alleinige Herren bleiben ihrer Bajonette, Herr ein Jeder seiner Bajonette; und, noch mehr, daß ein jeder Einzelne auch seine Hand noch stecke in den Griff des preussischen Schwertes!

O heilige Einfalt! Soll das Haupt den Gliedern sich beugen, oder sollen die Glieder dem Haupte sich beugen? Preußen soll das Schwert sein Deutschlands — des Deutschlands des gefeierten Sängers? O, mit Nichten, nicht dieses Deutschlands, sondern des Bamberger Deutschlands, d. h. der einzelnen Staaten und Stättlein in ihrer Sonderheit, ihrem Sonderinteresse, ihrer Sondersouverainetät. Durch den Frankfurter Bundestag und in ihm.

Daß, sagen sie, sei der Beruf Preußens.

Ihr irret.

Daß ist mit Nichten Preußens Beruf.

Deutschland zu schützen in seiner Gesamtheit, nicht in seiner Zerrissenheit, dazu ward es belehnt mit dem Schwerte, darum ward es mit Macht und mit Ehre gekrönt.

Nicht also? Preußen, meint Ihr, soll, nachdem es sein Gut und Blut geopfert und auf Jahrzehnte sich und vielleicht noch künftige Geschlechter mit schweren Schulden belastet, soll dann bescheiden und demuthsvoll sich wieder hinsetzen auf die Bank in der Eschenheimer Gasse, neben Nassau und Hessen und Baden und Baiern — Verzeihung, selbst Baiern — die Hände gefaltet, die Lippen geschlossen, die Augen auf den Stuhl des Präsidenten gewandt — und soll erst fragen, wenn es ein Wort zu sprechen, eine Ansicht zu äußern wünscht, ob Lippe-Schaumburg nichts einzuwenden, Nassau nichts dagegen, Hannover nichts zu erinnern hat — und so die Reihe herum? Ihr verlangt, daß Preußen sein Schwert ziehe für Deutschland, daß es Deutschlands Hort, sein Helfer, Schützer, Schirmer sei, und versagt ihm doch den Einfluß und die Geltung, die ihm schon in Rücksicht auf seine Größe rechtmäßig gebühren; ja, Ihr bestreitet ihm selbst das Recht der freien Selbstbestimmung über seine eigene materielle Macht, und versagt ihm die Leitung der Eurigen.

Aber Ihr verlangt nicht nur das Unbillige, sondern auch das Unsinnige. Denn unsinnig und unmöglich ist es, die Streitkräfte des Gesamtvaterlandes wirksam zu verwenden ohne eine einheitliche Leitung, um so unmöglicher, als die mächtigen Heerschaaren des Feindes zur Rechten und Linken einem einzigen Willen und einem einzigen Winke blindlings gehorchen. Daß es sich bei einer Unterordnung Preußens unter den Bund in einem Kriege nur von seinem Bundescontingente handle, ist eine nichtige Phrase, denn eine solche Trennung und Zersplitterung der preussischen Wehrkraft ist eine politische und physische Unmöglichkeit, und wäre für Preußen und Deutschland der Anfang vom Ende.

Aber, meint Ihr, wenn wir bei einem Kriege eine Bethheiligung — durch den Bund oder Bundeskriegsrath — an der Oberleitung der deutschen Streitmacht beanspruchen, so beanspruchen wir keineswegs etwas Unbilliges, sondern beanspruchen nur unser Recht: denn wir steuern Alle bei zu dieser Streitmacht, ein Jeder nach Maßgabe seiner Größe, genau im Verhältniß seiner Seelenzahl — wie die Bundeskriegsmatrikel beweist.

Doch diese letztere Behauptung der gleichmäßigen Besteuerung ist thatsächlich durchaus unbegründet. Deutschland kann nur Krieg führen gegen Frankreich oder Rußland, oder gegen Beide vereint; in einem solchen Kriege würde aber die Bundesmacht selbstverständlich bei Weitem nicht ausreichen, um so weniger, als auf das österreichische Contingent gar nicht zu rechnen ist. Vielmehr würde Preußen immer nothgedrungen mit seiner ganzen Macht einzutreten haben, und es würde somit eine Heeresmacht stellen, die viermal so stark ist, wie sein Bundescontingent, und allermindestens doppelt so stark, wie die Heeresmacht der gesammten übrigen Staaten. Aber das Recht Preußens zur ausschließlichen Oberleitung ist ohnehin gar nicht unter dem Gesichtspunkte der außerpreußischen Streitmacht in ihrer Gesammtheit zu betrachten, sondern unter dem Gesichtspunkte des Verhältnisses seiner Macht zu derjenigen eines jeden einzelnen Staates, und des Gewichtes nach Außen, dem Feinde gegenüber, das Preußen besitzt im Vergleich zu dem Gewichte eines jeden einzelnen der kleinen Staaten. Wohl an, unter diesem allein richtigen und naturgemäßen Gesichtspunkte betrachtet, was wird alsdann aus der Streitmacht eines jeden einzelnen dieser Staaten? Sie fallen alle ohne Zweifel mehr oder weniger in's Gewicht: allein für sich allein und durch sich allein sind sie doch thatsächlich ohne alle und jegliche Bedeutung. Was bedeuten selbst die größeren Staaten mit ihren je 20 bis 25,000, und selbst Baiern mit seinen 50,000 Mann? Wenn Nassau sagt: „ich stelle 6,000 Mann und trage daher bei nach Verhältniß meiner Macht zum Schutze Deutschlands“, so ist das nominal oder theoretisch vollkommen wahr: aber thatsächlich ist es nur wahr, weil hinter den 6,000 Nassauern 600,000 Preußen stehen. So ist es also Preußen lediglich, das Deutschland schützt, das die Feinde von Eroberung zurückhält, und, falls sie einen Angriff wagen, den Kampf mit ihnen aufzunehmen im Stande ist. Falls aber Preußen, das Unmögliche vorausgesetzt, sich nicht rühren sollte zum Schutze Deutschlands, so könnte es auch Deutschland selber nicht thun, so müßte Deutschland das Schicksal über sich ergehen lassen. Preußen also ist der eigentliche und alleinige Hort Deutschlands. Freilich kann auch Preußen erliegen; freilich kann es auch geschehen, daß die sechshundert Tausend Bajonette Preußens sich senken müssen vor denen des Feindes, daß Preußen zerschmettert wird und zertrümmert, nicht, wie es einmal geschah, durch eine unglückselige Schlacht, die nur das System zertrümmerte und nicht den Staat, oder aber diesen nur vorübergehend, sondern daß es zertrümmert wird, sei es durch die verhängnißvolle Un-

gunst des Schicksals der Schlachten, sei es durch die zermalmende Uebermacht des Feindes — zertrümmert, um nie wieder aufzustehen, um nie sich wieder aufzuraffen, nie sich wieder emporzuschwingen: ja, auch das kann geschehen: — aber dann, täuschet darüber Euch nicht, o, alsdann ist auch für ganz Deutschland der Ziele Letztes erreicht.

Aber, wendet man wohl weiter noch ein, Preußen bringt im Grunde kein Opfer für uns, indem es uns schützt: denn es schützt sich selber, indem es uns schützt; es muß uns schützen, um sich selber zu schützen; der Schutz, den es uns angedeihen läßt, ist daher in Wahrheit nur ein Selbstschutz, und wir sind ihm daher, streng genommen, keinen Dank schuldig und keine Verpflichtung für diesen Schutz.

Die Prämisse, sonder Zweifel, ist sehr wahr: aber der Schluß sehr falsch. Daß sich Preußen selber schützt, indem es Deutschland schützt, ist ein zufälliger Umstand, der kein Recht des Undanks begründet für die, so daraus Nutzen ziehen; und Preußen verleiht auch seinen Schutz nicht ausschließlich in Erwägung und in Folge dieser Thatsache, sondern verleiht ihn um Deutschlands Willen.

Wenn nun oben geäußert und bewiesen wurde, daß die Wehrkraft des außerpreussischen Deutschlands so gut wie nutzlos sei, so soll das selbstverständlich nur meinen, unter obwaltenden Verhältnissen, d. h. so lange sie in ihrer gegenwärtigen vereinzelt und zersplitterten Gestalt verbleibt.

Denn wahrlich, arge Verleumdung wäre es, behaupten zu wollen, daß die außerpreussischen deutschen Stämme geringere persönliche Tapferkeit und überhaupt geringere Kriegstüchtigkeit besitzen, als die Preußen. Vielmehr besitzen die Deutschen — Preußen wie Nichtpreußen — im Allgemeinen und von untergeordneten Schattirungen abgesehen, dieselben kriegerischen Eigenschaften und Tugenden, und kein Stamm darf sich rühmen, in dieser Hinsicht an und für sich überlegen zu sein. Daß selbst der Mittel- und Süddeutsche keinem anderen europäischen Soldaten nachsteht in dieser Beziehung, das haben dieselben wohl bewiesen in der Geschichte, zu allen Zeiten, in und außer Europa; das beweisen noch heute die sogenannten Fremdenlegionen Englands und Frankreichs, die meistens aus Deutschen (Nicht-Preußen) bestehen. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß der preussische Soldat von einem Geiste beseelt und von Gefühlen getragen ist, die dem Soldaten der anderen Staaten vollkommen fremd sind, die aber jenen physischen Eigenschaften erst ihren eigentlichen Werth verleihen, sie befruchten und weihen.

Diese moralische Weihe könnte der außerpreussische deutsche Soldat

nur erlangen, wenn die ganze Streitmacht Deutschlands unter einem Leiter, einem Führer, einem Feldherrn stünde, wenn eine Fahne als Symbol des ganzen großen, ungetheilten und untheilbaren Vaterlandes Allen voranschwebte, wenn ein Wort sie Alle lenkte, ein Zweck und ein Ziel, ein Ruhm und eine Ehre ihnen Allen gesetzt wären.

Und in diesem Mangel einer einheitlichen Leitung liegt die andere Ursache politischer Natur, weshalb die Streitmacht des außerpreussischen Deutschlands für alle große und vaterländische Zwecke zur Zeit so gut wie nutzlos ist.

Ihr versichert allerdings, daß es keiner einheitlichen Leitung bedarf und daß auch selbst für den Fall eines Krieges der Bundestag mit seinem „Bundeskriegsrath“ vollkommen ausreiche, und derselbe von der Eschenheimer Gasse aus den Krieg ebenso gut und ebenso trefflich leiten könne und werde.

Glaubt Ihr das wirklich, seid Ihr davon innerlich und aufrichtig überzeugt?

O, dann seid Ihr in unseligster Verblendung befangen, dann seid Ihr vom verderblichsten Wahne umstrickt!

Wahrhaftig, Euer Bundeskriegsrath würde rathen und rathen, und darüber nimmer zum Thaten kommen. Ja, es würde sich unfehlbar ereignen, daß, während die Väter der Stadt auf ihren Curulen noch sitzen und ihre Häupter zusammenthun, schon Catilina vor den Thoren, Brennus auf dem Markte steht. Es würde Deutschland ergehen, wie es Rom erging, und schlimmer, denn kein Camillus würde erscheinen: — nein, und stünde in jeder Gasse ein Cicero, und auf jedem Dache ein Demosthenes, und riefen sie auf zur Eintracht und auf zum Widerstand, und auf zum Kampfe — zum Kampfe pro aris et focis — es wäre umsonst! O, nichts würde Deutschland bewahren können vor Knechtschaft und Schmach, nichts es retten können vor Fall und Untergang — — nichts, nichts . . . und hätte jeder einzelne Deutsche die Opfergröße eines Mucius Curtius, und die Vaterlandsliebe eines Hannibal Fischer — nein, eines Hannibal, Sohnes Hamillars!

O, möchte wenigstens alsdann noch Preußen im Stande sein, Deutschlands Camillus zu sein: möchte es ihm alsdann noch möglich sein, herbeizueilen zu rechter Zeit, gerufen oder ungerufen, und sein Schwert auf die Waage, auf Deutschlands Waage zu werfen: und möchte es in Erfüllung und in Vollendung seines Berufes ihm alsdann noch gelingen, Deutschland vom Brennus zu befreien — und, sollten

sie nicht ein neues und letztes Mal schon spurlos verschwunden sein, auch von jenen Vätern auf den curulischen Sitzen.

Dazu wahre es sein Schwert! . . .
Das Schwert Deutschlands.

Vierte Abtheilung.

Preußens Recht und Preußens Pflicht.

Deutschland lag in den letzten Zuckungen des Todes. Ach, eines Todes unsäglichster Qual — und unsäglichster Schmach. Am ganzen Körper zerfleischt, an allen Gliedern verstümmelt, die Eingeweide zerrißen, aus allen Poren blutend, verfaulend, verrottend, verpestend — so lag es, ein verröchelndes Opfer, ein Mas den nagenden Geiern.

Dreißig Jahre hatte der Krieg gedauert. Ohne Unterlaß, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Der Krieg? O, das Sengen und Brennen, das Würgen und Schlachten, das Schänden und Martern, das Plündern und Rauben, das Tödten und Morden — Greuel ohne Namen, Frevel ohne Zahl. Das war die Geschichte Deutschlands, in allen Gauen, an allen Orten, Tag um Tag, während dreißig langer Jahre. Franzosen und Schweden, Italiener und Spanier, Kosacken und Polen, Kroaten und Panduren, hatten in Deutschland gehau't und gewüthet wie Wölfe, wie Hyänen, wie Tiger — nein, schrecklicher, gräulicher, entsetzlicher als sie es gekonnt hätten. Dreißig Jahre lang.

Wie ein zertretener Wurm — so krümmte Deutschland sich in den letzten Zuckungen des Todes.

Da erschallt die Trompete des Friedens.

Des Friedens von Münster und Osnabrück.

Durch Deutschlands verödete und entvölkerte Gauen erschallt die Trompete des Friedens.

Das war im Jahre der Gnade 1648.

Und nun, wer beschreibt das Bild, das Deutschland bietet, dieses Bild der Trübsal und Trauer, des Glends und Sammers, der Wehen und Schrecken, der Schmerzen und Thränen?

Städte und Dörfer, Flecken und Weiler zu Tausenden und aber Tausenden in Asche und Schutt, und Viele verschwunden bis auf die letzte Spur; weit und breit durchs ganze Land die Felder und Äkren verwüstet und verwildert, da seit Jahren und Jahrzehnden sie keine Pflugschaar gefurcht, sie keine Sichel gemäht; alle Straßen und Aecker mit den modernden Knochen der Menschen, mit den faulenden Nasen der Thiere bedeckt; mehr als die Hälfte, zwei Drittheile fast der Bevölkerung dahingerafft durch Seuchen und Hunger und Schwert; die Ueberlebenden zum größten Theile dem entsegllichsten Glende Preis gegeben, kaum mit den erbärmlichsten Lumpen bedeckt, und, ihr jammervolles Leben zu fristen, die Nase der Thiere benagend; überall das schaudervollste, das namenloseste Glend; überall die Erde getränkt mit dem Blut und den Thränen zweier Generationen, gedüngt und gemästet mit dem Fleische der Menschen und Thiere; die Luft verpestet, mit giftigen Dünsten geschwängert, mit stinkenden Miasmen gefüllt; die Menschen selber durch die Schrecken und Gräuel des Krieges verwildert; alle Zucht und Ordnung, alle Sitte und Treue geschwunden; kein Glaube mehr, kein Pflicht- und Ehrgefühl; alle Bande selbst der Familie und des häuslichen Heerdes vielfach zerrissen, alle staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen gestürzt!

Und wie stand es um die politische „Neugestaltung“ Deutschlands? Oh, darüber hatten soeben Franzosen und Spanier, Schweden und Dänen in Münster und Osnabrück zu Rathe gesessen und nach ihres Herzens Wunsch verfügt. Die Wölfe, die es seit dreißig Jahren zerfleischt und zerrissen hatten, saßen nun im Henkermahle über die zuckenden und verblytenden Fetzen beisammen, das höllische Werk der Zerstörung mit einem letzten Raube zu krönen. Das Ausland saß zu Gericht über Deutschland. Eigenmächtig entschied es über Deutschlands Grenzen und Deutschlands Geschicke. Und das wie zum bitteren Hohne und zur größeren Schmach in zwei deutschen Städten fast im Herzen des Reiches und ganz nahe der Stätte, auf welcher Deutschland einst, vor mehr als anderthalb Jahrtausenden, seine erste große Freiheitschlacht geschlagen, die sieggewohnten Legionen der Römer vernichtet hatte. Hier verhandelten und verschachteten die Fremden unter sich Deutschlands Provinzen. Ringsherum seine weiten Grenzen entlang wurde das Werk der Plünderung und des Raubes vollzogen. Pommern, Bremen und Verden, Flandern, Holland, Lothringen, die beiden Elsaß, die Schweiz — das waren die Fetzen, die vom Reiche abgetrennt und seinen Feinden überlassen, ihren Ländern einverleibt wurden. Und was

geschah mit dem also verstümmelten und zerstückelten, seiner besten Glieder schmähtlich beraubten Rumpfe? . . . Denn auch der Kopf war verschwunden, der Adler mit den zweien Köpfen hatte sie beide in sein Nest an der Donau gesteckt, und „draußen“ im Reiche mochten die Raben und Geier und Unken ihr Wesen treiben, wie sie wollten, wie ihnen beliebte. Wohl an, ein höllisches Werk wurde am Rumpfe vollzogen. Er wurde zerstückelt in 350 Fetzen, und jeder Fetzen mit einem Quasi-Kopfe bescheert. Das war ein Meisterstück der Feinde Deutschlands. 350 Quasi-Souveraine. Die innere Uneinigkeit inthronisirt, der innere Hader mit Scepter und Krone betraut. Ueber ihnen ein Schatten der Kaiser. Frankreich und Schweden „Garanten.“ Oh, was hätte es ihrer Garantie bedurft? Die 350, waren sie nicht der Garanten genug? Wollüstige Despoten im Inland, feile Knechte des Auslands. Ihr Fuß auf dem Nacken der Unterthanen, der Fuß des fränkischen Königs auf ihrem. So war es und so blieb es, bis — Nemesis der Geschichte! — ein Erbe des großen Monarchen ihre Nacken mit seinem Fuße selber zertrat. Aber bis dahin hatte die Geschichte Deutschlands glücklicher Weise schon in eine andere Bahn gelenkt, und Napoleon zerbrach nur die Form, die vor ihm der gute Genius Deutschlands mit einem neuen und besseren Geist erfüllt hatte.

Das also war Deutschland im Jahre der Gnade 1648.

Unser Deutschland.

Ein Golgatha unter den Völkern. Deutschland am Kreuz der Geschichte. Gekreuzigt in seiner Gegenwart, gekreuzigt in seiner Zukunft. Ohne Hoffnung der Auferstehung.

Ach, hat keine Vorsehung Mitleid mit dieser Verstoßenen unter den Nationen, kein Gott Erbarmen über sie? Ist Deutschland unrettbar und unabwendbar der Knechtung, dem Verfall, dem Untergange geweiht? Erscheint ihm kein Erlöser, kein Messias?

Der Messias kommt.

Denn siehe, über diese Stätte der Desolation schwebte der Genius Deutschlands aus der Höhe hernieder.

Welch ein Anblick, Welch ein Bild! Ist das mein Deutschland, das mein Volk?

Und dem Genius Deutschlands blutete das Herz.

Rein, mein Deutschland soll noch nicht untergehen, mein Deutschland soll wieder auferstehen, soll wieder zu Ehren kommen unter den Nationen. Ja, ich will es wieder aufbauen. Trotz Franzosen und

Schweden, trotz Münster und Osnabrück, o, selbst trotz den 350 „Souverainen.“

Also der Genius Deutschlands.

Aber wie, wovon, womit? Wo ein Element der Einheit finden und der Kraft inmitten der Zersplitterung und der Ohnmacht? Und wo ein festes Fundament inmitten der Ruinen und Trümmer?

Und der Genius blickte umher.

Lange, hierhin und dorthin.

Forschenden, spähenden, prüfenden Blickes.

Mit einem Blicke der unendlichen Angst und der unendlichen Sehnsucht.

Siehe, da fliegt ein Lächeln über sein Antlitz — über sein Antlitz hoffnungstrahlend, freudeverklärt.

Die Angst ist geschwunden, die Sehnsucht erfüllt.

Der Genius hatte gefunden, was er suchte.

Er hatte in diesem Vabel von Staaten und Stättlein einen Staat erschauet, der, gleichwie eine heilige Arche der Hoffnung auf diesem wüsten chaotischen Meere von Trümmern, fähig erschien, und er allein, zu dem großen und schweren Werke der Wiedergeburt und Verjüngung Deutschlands.

Wie jener große und fromme Architekt, als er unter den gluthzernagten, rauchgeschwärzten Trümmern des niedergebrannten Gotteshauses einen Stein fand, letztes Bruchstück einer Tafel, die eines Sterblichen irdischen Theil, wieder Erde und Staub geworden, bedeckt hatte, auf dem allein das Wort — jenes trostreiche Wort, das, wie es unversehrt geblieben war im Flammenmeer der großen Stadt und es überdauert hatte, dereinst auch triumphiren soll selbst über alle Feuer der Hölle — allein das Wort noch zu lesen war: Resurgam! in schöner Anspielung und gläubiger Zuversicht ausrief: „der Tempel soll wieder auferstehen!“ — Und er stand wieder auf, der Tempel, schöner, herrlicher, majestätischer als er gewesen. Und jener Stein mit der erfüllten Verheißung ward der erste, der Eckstein in seinem Fundamente . . .

Also fand auch der Genius Deutschlands unter den Trümmern und dem Schutte des Reiches einen Staat, einen, der, hatte er zwar ebenfalls furchtbar gelitten, doch in seinem Kerne unversehrt geblieben war und alle Elemente der sittlichen und physischen Kraft in sich umschloß; der inmitten der Drangsale des Krieges muthig Stand gehalten hatte gegen die Feinde des Reiches und der allein aufrecht ge-

blieben, wo Alles um ihn gefallen war, der nur fester und stärker sich gestaltete, je mehr alles Andere sich auflöste und auseinanderbrach, dessen Fürst, seitdem er regierte, allein mit Wort und That die Unabhängigkeit und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes verfochten hatte und mit dem Schwerte für sie gekämpft, und dem allein es zu danken war, daß nicht noch ein größerer Theil von Deutschland der Raub der Franzosen und Schweden ward.

Dieser Staat war Brandenburg.

Dieser Fürst der große Kurfürst.

„Das soll der Eckstein werden des neuen, des verjüngten Deutschlands; der Fels, auf dem es wieder sich aufrichten und wieder emporsteigen soll; der Pfeiler, auf dem der Tempel ruhen, über den der Dom sich wölben soll. Ja, aus ihm soll phönixgleich Deutschland wieder erstehen. Dir darum, Brandenburg, vertraue ich diesen Wiederaufbau an, Dich erkläre ich zu diesem hohen und heiligen Berufe, in Deine Hände lege ich die Geschicke Deutschlands, seine Zukunft, seine Ehre, Größe, Macht. Seine Einheit und Freiheit. Siehe, diese herrliche und ewig ruhmvolle Aufgabe ist Dir beschieden. Du allein bist fähig dazu, darum sollst Du allein sie erfüllen. Das ist Dein „Deutscher“ Beruf. Du sollst diese Aufgabe erfüllen, indem Du selber erstarktest, Dich selber pflegst und veredelst, indem Du den übrigen Staaten, dem übrigen Deutschland, voranleuchtest auf der Bahn des Rechts und der Freiheit, indem Du der Hüter und Träger wirst der deutschen Gestattung und der deutschen Cultur, und sein Hort und sein Schirmer gegen äußere Feinde. Das soll Dein Recht sein und Deine Pflicht. Aber wisse, keine leichte Aufgabe ist Dir hiernit beschieden. Es ist ein hohes und herrliches, aber auch ein schweres und gefahrvolles Werk. Du wirst Opfer bringen müssen, wie kein anderes Volk deren jemals gebracht; wirst Gefahren zu bestehen haben ohne Zahl und ohne Gleichen; wirst zu kämpfen haben gegen Zwietracht und Neid im Innern, gegen Mißgunst und Eifersucht von Außen; Du wirst verkannt und verleumdet werden, verhöhnt und verspottet: aber sei unverdrossen und unverzagt; sei muthig, treu und fest: damit Du siegreich bestehest, damit Du das Werk glorreich vollbringest. Durch Deine eigene Kraft, durch Deinen Geist und Dein Schwert. Verzweifle nicht in der Stunde der Gefahr, überhebe Dich nicht in den Tagen des Glückes. Dein Wahlspruch sei „beharrlich und fest!“ Deine Losung „voran!“... So wirst Du zuletzt die Herzen des deutschen Volkes gewinnen, es wird sein Heil und seine Rettung, seine Ehre und seinen Ruhm in

Dir nur erblicken, und wird endlich Dir sich hingeben, Dir sich anschließen, Dir sich vertrauen, und wird einen Bund, einen hohen und heiligen Bund schließen mit Dir, einen Bund, den nichts wieder wird lockern, nichts wieder wird lösen können. Dann wird Deutschland wieder zu seinem Rechte kommen unter den Nationen, und das hohe Werk wird auf immer vollbracht, die deutsche Einheit auf immer erfüllt sein — und mit ihr und in ihr Deutschlands Ehre und Größe und Macht. Das walte der Herr!"

Also der Genius Deutschlands.

Und schwebte von dannen, schwebte zur Höhe.

Und Preußen begann seine Aufgabe. Hatte sie schon begonnen. Friedrich Wilhelm hatte die Feinde des Reiches überall schon bekämpft und hatte wesentlich dazu beigetragen, daß der Westphälische Friede nicht noch unglücklicher und unheilvoller für Deutschland ward. Er allein unter den 350 Quasi-Souverainen hatte, da er die Losreißung jener schönen Provinzen vom Reiche nicht zu verhüten und Deutschlands Schmach nach Außen nicht zu hindern vermochte, wenigstens gegen seine Zerstückelung und Auseinanderreißung im Innern protestirt. „Ehrliche Deutsche — so rief er bald darauf in einem Manifeste an die deutsche Nation (ach, die es nicht länger war) voll edler Entrüstung aus — ehrliche Deutsche, Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und der Freiheit gar jämmerlich zugerichtet worden. Wir haben unser Blut, unsre Ehre und unsren Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, und diejenigen, die wir vorher nicht kannten, damit herrlich gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene?! Was ist Deine Freiheit und Religion mehr, denn daß Andere damit spielen?" Doch was half es? Brandenburg war noch zu schwach. Was half es auch, daß einzelne Stimmen, die Stimmen edler Patrioten, das deutsche Volk aufriefen in glühenden Worten, in Worten prophetischer Wahrheit, es mahnten, baten, flehten, beschworen, zusammenzuhalten gegen das Ausland, bei einander zu stehen zum Leben und Tode, und nicht im Innern gewaltsam sich auseinander reißen, zersplittern, auflösen zu lassen durch 350 unnatürliche Schranken, die Zwietracht Deutschlands zu erhöhen und zu verewigen, seine Schwäche und Schmach zu besiegeln. Umsonst. Das Sammervolle geschah. Und zwei Jahrhunderte lang kostete Deutschland die bittere Frucht dieser

unseligen Saat. Zwei Jahrhunderte noch voll unsäglicher Drangsale und Leiden, voll unnennbarer Schande und Schmach. Ein Spielball des Auslands. Ein Tummelplatz für seine Soldateska. Ein Gegenstand seiner Habgier, Raubsucht, Zerstörungswuth, Eroberungslust. Wenn Deutschland sich aufrecht erhielt und seine nationale Unabhängigkeit bewahrte, ja selbst in nationaler Beziehung allmählig wieder erstarkte und zum Bewußtsein seiner nationalen Einheit wieder erwachte, so verdankt es das eben vorzugsweise Preußen. Preußen hat, im Großen und Ganzen, bisher seinen deutschen Beruf erfüllt. Und das ist wahrlich kein geringes Verdienst, denn es war kein leichtes Werk. Es war ein Titanenwerk, im vollen Sinne des Wortes ein welthistorisches Werk. Und es hätte diesen Beruf nicht erfüllen, dieses Werk nicht vollbringen können, hätte sie nicht erfüllen und vollbringen können trotz all des Genies seines Volkes und seiner Fürsten, hätte es nicht an ihrer Hand die Vorsehung so sichtlich geführt, hätte nicht Gott, der ewige Lenker der Geschicke der Völker, über Preußen so gnädig gewaltet. Zweimal war es am Rande des Unterganges, zweimal hat es sich wieder aufgerafft und emporgeschwungen, ist siegreich und ruhmvoll, größer und stärker wieder aufgestanden. Oder ist es kein Titanenwerk, das es zu vollbringen hatte, das es noch zu vollbringen hat? Preußen war ein Dorn in Aller Augen — ein Dorn dem Ausland, ein Dorn dem österreichischen Kaiserthum, ein Dorn den deutschen „Potentaten“. Es steht noch heute auf dem Abhang des Berges, zur Hälfte erklommen — ungewiß, ob es voranschreiten, ob es zurückgleiten wird, ungewiß der Erfüllung seines deutschen Berufes, ungewiß seiner eigenen Zukunft. Es rollt noch den Stein der deutschen Einheit hinauf, unter dem Schweiß seiner Stirn, mit dem Blute seines Volkes. Wird es ihm gelingen, das Werk zu vollbringen, den Stein zum Gipfel zu rollen, oder wird das eine Arbeit des Sisyphus sein, an der es seine Kraft erschöpft — wird der Stein ein neues Mal, vielleicht auf immer, seiner schwieligen Hand entrollen und seinem erzitternden Arme, vielleicht es selber hinabreißen in die gähnende Kluft? Das steht glücklicher Weise heute nicht mehr beim Ausland, nicht mehr bei Oestreich, nicht mehr bei den deutschen Fürsten und ihren „Premiers“, das steht nur noch beim deutschen Volke. Das deutsche Volk aber steht hinter ihm, steht hinter Preußen, denn es weiß, daß, sänke Preußen heute in den Abgrund, so sänke Deutschland ihm nach. — Darum Hoffnung, Muth! Darum arbeite es fort, arbeite im Geiste des Rechts und der Freiheit!

Sa, war es nicht ein Niesenwerk, das Brandenburg, das Preußen unternommen hatte, das vom Genius der Geschichte ihm anvertraut und übertragen war? Und warum hat es und konnte es dasselbe so glücklich vollbringen oder der Vollendung entgegenführen?

Aus inneren und äußeren Gründen.

Vom Westphälischen Frieden an hat es sein Schwert dem Dienste Deutschlands geweiht. Oft ganz allein, oft sogar gegen den Willen Deutschlands, von Deutschland und Oestreich verlassen und selbst von ihnen bekämpft — abgesehen vom siebenjährigen Kriege. Brandenburg-Preußen verfolgte von Anfang an — allein unter allen Staaten Deutschlands — eine national-deutsche Politik. Es war daher von vornherein zwischen Oestreich und Frankreich und den deutschen Staaten, deren Einige damals mächtiger waren als Brandenburg, gestellt, da die Letzteren immer zwischen Oestreich und Frankreich standen, d. h. als Bundesgenossen entweder Oestreichs oder Frankreichs, und hatte überdies die Dänen und Schweden, Polen und Russen auf dem Halse. Das war in der That der Zustand Deutschlands nach dem Westphälischen Frieden. Deutschland war ein offenes Feld, über welches Jeder nach Belieben herfallen, sich darin herumschlagen, es aussaugen und mißhandeln konnte. Und das war sogar nunmehr ein permanentes System geworden, eine Sache, die sich von selbst verstand, nachdem Deutschland mit jenen 350 Pseudo-Souverainen beglückt worden war. Denn an ein Einverständnis, eine Harmonie, eine gemeinsame Action dieser war nicht zu denken. Im Gegentheil, sie verfeindeten und bekriegten sich unter sich, und zogen absichtlich das Ausland herein, zur Hülfe gegen irgend einen deutschen Bruderstaat, Dieser die Franzosen, Jener die Schweden, ein Dritter noch die Dänen oder Polen und so fort. Zuerst entstand die Niederrheinische Allianz, die Staaten im Westen unter dem Präsidium des Königs von Frankreich. Die war gegen Oestreich und Brandenburg gerichtet, von Frankreich gestiftet und geleitet aus Rache dafür, daß es dem Könige von Frankreich nicht gelungen, zum Kaiser von Deutschland sich erwählen zu lassen. Alle Wahlfürsten, von seinem Golde bestochen, hatten ihm ihre Stimmen gegeben: nur Brandenburg nicht und Sachsen, und sie allein bewahrten Deutschland vor dieser letzten Schmach, ein Angehängsel Frankreichs zu werden. Brandenburg hatte treu zu Oestreich gestanden, für die deutschen Interessen und die deutsche Ehre sich geopfert; wie vergalt ihm Oestreich? Damit, daß es bald darauf sich selber mit Frankreich verband, den Kurfürsten am Rhein im Stiche ließ, wo er auf den Gränzmarken

des Reiches gegen dessen Erzfeind, gegen Frankreich kämpfte. Er allein — während sein eigenes Land von den Schweden geplündert und verwüstet ward. Am Rhein vom Kaiser verlassen und verrathen, eilt er zurück, befreit von den Schweden die Marken, erobert Stettin, Stralsund und ganz Pommern, fliegt mit seinem Häuflein von Brandenburgern im tiefsten Winter hinauf nach Preußen, wo die Schweden inzwischen mit überlegener Macht sich festgesetzt, führt seine Krieger in Schlitten über die Eisfelder des Kurischen Haffes, in der grimmigsten Kälte, gegen den eisigen Ostwind inmitten des wüthendsten Schneegestöbers, das die kleine Heldenschaar zischend und brausend unwirbelt, und fällt, den Schweden ein Dämon der Hölle, über sie her, schlägt sie, vertreibt sie, besiegt sie noch einmal hoch oben bei Riga in finsterner Nacht, ein Engel der Rache mit flammendem Schwerte, in entscheidender Schlacht und jagt die letzten Reste aus dem Reiche hinaus.

Das war wohl Deutschlands Rechnung, nicht Oesterreichs, daß Brandenburg die deutschen Marken vom Feinde säubere im fernsten Ost, wie kurz zuvor im fernsten West. Daß Brandenburg Oesterreich diene, das wollte wohl Habsburg — nicht, daß es Deutschland schütze. Mögen Breisgau und Burgund und die halben Niederlande eine Beute Frankreichs werden, so nur zu diesem Preise die Waffenerfolge Brandenburgs rückgängig gemacht, die Schweden wieder in Deutschland und vor Allem in die brandenburgischen Lande hereingezogen werden. Besser, daß Deutschland Provinz über Provinz unwiederbringlich verliere und fester und fester die Feinde des Reiches sich einnisten darin, als daß ein deutscher Staat außer Oesterreich erstarke und Boden gewinne in Deutschland für Deutschland. Darum schloß es mit Frankreich den verderblichen, den schmachvollen Frieden von Nimwegen in 1678, worin Oesterreich nicht nur jene Provinzen des Reiches an Frankreich verhandelte, sondern beide Mächte auch übereinkamen, daß Brandenburg gezwungen werden solle, alle eroberten Lande, die doch nur deutsche Lande waren, an Schweden zurückzugeben. Und ohne Verzug rückte ein französisches Heer ein neues Mal in Deutschland ein, über den Niederrhein und hinauf bis zur Nordsee, die unglücklichen Provinzen auf's Neue brandschatzend, ausraubend, verheerend mit Feuer und Schwert. Der Kurfürst vermochte nichts gegen Frankreich und Oesterreich im Bunde. Er sah sich gezwungen, Pommern den Schweden zu überlassen.

So ging es fort. Die deutschen Fürsten bekriegten sich unter einander, zerstörten sich gegenseitig ihre Städte und verheerten sich ihre Länder und erdrückten und knechteten ihre Völker durch die unerhörte-

sten Erpressungen, die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten, während die Franzosen ungestört und ungeahndet ihr Wesen am Rheine trieben, — bis zuletzt, nachdem sie sechszig Jahre lang durch die edelste und heldenmüthigste Anstrengung ihrer Bürger sich dieses Schicksals erwehrt hatte, auch das „Auge“ und der „Schlüssel“ Deutschlands, die treue Beste Straßburg fiel. „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben meinen Heiland gesehen“, also redete der verrätherische Bischof von Straßburg, Fürst Egon von Fürstenberg, gotteslästerlich den „großen Monarchen“ an, als dieser im Triumphe einzog in die gefallene Stadt, in Deutschlands Beste „Zion“. Er ist dahingefahren. Wohin? . . .

Nichts Neues unter der Sonne. Wie unlängst Deutschland belehrt ward, daß „Napoleon es nur unterjocht habe, um es frei zu machen“, also behauptete damals der französische Gesandte in Deutschland, daß „die subtile Eroberung Straßburgs zu des heiligen Römischen Reiches höchster Wohlfahrt und Ruhe gereiche“. (Wie neuerdings Mainz es sollte.) Ach, was bedurfte es dieser Versicherung? Die 350 Quasi-Souveraine waren im Voraus davon überzeugt. Und das „Haupt“ des Reiches konnte den Verlust dieses entfernten Gliedes „draußen im Reiche“ verschmerzen. Was der Kaiser vom Reiche an Streitkräften erlangen konnte, das wurde gegen die Türken verwandt. Nichts Neues unter der Sonne: „die Deutschen haben ihre Kräfte vergeudet für eine Sache, die Alle (ganz Europa) anging, und darüber die versäumt, die sie allein anging“, so rief ein edler Patriot in bitterer Klage aus; und so wäre es beinahe in unserem Jahre der Gnade 1859 gekommen.

Der Kurfürst von Brandenburg, ohnehin vom Kaiser verrathen und verkauft, hatte noch vollauf mit den Schweden zu thun — und was hätte er allein auch ausrichten können? Baiern und Sachsen, Schwaben und Franken erretteten Wien. Sie ehrt die Geschichte. Auch Ehre den tapferen Polen, die das Ihrige beitrugen zum Siege.

Aber siehe, da plötzlich fährt ein anderer Geist in die Fürsten. Sie scheinen und sind urplötzlich von einem heiligen Zorne entbrannt, von einem unlöschbaren Durste der Rache gegen Frankreich entflammt. Ein hoher kriegerischer Geist ist über sie gekommen, und feuert sie an zum Widerstand, zum Kampfe, zur Vergeltung gegen den großen Monarchen. Es treibt sie mit unwiderstehlicher, mit unzählbarer Gewalt zum Kriege. Sie vergessen ihre Zwietracht und ihren Hader, sie reichen sich die Hand zur Versöhnung, sie schließen einen Bund, den „großen Bund“! Was bedeutet das? Was heißt das? Gilt es die

Wiedereroberung Strassburgs, des „Schlüssels“ von Deutschland, und des Elsaß, und Burgunds, und Lothringens, und der Pfalz? Gilt es, Rache zu nehmen an Frankreich für die eingäscherten Städte und Dörfer, die verheerten Fluren, die verwüsteten Felder, die verübten Frevel und Barbareien? O, gemacht! Rache zu nehmen an Ludwig, den großen Monarchen, allerdings. Aber wofür? Oh, weil er sich erkühnt, er, der doch ihr Protector war, Einem der Ihren ein gewisses Erbrecht zu bestreiten! Ein gefährlicher Präcedenzfall. Ein Hochverrath. Der Anfang vom Ende. Auf, Ihr Völker, auf nach Paris, den Tyrannen von Versailles, den Revolutionär mit „Krone und Scepter“ zu stürzen! Aber ach, die Reichskriegsverfassung war in einer Verfassung, o, wie heuer die in unserem Bunde. Ghe daher ein deutscher Soldat am Rheine, waren schon 50,000 Franzosen da, und herüber, und in der Pfalz, in Schwaben, bis tief im Innern des Reiches — nach ihres Herzens Lüsten sengend und brennend, plündernd und raubend, schändend und mordend: 1,200, sage zwölfhundert Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, sanken in Asche, wurden von Grund aus zerstört — und welche Greuel, welche Frevel, welche Schand- und Schauderthaten wurden verübt! Das Haar sträubt sich vor Entsetzen und das Auge weint blutige Thränen, wenn man die Chronik dieser Zeiten liest. Deutschland ein neues Mal in Blut und Thränen — und Ludwig der Große lacht. Und der Kaiser? Er schleuderte ein „Manifest“ gegen Ludwig den Lächer. Ein Manifest von Leibnitz verfaßt. Vom Standpunkt, ohne Zweifel, der prästabilirten Harmonie der „350“. Das Manifest, das war der Keim der Theodicee. Und die „350“, der „große Bund“? O, der mühetet vergeblich sich ab, die Theorie des großen Philosophen in der Reichskriegsverfassung zur Praxis zu bringen: die Feinde unterdeß legten ihre Hauptstädte in Asche, plünderten ihre Länder, erpreßten Alles, was an baarem Gelde vorhanden war, führten die Einwohner als Gefangene fort und mißhandelten und marterten sie, zerstörten, verheerten, verwüsteten — aber an Harmonie unter den Fürsten war nicht zu denken, am wenigsten an eine gemeinsame Action, an eine einheitliche Leitung des Krieges. Was half es, daß Stadt und Land sich tapfer vertheidigten, Bürger und Bauern heldenmüthig sich opferten? Umsonst, sie wurden einzeln niedergeworfen, aufgerieben, vernichtet. . . .

Nur am Unterrhein kämpfte Brandenburg.

Der Kurfürst (Friedrich Wilhelm II.) und sein Marschall Schöning thaten Wunder der Tapferkeit, eroberten die festen Plätze am

Rhein, verjagten die Franzosen — aber die Uebermacht war zu groß; ohnehin wollten die Baiern nicht weiter und die Sachsen machten kehrt, und der Kaiser — ließ Brandenburg wieder im Stich und schloß wieder einseitig Frieden, den „entehrenden“ Frieden von Ryswick. Die Franzosen blieben nach wie vor Meister in Deutschland, und herrschten durch ihre Vice-Regenten, die geistlichen und weltlichen Fürsten am Ober- und Mittelrhein: nur am Niederrhein hielt Brandenburg ferner noch Wacht, so gut es vermochte, und schuf wenigstens im Norden ein unabhängigeres Deutschland, eine festere und stärkere Wehr. Es war das „Schwert“ Deutschlands im Nordwest, im Nord und Nordost. Das war wahrlich keine kleine Last auf seinen Schultern. Es konnte inzwischen seinen Beruf zunächst nicht besser erfüllen, als indem es sich selber stärkte, sich selber entfaltete und erhob. Brandenburg ging in Preußen auf, am 18. Januar 1701. Und schon war Preußen thatsächlich der Träger Deutschlands, der Repräsentant der deutschen Einheit. Die rheinischen Prälaten und Fürsten waren Vasallen Frankreichs, die Süddeutschen hielten das „Gleichgewicht“ aufrecht zwischen Frankreich und Oesterreich, Sachsen war ein polnisches Anhängsel, Hannover in posse ein englisches. Nur Preußen war preußisch, und darum deutsch, denn sein Herz war im Herzen Deutschlands, sein linker Arm im fernsten West, sein rechter im fernsten Ost. Es schloß daher gewissermaßen Deutschland in sich, schloß es in seine Arme, an sein Herz.

Schon aber entbrennt wiederum der „große“ Krieg. Gilt es diesmal die Vertreibung der Feinde, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die Ehre und Größe Deutschlands? O, mit Nichten. Ob ein Habsburger oder ein Bourbone König von Spanien sei, darum handelt es sich. Also in Spanien wird der Krieg diesmal geführt, zwischen Franzosen und Oesterreichern, und, wenn die Spanier wollen, den Spaniern? Ah, mit Nichten. Das wäre spanisch für Deutschland! In die Mitte Deutschlands wird die spanische Krone geschleudert, und Franzosen und Oesterreicher stürzen von rechts und von links herzu, hinein in Deutschland, um diese Krone zu kämpfen. Bald kommen Engländer und Holländer, Spanier und was im Land der SLOWAKEN an Völkergesinde vorhanden, herzu, und der Reigen beginnt. Hie Bourbone, hie Habsburger — Deutschland, bezahle die Zechel! Zwölf Jahre dauert der grausame Krieg. Die spanische Krone, mit deutschem Blute gefotten, der Bourbone rafft endlich sie auf. Die Kurfürsten von Baiern und Köln, Braunschweig und Gotha, der schwä-

bische und fränkische Kreis, halb Deutschland, hatten dem Franzosen wacker geholfen, treulich ihm zur Seite gestanden, brüderlich vereint mit ihm gekämpft gegen das deutsche Vaterland, d. h. die andere Hälfte. Also war es — immer die eine gegen die andere Hälfte. Und der Umstand eben, daß Frankreich halb Deutschland auf seiner Seite hatte gegen die andere Hälfte, war die Ursache, weshalb Deutschland das allgemeine und ausschließliche Schlachtfeld war und blieb: denn hätte ganz Deutschland beisammen gestanden, so wäre es möglich gewesen, den Krieg jenseit des Rheines zu tragen und ihn in Frankreich zu führen, in dieses Frankreich, das immer und ewig Krieg führte, und den Krieg doch niemals, wenigstens niemals auf längere Dauer, innerhalb seiner eigenen Grenzen gesehen hatte — das kriegslustigste Volk, das aber den Krieg, den wahren, wirklichen, leibhaftigen Krieg nicht kannte; — und das vielleicht ist der Grund seiner Kriegslust: gewiß würde ihm diese gar bald vergehen, wenn es gelänge, das Volk den Krieg sehen und fühlen zu lassen.

Nur Preußen, und selbstverständlich Hannover, kämpften mit Oesterreich; und die Preußen waren es vor Allen, die zu den glänzenden Waffenerfolgen der Allirten beitrugen; sie allein entschieden insbesondere die großen Siege von Turin, Hochstädt und Malplaquet, sie, die wie „Teufel“ fochten. Aber was halfen Deutschland all die herrlichen Siege, all die errungenen Lorbeern? Preußen war schon stark genug, das Schwert Deutschlands zu sein, aber noch zu schwach, für die geleisteten Dienste Dank, für die gebrachten Opfer Lohn sich zu erwirken. Für die „Kleinen“ die Mühen, für die „Großen“ der Preis. So hieß es. England schloß mit Frankreich Frieden zu Utrecht und verkaufte an Frankreich Deutschland um Gibraltar und Minorca; Oesterreich schloß seinen Frieden mit Frankreich zu Raftatt und Baden und erkaufte für sich halb Italien und die Niederlande, indem es als Kaufpreis an Frankreich Alles das überließ, was Dieses von Deutschland früher geraubt, und gab sogar noch die starke Festung Landau — nebst Kehl, Freiburg und Breisach — mit in den Kauf. Und Preußen, das Oesterreich treulich zur Seite gestanden und die Hauptlast des Krieges getragen, am meisten zu den Siegen verholfen? — Wurde abgesselt — mit Neufchatel — das ohnehin durch rechtliche Succession ihm zufiel. So bezahlte Deutschland wiederum die Zeche nicht nur mit seinem Gut und Blut, sondern mit seinem besten Fleisch, von welchem ein Stück nach dem andern aus- und abgeschnitten wurde. Umsonst flehte der edle Eugen die Reichsstände an, umsonst beschwor er das Volk,

sich zu erheben, aufzustehen in Masse. „Wie läßt sich Gemeingeist und Energie erwarten, da die Fürsten den Kaiser nicht als ihren Einheitspunkt, folglich immer nur excentrisch betrachten; und was war von einem Volke zu erwarten, das zur niedrigsten Slaverei herabgedrückt war?“ So rief er schmerz- und zorn erfüllt aus, als seine Mahnungen und Warnungen fruchtlos blieben. Freilich hatten die Fürsten nicht Unrecht, wenn sie den Kaiser „excentrisch“ betrachteten — denn das war er. Das aber war auch eben, was die Fürsten wünschten; das war ihre „Rechnung“; ja, die Landesverrätther von Baiern und Köln bekamen alle ihre Länder zurück, und die Axt gegen sie ward aufgehoben. Und die Stände? Die standen auf „ihrer verfassungsmäßigen Trägheit“. Preußen blieb nichts Anderes übrig und konnte nichts Weiseres thun, als zunächst sich auf sich selbst zurückzuziehen, sich in sich selbst zu sammeln. Ohnehin hatte es noch immer die Schweden auf dem Nacken. Und zu Zeiten die Polen; und die Russen haupsten schon nicht nur in den deutschen Ostseeländern Livland und Kurland, sondern selbst in Hamburg, Lübeck und Mecklenburg; und des Letzteren Herzog war stolz auf die „Ehre“, daß die russischen Horden, die Soldaten seines Veters, des großen Czaaren, sein kleines Land mit ihm, dem Herzog, um die Wette auslogen und plünderten und die Bewohner mißhandelten und tyrannisirten; ja, war auch stolz auf die „Ehre“, daß der große Czaar seine Gemahlin zur Buhle erkor.

Also hatte Brandenburg-Preußen immer sein Schwert gezogen für Deutschland, hatte für Deutschland gekämpft, seine Grenzen beschützt und beschirmt, so weit es in seiner Macht stand und so weit seine Kräfte reichten — immer und überall, in allen Jahreszeiten und in allen Zonen — so weit die Marken Deutschlands reichten und noch über sie hinaus: nun hoch im Norden auf den Schnee- und Eisgefildten Livlands und Lithauens, nun tief im Süden auf den sommerglühenden Feldern Italiens; nun im fernen Osten am Felsenbette der Donau, nun im fernen Westen an den rebenbefrängten Ufern des Rheines — und das, während in seinem eigenen Lande und an seinen eigenen Grenzen es von mächtigen Feinden fortwährend umlagert, ohne Unterlaß bedroht und angegriffen war. Trotz der Mißgunst und Eifersucht Oesterreichs hatte es sein Schwert niemals gegen Dieses gekehrt, obgleich es oft zu seinem eigenen Vortheil so hätte thun können; sondern hatte es immer willig seinem, Oesterreichs Dienste, sofern es ihm zu Deutschlands Interesse und Ehre geboten schien, geweiht, wurde es auch meistens mit Undank, und mit mehr als Undank belohnt; und wenn

es zuweilen vorübergehend in gerechtem Grolle gegen Habsburg diesem seinen Beistand versagte, so verband es sich doch niemals mit dessen Feinden, am wenigsten mit den Feinden Deutschlands gegen Oesterreich, sondern blieb nur, ein schmollender Achilles, bei sich in seinem Zelte. Und diese Thatsache bekundet in der preussischen Politik jener Zeit einen Hochsinn und eine Selbstüberwindung, die in der Geschichte der Staaten ihres Gleichen suchen dürften — denn wie oft fand sich nicht Preußen den verlockendsten Versuchungen, den verführerischsten „Gelegenheiten“ gegenüber? Vielleicht war es nicht Zuneigung zu Oesterreich, welcher diese Politik der Entfagung entsproß, sondern eine höhere und edlere patriotische Rücksicht, die Ueberzeugung, oder der Glaube, oder die Ansicht, daß es Verrath sei an Deutschland, d. h. am damaligen Reiche, Frankreich Vorschub zu leisten gegen Oesterreich.

Also verstand, also erfüllte Preußen bis dahin seinen deutschen Beruf.

Doch das war nur jene äußere Seite seines Berufes, die Erfüllung desselben durch das Schwert.

Sehen wir, wie es ihn nach der andern, der inneren Seite hin erfüllte.

Das war durch den Geist seiner Verwaltung, seiner Regierung, seiner inneren Politik.

Dieser Geist, es war ein Geist der Freiheit und ein Geist der Gerechtigkeit.

Und wann einst die innere Geschichte Preußens im Lichte der Wahrheit geschrieben sein wird, also, daß sie, unter Berücksichtigung und in richtiger Würdigung der äußeren Umstände und der allgemeinen Culturverhältnisse jener Zeiten, gemessen werden wird nach dem Maße des sittlichen Rechts in seiner Anwendung auf die Regierung der Staaten und die Regierung der Völker, dann wird Preußen eines anderen Ruhmes theilhaftig werden, eines Ruhmes, der selbst den Ruhm seiner Waffen noch überstrahlen wird. Preußens innere Politik war im Großen und Ganzen eine Politik des Rechts und der Freiheit, und ihr allein verdankt es jene sittliche Kraft des Volkes, vermöge welcher der preussische Staat aus dem Nichts sich emporzarbeiten und immer höher zu schwingen, vermöge welcher er alle Hindernisse zu überwinden, über alle Gefahren zu triumphiren vermochte. Was das Schwert ihm nach Außen, das war dieser Geist ihm nach Innen. Ja, dieser Geist auch war es, der sein Schwert um so zu sagen befeelte, und der dem Arme Kraft verlieh, es siegreich zu schwingen.

Sein inneres Leben war vom Odem der Freiheit durchweht, und getragen vom Fittig des Rechts. Gewiß nicht einer Freiheit und eines Rechts in ihrer idealen Vollkommenheit. Aber von einem Grade der Freiheit und des Rechts, wie sie damals wohl in keinem andern Staate des Continents gekannt, noch selbst erstrebt waren. Ja, das allgemeine Regierungssystem in allen Staaten des Continentes war vielmehr ein System des Druckes, der Knechtung, der Tyrannei. In allen Zweigen der Verwaltung, auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Nur in Preußen waltete das entgegengesetzte Princip. Das Princip der Gerechtigkeit in der Verwaltung des Staats, der Freiheit im geistigen Leben des Volkes. Die Formen waren vielfach streng und starr und straff. Sie konnten oft nicht anders sein. Der Staat war eine Schule. Das Volk wurde erzogen. Wenn später, als das Volk zu einer höheren Bildung gediehen und eine freiere Bewegung ihm nothwendig ward, diese Form so lästig war und endlich in einer verhängnißvollen Stunde, unter den Trümmern des Staates, zusammenbrach, so war es nur, weil jene Strenge und Starrheit durch die lange Gewohnheit zur andern Natur geworden und die alten Formen sich dem neuen Geiste nicht anzuschmiegen, ihm gemäß sich nicht umzugestalten und zu verjüngen verstanden oder es nicht vermochten. Aber darum war diese Form nichts destoweniger seiner Zeit eine nothwendige, und der Geist, der in ihr wohnte, ein sittlich freierer und edlerer, als es anderwärts der Fall war.

In Preußen allein waltete keine religiöse Unduldsamkeit, in Preußen allein war der Geist nicht gefesselt. Die ob ihres Glaubens verbannten Franzosen und Salzburger fanden eine Zufluchtsstätte, ein neues Vaterland in Preußen. Die ob ihres freien Wortes von anderen deutschen Hochschulen vertriebenen Professoren und Lehrer fanden Aufnahme in Preußen und konnten von Kanzel und Katheder herab ihre Lehre und Ansicht in vollster Freiheit verkünden. Der Gedanke war frei, und ungebunden das Wort. Freiheit in Religion und Wissenschaft, das war eine Maxime der Fürsten, und ein Princip des Staates.

Wie die Freiheit hier, so walteten nach dem leuchtenden Vorbilde des Thrones Gottesfurcht und Zucht und Sitte im Volke, Recht und Gerechtigkeit im Staate. „Eine schlechte Justizverwaltung schreit zum Himmel, und wenn ich ihr nicht abhelfe, so habe ich es zu verantworten.“ So sagte Friedrich Wilhelm I. in 1713. „Ich erachte keine Strafe zu schwer für Diejenigen, die ihre Pflicht so weit vergessen können, ein Amt, das bestimmt ist, die Unschuld zu schützen und Ge-

rechtigkeit aufrecht zu erhalten, in ein Werkzeug für die Bedrückung der Einen und die Vernichtung der Anderen zu kehren" — sagte Friedrich der Große in 1780. In diesen beiden Sprüchen findet in der That der Geist sich ausgesprochen, der Preußens innere Regierung und sein Verwaltungssystem, insbesondere die Rechtspflege, diesen ersten und sichersten Prüfstein der Tugend eines Staates, durchdrang und beseelte. Fanden zwar Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege Statt, so war doch die Quelle rein und unverfälscht. Nicht Friedrich der Große war es, der zuerst von sich sagte, daß „er der erste Diener des Staates“ sei: das hatte schon Friedrich Wilhelm der I. gesagt. Und Recht und Gerechtigkeit ließ er walten, diesen Worten gemäß, ohne Ansehn der Person. Wehe den Intriganten, den Betrügnern, den Dieben, mochten sie Große sein oder Kleine; wehe vor Allen denen, die auf Kosten des Volkes durch Bestechung und Lug und Trug sich bereichern wollten, die in der Verwaltung Unterschleif trieben. Das Volk dagegen wurde zur Arbeit gewöhnt; Gewerbe und Handel — nach heutigen Begriffen nicht immer in aufgeklärtester, immer aber in redlichster Weise und in den besten und wohlwollendsten Absichten, wurden begünstigt und gehoben, und im Staatshaushalt die Grundsätze strenger Rechtllichkeit und größtmöglicher Sparsamkeit, im Besteuerungswesen die am ersprießlichsten scheinenden Mittel und Wege befolgt.

An seinem Hofe dagegen waltete die Furcht des Herrn, herrschten Frömmigkeit und edle Sitte, Keuschheit, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Einfachheit in Tracht und Lebensweise, Treue und Glauben. Und das Volk ahmte diese Tugenden nach, wuchs in ihrer Uebung auf, schulte sich, stärkte und kräftigte sich in ihnen und durch sie. Deutsche Historiker mögen über die „Tabakstube“ spotten und in ihrer Oberflächlichkeit sie zum Maßstab der Regierung nehmen; mögen über einzelne Acte der Hohheit sich in Phrasen der „Entrüstung“ und Verurtheilung ergehen: sie vergessen, daß es noch andere Dinge gab in Preußen, als eine Tabakstube im königlichen Schlosse.

Also verstand und erfüllte Preußen diese innere sittlich-politische und national-humane Seite seines Berufes. Und das ist wahrlich für Preußen ein um so höherer Ruhm, als ringsum im übrigen Deutschland auch in dieser Beziehung gräulich es ausah. Gräulich über alle Vorstellung, über allen Glauben. Nicht beim Volke, sondern bei denen, die es beherrschten, d. h., die es ausjogen, bedrückten, knechteten, die in seinem Schweiß sich mästeten, an seinen Thränen und Seufzern sich labten, oft selbst seines Blutes sich freuten. Der Teufel sah

auf allen Thronen, das Laster hielt den Scepter. Die Gottlosigkeit war ein Ruhm, das Verderbniß der Sitten eine Ehre, die Schande eine Tugend. Bei Allen um die Wette. Sich gegenseitig überbietend selbst da, wo ein Ueberbieten unmöglich schien, das Erreichbare erreicht, und das Erschöpfbare erschöpft. An den Höfen die gräulichste Sittenlosigkeit und Verschwendung, in der Verwaltung die gräulichste Corruption und Willkürherrschaft, gegen das Volk die gräulichste Bedrückung und Knechtung. Das war das herrschende System, an allen Höfen und in allen Staaten. Vom Größten zum Kleinsten, vom Ersten zum Letzten. Vom starken August, dem „wollüstigen Riesen“ von Sachsen, der 352 Bastarde und die Vermünschungen seiner Unterthanen hinterließ, bis . . . aber warum noch weiter hineingreifen in diesen Pfuhl der Schande und der Wollust und der Tyrannei? . . .

Und wenn wir hier in wenigen Zeilen diese schmachvolle Epoche und diese traurigen Reminiscenzen zurückriefen, so geschah es wahrlich nicht in einseitiger Absicht, zu feindlichen Zwecken.

Nein. Es ist einfach Geschichte. Sene Zustände sind glücklicher Weise vorbei, und ihre Rückkehr unmöglich. Es handelt sich daher hier lediglich um eine Vergegenwärtigung des Gegensatzes, der auch in dieser Beziehung damals zwischen Preußen einerseits und den übrigen Staaten Deutschlands andererseits obwaltete. In diesem Gegensatz aber liegt die Erklärung, der sittliche Grund des Aufschwunges Preußens und des Verfalles der anderen Staaten.

Die Nemesis hier und die Nemesis dort: aber hier als Rächerin des Bösen, dort als Vergelterin des Guten. Gerechte Wahrung hie und da. Weil Preußen aber also gewirkt, weil es bei sich Freiheit und Recht und Gerechtigkeit gepflegt und geübt, weil es in Gottesfurcht und Sitte und Arbeit erwuchs, während Alles herum ein stinkender Pfuhl der sittlichen Fäulniß und Entartung war; weil es sein Schwert immer nur, oft sogar mit edler Selbstverleugnung und Entfagung, im Großen und Ganzen für Deutschland gegen Deutschlands Feinde gezogen von einer Grenze zur andern, während die Fürsten der anderen Staaten der großen Mehrzahl nach im Solde von Frankreich standen und mit knechtischem Sinne und feiger Selbstsucht ihm dienten und unterthan waren, ja selbst als Bundesgenosse Frankreichs gegen Deutschland den letzten der Frevel, den brudermörderischen Krieg nicht scheuten: darum hat Preußen einen Anspruch erworben und ein Recht durch die Vergangenheit auf die Gegenwart und die Zukunft Deutschlands, das Recht, immer der Schützer und Schirmer und Führer Deutschlands zu sein.

Das in der That ist sein historisches Recht. Preußen hat dasselbe erworben zum Preise seiner Arbeit und zum Preise seines Blutes. Und würde Deutschland vielleicht heute noch existiren als eine Nation und als ein Volk, hätte es kein Preußen gegeben im 17. und 18. Jahrhundert, und wäre es im Norden und Osten Deutschlands hergegangen, wie im Süden und Südwest?

Preußen war der junge Stamm, an welchem die alte deutsche Giche sich wieder verjüngte und an dem die zerbrochenen und zerschlagenen Keiser sich wieder emporzuranken, sich wieder einzuwurzeln vermochten in den Boden Deutschlands, der noch rauchte vom Blut seiner Kinder. Also soll es auch in Zukunft sein, mehr und mehr; und Preußen auch soll es sein, das jener Erzfeindin Deutschlands, der Räuberin seiner Einheit und Ehre und Macht, das der Schlange der Zwietracht den Kopf zertritt und den Nacken ihr bricht. Nicht mit Gewalt und nicht durch äußere Mittel, sondern indem es bei sich die Bahn des Rechts und der Freiheit verfolgt, indem es seiner eigenen Vergangenheit treu bleibt und in diesem Sinne fest und muthig voranschreitet.

Aber Preußen besitzt noch ein anderes Recht zur Führerschaft Deutschlands. Ein national-territoriales Recht, um so zu sagen ein Recht des Fleisches, ein extensives, wie jenes ein intensives.

Preußen ist durch und durch deutsch selbst in territorialer Beziehung. Ist ein Stück von Deutschland, ist Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute. Sein Stammland lag und liegt in Deutschlands Mitte, liegt in seinem Herzen, ist sein Herz. Im Schooße Deutschlands ward Preußen empfangen, aus seinem Schooße ward es gezeugt, und in seinem Schooße noch wuchs es auf; an der Brust Deutschlands hat es gesäugt, von seiner Milch sich genährt, aus seinem Fleische sich gemehrt, vergrößert, ausgerundet, hat es gewonnen an Fleisch und Bein, — gewonnen, was Deutschland verloren. Deutschland hat sich verkleinert, je mehr sich Preußen vergrößert.

Aus den Gebeinen seiner Mutter hat es also ein neues Deutschland geschaffen.

Preußen war der Deucalion Deutschlands.

Mehr und mehr ging es in Deutschland auf, mehr und mehr nahm es von Deutschland in sich auf. Von Anfang an dreigetheilt, ein Theil im Herzen, das Herz selber Deutschlands, ein Theil im fernen Ost, ein Theil im fernen West, hat es allmählig, Deutschland wie mit zween Armen umschließend, zum größern Theile in sich auf-

genommen, was dazwischen lag, bis es territorial mehr als die Hälfte Deutschlands umfaßte und heute überdies Gebietstheile im Norden an der Nordsee und im Süden am Bodensee, Vorposten an den äußersten Grenzen, besitzt, da, wohin es mit seinem Kumpfe bisher noch nicht reichte, oder aber nur vorübergehend gereicht hat. Und ist nicht das schöne Friesland im Herzen immer preußisch, mit sehnen- dem Herzen immer preußisch geblieben?

Preußen also umfaßt, wie gesagt, mehr als die Hälfte des Territorialgebietes von Deutschland, d. h. ist an sich allein mehr als die Hälfte von Deutschland (5,102 □ Meilen von 9,645, dem Gesamtflächeninhalte Deutschlands).

Was ist die Folge dieser Thatsache? Sie springt in die Augen, ist selbstverständlich. Daß alle deutsch-nationalen Gesamtinteressen in Preußen vertreten sind, in Preußen ihren Ausdruck finden; daß es mithin keine deutsche Interessen giebt, die nicht auch preußische, und keine preußische, die nicht auch deutsche wären. Oder will man behaupten, daß es deutsche Interessen giebt, die nicht auch preußische sind? So antworten wir, daß diejenigen Interessen, die man für deutsche ausgiebt, so dieselben wirklich keine preußische Interessen sind, auch keine deutsche sein können, sofern eben Preußen mehr als die Hälfte Deutschlands ist, Preußen also dazu gehört, damit überhaupt deutsche Interessen sich bilden können. Oder behauptet man umgekehrt, daß es preußische Gesamtinteressen giebt, die nicht auch deutsche Gesamtinteressen seien? so ist das wieder ein Uuding, denn es sind keine Interessen denkbar, die, wenn sie wirklich die Interessen der größeren Hälfte eines nationalen Ganzen sind, nicht auch diejenigen der kleineren Hälfte wären. Freilich stellt auch die preußische Diplomatie noch hin und wieder „Preußische Interessen“ (ohne jemals dieselben zu bezeichnen) in Unterscheidung von „deutschen“ auf. Das kann aber nur eine Form sein, denn es ist keine Thatsache. Denn eine solche Thatsache existirt nicht, ist unmöglich, undenkbar. Preußen kann als selbstständige Macht von preußischen Interessen sprechen und muß es thun: wenn und so oft aber seine Politik diese preußischen Interessen aufstellt als etwas Unabhängiges und Getrenntes von den Interessen Deutschlands, so ist sie im Irrthum, so stellt sie eine fictive Prämisse auf, die vielleicht am Orte ist, so fern und so lange Preußen nur in seinem Namen spricht, die aber mit den thatsächlichen Verhältnissen im Widerspruch ist. Preußen hat keine Interessen, die ausschließlich die seinigen sind, die nicht auch deutsche Interessen seien. Oder welche

Interessen glaubt Preußen in Europa als die seinigen vertreten zu können, die nicht auch zu gleicher Zeit und in gleichem Maße — *de minimis non curo* — diejenigen Deutschlands wären? Man nenne sie, man zeige sie. Wären es maritime Interessen, oder gewerbliche, oder landwirthschaftliche? Keine gesunde National-Ökonomie wird heute noch einen Gegensatz dieser Interessen anerkennen. Diese Interessen stehen allerdings — so weit sie auf ihrem spezifischen Standpunkte stehen — sich gegenüber. Aber in Preußen selber eben so sehr, wie im gesammten Deutschland. So weit sie sich aber gegenüberstehen, sind es keine Interessen im höheren gesamtlich-nationalen Sinne, sondern eben nur Partikular-Interessen und überdies im Grunde meistens Vorurtheile, Irrthümmer, Mißbegriffe.

Diese Interessen stehen in der That in jedem Lande sich gegenüber, im centralisirten Frankreich mehr als in Deutschland, und bis vor wenigen Jahren noch in England mehr und schärfer und feindlicher als irgend wo anders. Und wenn Preußen seine maritimen Interessen vertritt, so vertritt es nothgedrungen auch diejenigen der andern deutschen Seestaaten; will es seine industriellen Interessen vertreten, so vertritt es nothgedrungen auch diejenigen Sachsens und Baierns und Württembergs, und so fort. Alle diese besondern Interessen sind in Preußen in gleichem Maße und in gleichem Verhältniß vorhanden, wie im Gesammt-Deutschland, und Preußen kann mithin in keiner Weise seine eigenen Interessen vertreten, ohne in gleicher Weise diejenigen des gesammten Deutschlands zu vertreten.

In gleicher Weise sind in Preußen alle religiösen und geistigen, alle politischen und materiellen Interessen Deutschlands vertreten.

Preußen in der That ist so verkettet, verwachsen, verschmolzen mit Deutschland, daß eine Trennung und Scheidung, ja selbst eine Unterscheidung von Deutschland eine Unmöglichkeit ist. Preußen kann keinen Schritt vorwärts oder rückwärts gehen, ohne Deutschland mit sich zu ziehen dahin oder dorthin, nach vorwärts oder nach rückwärts. Deutschland und Preußen sind in dieser Beziehung eins und untrennbar, selbst gegen Preußens Willen, und es liegt außer der Macht Preußens, es zu ändern. Möchte Preußen glauben — es wäre ein vertheufelt irriger Glaube — aber möchte es glauben, daß Deutschland ein Alp sei auf seinen Schultern, und möchte es wünschen, diesen Alp von sich zu schütteln: es würde nimmer können, nimmer vermögen; Deutschland ist ein Sion für Preußen, wie Preußen ein Sion für Deutschland. Zum Wohl oder zum Weh.

Die Geschichte Preußens sind Deutschlands Geschichte; sein Schade ist Deutschlands Schade, sein Gewinn Deutschlands Gewinn. Wenn Preußen sagt: das bin ich, — so sagt es damit gleichzeitig, selbst ohne es zu wollen: das ist Deutschland; sagt es: das ist mein Interesse, so sagt es gleichzeitig: das ist Deutschlands Interesse, und so fort. Damit soll keineswegs gemeint sein, daß Preußen nicht fehl gehen, nicht gegen sein Interesse handeln könne: es hat dies leider oft genug gethan, in äußerer wie innerer Politik. Allein dann ist es eben auch nicht lediglich sein Schade, sondern der Schade Deutschlands in gleichem Maße. Wenn Preußen einen politischen Fehler begeht, so hat Deutschland dafür mitzuleiden; erhält Preußen einen Schlag, so fühlt Deutschland ihn mit. Aber Toren ist menschlich für Alle, für den Starken wie für den Schwachen; und der Weiseste darf sich nicht rühmen, niemals eine Thorheit begehen zu wollen. Er wäre ein Thor. Und, es ist wahr, Preußen hat nicht das Glück gehabt, in neuerer Zeit große Staatsmänner zu besitzen oder am Ruder zu sehen. Aber so oft und so sehr Preußen auch irrig gehen möge, so kommt doch immer, so kam doch bisher immer — wie wenn sein guter Genius über es wachte und zurück es führte auf die rechte Bahn — ein Haltepunkt, ein Wendepunkt, eine Umkehr zum Wahren und Rechten. Daher können zufällige und zeitweilige Irrungen durch Abweichung von den rechten Wegen Preußens, die auch die rechten Wege Deutschlands sind, jene allgemeine Wahrheit nicht erschüttern noch beeinträchtigen und beschränken, die Wahrheit, daß Preußen in sich und durch sich ganz Deutschland vertritt, und daß das, was Preußen thut, im Großen und Ganzen recht und gut ist für Deutschland, daß es das allein Rechte und Gute für Deutschland ist.

- Daß das der Fall ist, ist übrigens an sich gar kein Verdienst und gar kein Ruhm für Preußen. Denn ein deutscher Staat, der mehr als die Hälfte, der fast drei Fünftel in Ausdehnung und Einwohnerzahl von ganz Deutschland umschließt, muß nach der Natur der Dinge einen solchen Einfluß, und, in Rücksicht auf den preussischen Geist, eine solche Stellung besitzen — wäre das nicht der Fall, so wäre es eben wider die Natur der Dinge. Nur daß es diese Stellung erreichte und diesen Einfluß, ist ein Verdienst und ein Ruhm für Preußen — ein Verdienst, das keine spätere Irrung ihm schmälern, ein Ruhm, den kein Verhängniß der Zukunft verdunkeln kann. Aber von nun an können sein Verdienst und sein Ruhm nur darin bestehen, daß es dieser seiner Stellung sich würdig zeigt.

Preußen also ist im Großen und Ganzen identisch mit Deutschland.

Das ist eine Thatsache, unbestreitbar und unumstößlich. Und in dieser Thatsache liegt, außerhalb des historischen Rechts, die sittliche Begründung und die sittlich = nationale Weihe seines deutschen Berufes. Verneint diese Thatsache, Ihr Männer von Bamberg, leugnet sie, bezweifelt sie, sträubt Euch dagegen — sie ist; sie bleibt. Unwiderlegbar und unumstößlich.

Hieraus folgt aber wiederum ein anderes Moment von allerhöchster Wichtigkeit und Tragweite: nämlich, daß Preußen thatsächlich keine europäische Macht im Gegensatz oder auch nur in Unterscheidung einer deutschen Macht ist. Eine solche Unterscheidung ist ohne Sinn, weil sie thatsächlich unmöglich ist. Durch welchen mystischen Proceß will Preußen deutsch sein und doch wieder europäisch-deutsch, ohne europäisch, und europäisch, ohne deutsch zu sein, und doch wieder beides zusammen? Preußen soll eine Sphynx sein, mit deutschem Gesicht und deutscher Brust, mit europäischen Füßen und europäischem Gefieder. Ist das verständlich? Nein, Preußen ist keine Amphibie, die nach Belieben nun in die dunklen und stürmischen Fluthen der europäischen Politik schlüpfen, nun sich zurückziehen kann auf die terra firma Deutschlands. Nur eins soll Preußen sein, und dies Eine ganz: dann ist es auch von selbst das Andere. Nicht zweiköpfig, einköpfig ist der Adler Preußens; nicht rückwärts schaut er und nicht seitwärts, sondern vorwärts, aufwärts, und mit seinen Schwingen deckt er Deutschland. Und kann denn Preußen europäisch sein, ohne deutsch zu sein? Das ist schon oben widerlegt: da Preußen sich nicht bewegen kann, ohne, unabhängig von seiner Absicht und seinem Wunsche, Deutschland mit in Bewegung, mit in seine Bewegung zu ziehen, so ganz und so vollständig, wie wenn Beide Eins wären, und folglich Beide Eins sind.

Preußen, sagt man hingegen, ist europäisch durch seine nicht-deutschen Bundeslande. Irrthum, Trugschluß! Was Preußen ist und gilt, das ist und gilt es nicht durch ein Fünftel seiner selbst, sondern durch das einige und ungetheilte Ganze seiner selbst, durch die Vollheit seiner Macht und Größe. Wenn der König von Preußen in der europäischen Politik auftritt, so tritt er nicht auf als Großherzog von Posen und König von Ost- und Westpreußen, sondern eben als König von Preußen. Und wenn Preußen als europäische Macht auftritt, so wird es von Europa als solche anerkannt und tritt seinerseits mit diesem Bewußtsein und dieser Verbindlichkeit auf, daß es für seine Politik

einzutreten hat in seiner staatlichen Gesamtheit, mit seiner ganzen ungetheilten politischen Action und eventualiter materiellen Macht; folglich einschließlich der zum Bunde gehörigen Theile, die eben das Gros seiner selbst bilden. Gesezt nun, Preußen in seiner vermeintlichen Eigenschaft einer europäischen Großmacht führte einen Krieg, und das könnte nur gegen Rußland oder Frankreich sein, also einen Krieg, der um ein allgemein europäisches Interesse geführt wird, welches europäische Interesse den „Bund“ zur Zeit nichts angeht. Preußen würde alsdann zu diesem Kriege natürlich auch die Streitmacht seines Bundesgebietes verwenden. Das wäre aber unter der Verfassung des Bundes ein Verfassungsbruch: denn die Bundesgebiete sollen nur den Zwecken des Bundes dienen, nicht den Zwecken Preußens. Erschöpft sich Preußen nun in einem Kriege um europäische Interessen, das heißt, um Interessen, die außer der Bundesphäre liegen, so stellt es den Bund bloß, indem es durch seine Schwächung den Bund in gleichem Maße schwächt und gefährdet, und zwar um Interessen, die dem Bunde fremd sind, oder vielmehr umgekehrt, denen der Bund fremd ist. Mag Preußen in einem solchen Kriege Sieger oder Besiegter sein, das Resultat wird für den Bund stets wesentlich dasselbe sein — denn die materielle Kraft Preußens wird zeitweilig mehr oder weniger geschwächt und verringert, und in gleichem Verhältniß die Sicherheit des Bundes gefährdet sein. Aller Voraussicht nach würden sich aber im Fall eines solchen Krieges die Dinge in Beziehung auf den Bund von vornherein anders gestalten: der Bund würde unfehlbar in den Krieg hineingezogen werden. Also nicht formal um Bundesinteressen, sondern um europäische Interessen, also um Preußens Willen, das wegen dieser europäischen Interessen in den Krieg geht. Und zwar würde das geschehen wiederum formal der Bundesverfassung gemäß, im Geiste aber gegen dieselbe. Deutschland würde formal verpflichtet sein zum Schutze des preußischen Bundesgebietes, zur Hülfleistung Preußens. Ohnehin würde auch Frankreich schwerlich sich auf preußisches Gebiet in seinen militairischen Operationen beschränken, noch allerdings beschränken können. In einem Kriege mit Rußland dagegen ist freilich der Fall möglich, daß zunächst kein deutsches Bundesgebiet vom Feinde verlegt wird: aber Preußen wird natürlich auch an der schlesisch-polnischen Grenze operiren, und Rußland wird gar nicht vermeiden können — sofern Preußen es nicht verhindert — Schlessien, also Bundesgebiet, zu verlegen: überschreitet aber auch nur ein russischer Sol-

dat die schlesische Grenze, so ist der Bund wiederum formal verpflichtet zur Hülfsleistung Preußens.

Nun ist aber, wie oben ausgeführt worden, Preußen thatsächlich identisch mit Deutschland, die Fiction einer europäischen Politik Preußens in Unterscheidung seiner deutschen eben nur eine — Fiction; folglich ist Deutschland allerdings schon um seiner selbst willen genöthigt, Preußen beizustehen in einem Kriege, mögen die Interessen und Zwecke des Krieges sein, welche sie wollen; und durch diese Thatsache wird jener formale Bruch der Bundesverfassung Seitens Preußens wieder geheilt, und andererseits die formale Verpflichtung Deutschlands zum Beistande Preußens auch dem Geiste nach um so zu sagen restaurirt und geweiht. Oder meinen die „Kleinstaaten“ etwa, daß es sie nichts angehe, wenn Preußen angegriffen und beeinträchtigt wird in seinen östlichen Provinzen, die bundesrechtlich nicht zu Deutschland gehören, obgleich sie die urältesten deutschen Lande sind? Eine solche Voraussetzung unsrerseits scheint wirklich widersinnig, unvernünftig. Wie, die Staaten, die so hoch und so laut betheuert, daß die italienischen Provinzen Oesterreichs so wichtig und unerläßlich seien für die Sicherheit und die Ehre Deutschlands, die Himmel und Erde bewegten, auf daß Deutschland für sie kämpfe, sollten diese selbigen Staaten der Ansicht sein, daß die deutschen Provinzen Preußens weniger wichtig und unerläßlich seien für Deutschland, um so mehr, als keine Alpen zwischen ihnen und dem Bundesgebiete liegen? Nein, noch einmal, eine solche Voraussetzung wäre widersinnig, unvernünftig. Wir stellen also als unangreifbar und unumstößlich den Satz auf, daß, wie Preußen um seiner selbst willen und da es identisch ist mit Deutschland, zum Schutze des übrigen Deutschlands verpflichtet ist, so auch das übrige Deutschland um seiner selbst willen gezwungen ist, immer und in allen Fällen und unter allen Umständen, und ganz unabhängig davon, ob Preußen im Recht sei oder nicht, in einem Kriege Preußens zur Hülfsleistung Preußens verpflichtet ist. Preußen kann keinen Krieg führen, bei welchem das übrige Deutschland nicht ebenso wesentlich und ebenso folgenschwer betheiligt wäre, wie Preußen, bei welchem die Sicherheit und die Existenz Deutschlands nicht eben so im Spiele wären, wie die Sicherheit und die Existenz Preußens. Der einzig mögliche Krieg, bei dem das nicht der Fall gewesen wäre, würde ein Krieg Preußens mit der Schweiz wegen Neuchâtel's gewesen sein: aber auch in diesem Kriege hätte es geschehen können, daß deutsches Bundesgebiet verlegt wurde. Dieser Fall ist heute glücklicher Weise nicht mehr möglich.

Da nun die preußischen Bundesgebiete und die Preußischen Nicht-Bundesgebiete immer und überall, möge es sich von der Action Preußens als Europäischer Großmacht oder Preußens, der deutschen Bundesmacht, handeln, untrennbar und unlösbar sind, und Preußen wiederum in dieser seiner Gesamtheit identisch ist mit Deutschland, so folgt als natürlicher und allein möglicher Schluß, daß Preußen — nach den einfachsten Dictaten der politischen Vernunft — mit seinem gesammten Gebiete zum Bunde gehören müßte. Dadurch würden auch gleichzeitig alle vorstehend bezeichneten Widersprüche und Unsinnigkeiten der Beziehungen des Bundes zu Preußen, wie die jetzige Bundesverfassung sie schafft und „legalisirt,“ beseitigt und ein natürliches und klares, einfaches, unverfängliches Verhältniß hergestellt werden.

Eine europäische Politik oder Machtstellung Preußens in Unterscheidung einer deutschen ist im Principe undenkbar, und thatsächlich unausführbar.

Die einzig vernünftige und einzig erspriehliche Lösung des Zwiespaltes, der aus dieser zur Zeit obwaltenden theoretischen oder vielmehr diplomatischen Scheidung und Unterscheidung erwächst, ist der Eintritt der Gesamtheit Preußen in den deutschen Bund.

Anders verhält es sich mit Oesterreich. Die preußische Politik kann niemals in ihrem innersten Charakter, ihren Motiven und Zwecken eine andere als eine rein deutsche sein, so daß, indem sie preußisch ist, sie eben deutsch ist. Die österreichische Politik dagegen kann niemals eine andere, als eine rein österreichische sein, das heißt, eine Politik, die sehr oft nicht deutsch, vielmehr eine den deutschen Interessen und Rücksichten ferne liegende, ja selbst entgegengesetzte und feindliche sein wird oder sein kann. Und das ist ganz in der Ordnung und kann nicht anders sein. Das ist Oesterreichs Recht und Oesterreichs Pflicht, eine österreichische Politik zu haben, das heißt, eine Politik, die den Interessen des Reiches Oesterreich entspricht, eines Reiches, das aus 8 Millionen Deutschen und 28 Millionen Nicht-Deutschen besteht, in welchem mithin das nichtdeutsche Element das deutsche drei bis viermal überwiegt. Nimmt man nun auch an (was noch durchaus nicht erwiesen ist) daß Oesterreichs rein deutsche Provinzen immer und überall daselbe Interesse hätten, wie Deutschland, so dürfte dennoch die österreichische Politik sich hierdurch keineswegs bestimmen lassen, dies deutsche Interesse zum Hebel und zum Zwecke seiner Gesammtpolitik zu machen, was in der That auch noch niemals der Fall gewesen ist und nicht der Fall sein kann, denn das wäre eine schreiende Ungerechtigkeit gegen

die Mehrheit seiner Unterthanen, eine Bevorzugung von einem Viertel oder Fünftel seiner Staatsangehörigen und seiner Gesamtinteressen auf Kosten der übrigen dreiviertel oder vierfünftel; eine solche Bevorzugung wäre ebenso ungerecht, wie sie thatsächlich unausführbar und auf die Dauer unhaltbar ist. Zwar ist es wahr, daß das Trägerthum seiner Macht und seiner Politik in seinen deutschen Landen beruht: allein das ist ganz etwas Anderes, als die Richtung oder die Zwecke seiner Politik; und diese Letzteren allein sind entscheidend für Deutschland bei Erwägung der Frage, ob und wie weit Oesterreichs Interessen identisch oder wenigstens verwandt seien mit denen Deutschlands. Diese Frage aber kann nur dahin entschieden werden, daß eine solche Verwandtschaft keineswegs in hinreichendem Grade existirt, um eine Verbindung Oesterreichs mit Deutschland, wie der deutsche Bund sie zur Zeit schafft, zu rechtfertigen und für Deutschland erwünscht und ersprießlich erscheinen zu lassen. Der zufällige Umstand, daß Oesterreichs Stärkung nach Osten hin im Interesse auch Deutschlands liegt, kann die Grundbeziehungen der beiderseitigen Mächte in keiner Weise zu Gunsten dieser Bundes-Verbindung beeinflussen. Denn die Unterstüzung, die Oesterreich in dieser Beziehung von Deutschland beanspruchen kann und darf, kann und darf eben nur deutscher Seits eine freie, selbstbestimmende und selbstbewußte sein, keine erzwungene, wie sie zur Zeit unter dem Bunde ist oder sein würde. Ja, unter dem Bunde wird Deutschland immer zu einer solchen activen Hilfsleistung gezwungen sein, ohne das Recht zu haben, seine Stimme dabei abgeben, seine Ansicht äußern zu können. Deutschland wird recht eigentlich der Schildknappe, die Heeresfolge Oesterreichs sein. Im italienischen Kriege war das allerdings nicht der Fall, Deutschland blieb unbetheiligt am Kriege. Aber ist es einem Zweifel unterworfen, daß, hätte der Krieg fortgedauert, Deutschland zur activen Theilnahme würde gezwungen worden sein? Diese Theilnahme, d. h. Unterstüzung Oesterreichs hätte möglicher Weise im Interesse Deutschlands gelegen. Immerhin aber würde sie eine gezwungene gewesen sein und die Entscheidung über Krieg und Frieden würde ausschließlich bei Oesterreich gelegen haben. Oder glaubt man, daß Deutschland bloßer Zuschauer hätte bleiben können, so lange deutsches Bundesgebiet unbedroht und unberührt blieb vom Feinde? Das wäre sehr irrig. Es lag in der Hand Baierns, oder jedes anderen deutschen Staates, den Krieg in jedem Augenblicke zu einem Bundeskrieg zu machen. Hätte die Bundesverfassung dazu berechtigt oder verpflichtet? Das war einfach eine

Frage der Interpretation, d. h., der Willkür. Oder vielmehr eine Frage der Anschauung. Baiern und andere Staaten hielten dafür, daß die Sicherheit Deutschlands bedroht, Deutschland daher verpflichtet sei, Oesterreich Beistand zu leisten in Italien. Hätte Baiern nur ein wenig mehr Muth gehabt, oder wäre sein Thatendurst nur auf der Höhe seiner Worte gewesen, so wäre es allein und eigenmächtig Oesterreich zu Hilfe geeilt. Es hätte gar nichts riskirt. Denn Deutschland, Preußen an der Spitze (das heißt, Preußen zuerst) würde alsdann gezwungen worden sein, in die Fußstapfen Baierns zu treten, d. h. Baiern zu schützen. Die übrigen Staaten würden der Heeresbann Baierns geworden sein. Denn Baiern würde natürlich von Frankreich in der Rheinpfalz angegriffen, deutsches Bundesgebiet verletzt worden sein. Oder wäre es Württemberg gewesen oder irgend ein anderer Staat, der nicht an Frankreich grenzt, so würde Frankreich schwerlich Anstand genommen haben, dem Bund den Krieg zu erklären. Es fehlte diesen kleinen Staaten, die so zum Kriege drängten und stürmten, in der That nur ein wenig Muth. Das freilich wußten sie zuvor. Aber sie glaubten, daß hohe Worte hinreichen würden, Preußen „hineinzuziehen.“ Als sie in dieser Erwartung sich getäuscht sahen, wagten sie doch nicht, allein „vorzugehen.“ O, sie hätten sich beruhigen können, diese großen Staatsmänner der kleinen Staaten. Sie hätten überzeugt sein können, daß Preußen ihnen auf dem Fuße gefolgt wäre, daß es ihnen auf dem Fuße hätte folgen müssen. Wird irgend Jemand behaupten wollen, daß Preußen hätte können theilnahmslos bleiben am Kriege, sobald auch nur ein einziger der kleinen Staaten Oesterreich „Beistand“ geleistet hätte? Entweder der Bund wäre auseinander gegangen oder wäre in den Krieg „gezogen.“ Und selbst in ersterem Falle hätte Preußen den Krieg nicht vermeiden dürfen, nicht vermeiden können. Denn in oder außer dem Bunde, mit ihm oder ohne ihn, wird Preußen nimmer dulden können oder geschehen lassen können, daß ein Fuß breit von Deutschland von einem Feinde besetzt sei. Und das würde unfehlbar der Fall gewesen sein, hätte der Krieg noch fortgedauert. Das wird auch unfehlbar der Fall sein, so oft Oesterreich Krieg führt. In dieser Beziehung befindet sich also Oesterreich in demselben Verhältniß Deutschland gegenüber, wie Preußen. Deutschland wird unfehlbar und unvermeidbar in alle österreichischen Kriege mit hineingezogen werden, wie in alle preußischen. Aber Oesterreichs Kriege sind eben immer nur österreichische Kriege, d. h. Kriege, in denen das österreichische und nicht das deutsche Inter-

esse maßgebend ist, und doch wird Deutschland thatsächlich immer nur die Heeresfolge Oesterreichs sein in Oesterreichs Kriegen, dem Wesen nach ganz im Sinne des alten Kaiserthums, ohne irgend ein Stimmrecht oder eine Selbstbestimmung, sei es zum Kriege oder zum Frieden. Aber entspricht dieser Zustand dem deutschen Interesse und der deutschen Würde?

Diesem unnatürlichen Zustande abzuhelpen, giebt es nur einen Weg, nur ein Mittel: die Ausscheidung Oesterreichs aus dem Bunde in dessen gegenwärtiger Gestalt.

Es ergibt sich nach vorstehender Ausführung, daß, wie zwar in Bezug auf das Verhältniß einerseits Preußens, andererseits Oesterreichs, zu den nicht preußischen und nicht österreichischen Bundesgebieten derselbe Umstand obwaltet, daß die Letzteren immer zu einer Theilnahme an preußischen oder österreichischen Kriegen sich werden gezwungen sehen, doch durch die Natur der Dinge aus diesem übereinstimmenden Umstande eine entgegengesetzte Folgerung in Rücksicht auf Preußen und Oesterreich wie von selbst gegeben ist, für Preußen die Folgerung seines Gesamteintrittes in den Bund, für Oesterreich diejenige seines Ausscheidens aus dem Bunde. In der That, wie der Eintritt Preußens in seiner Gesamtheit in den Bund durch die Natur der Verhältnisse, durch alle politisch-nationalen Rücksichten und Nothwendigkeiten geboten ist, so ist es aus denselben Gründen der Austritt Oesterreichs aus dem Bunde. Aber keineswegs soll hiermit eine Trennung Deutschlands von den deutschen Besitzungen Oesterreichs, noch selbst vom Reiche Oesterreich bewirkt oder bezweckt werden. Im Gegentheil, die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich soll, indem sie auf einer naturgemäßen und politisch-vernünftigen Basis wieder begründet und hergestellt wird, um so enger, fester und unlösbarer geschlossen werden. Und zwar, indem der deutsche Bund Oesterreich alle diejenigen Länder, welche jetzt zum Bunde gehören, auf ewige Zeiten garantirt, während Oesterreich seinerseits dem Bunde alle seine jetzigen Lande garantirt. Deutschland würde hierdurch die Freiheit seiner politischen Action erlangen und um so bereitwilliger und freundiger Oesterreich im Krieg wie im Frieden wie ein Bruder zur Seite stehen, ja selbst von vornherein gewisse Garantien in Bezug auf die nicht-deutschen Besitzungen Oesterreichs übernehmen.

Wir kommen nun schließlich zurück auf das Verhältniß Preußens zum übrigen Deutschland.

Es wurde bewiesen, daß Preußen identisch sei mit Deutschland.

Diese Thatfache begründet wiederum für Preußen, neben seinem historischen Rechte, ein speciell sittlich-nationales Recht zur Führerschaft Deutschlands.

Aus diesem Doppelrechte folgt eine Pflicht für Preußen. Die Pflicht, von Deutschland diese Führerschaft zu beanspruchen, Deutschland einzuladen, daß es seiner Führung sich anvertraue.

Doch keineswegs soll hiermit befürwortet werden, daß Preußen durch Gewalt diese Pflicht erfülle oder zu erfüllen suche.

Es handelte sich hier nur um eine theoretische oder principielle Begründung und Darlegung der geschichtlichen und politisch-nationalen Grundbeziehungen zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland.

Und nimmer soll die Hoffnung sinken, daß die Herstellung der hier angedeuteten Neugestaltung auf friedlichem Wege, durch die Macht der Ueberzeugung, durch die Willensverkündung und den Willensmuth des deutschen Volkes sich bewerkstelligen werde.

Fünfte Abtheilung.

D e s t e r r e i c h.

Ich habe vor mir die Karte von Europa. Ich blicke hernieder auf sie, und ich erschrecke.

Der zwanzigste Grad östlicher Länge durchschneidet Europa in der Mitte vom Norden zum Süden und theilt es der territorialen Größe nach in zwei gleiche Hälften, eine westliche und eine östliche Hälfte. Die westliche Hälfte bietet in jeder Beziehung den Gegensatz zur östlichen. Die eine, die westliche Hälfte, zeigt in ihrem äußeren überall vom Meere begrenzten Umrisse eine fast wunderbar gestaltete Configuration, eine Verschlungenheit von Einschnitten und Ausschnitten, von Inseln und Halbinseln, von Meerengen und Buchten, wie die Phantasie kaum künstlicher, kunst- und launewoller eine Länderbildung sich vorzustellen vermöchte. Wie die äußere Gestaltung, so die innere. Nicht die physische ist hier gemeint mit ihren Bergen und Flächen,

Seen und Flüßen, sondern die staatlich-politische. Diese Hälfte besteht aus einer großen Anzahl von Staaten von sehr verschiedenem Umfang und sehr verschiedener Einwohnerzahl mit den verschiedensten Verfassungen, Regierungs- und Verwaltungsformen; und deren Bevölkerungen, wenn sie zwar Alle derjenigen Cultur angehören, die eben die europäische heißt und in ihrer Gesammtheit sie bilden, doch innerhalb dieses äußeren Rahmens sehr verschieden sind in Charakter und Sprache nicht nur, sondern auch in ihren national- und international-politischen Neigungen und Wünschen, Tendenzen und Zielen: ein wahres Chaos von Völkerperplexitäten; ein ruh- und rastloser Strudel von Neid und Eiferfucht, und wenigstens von einer Seite ein immer gährender Schlund von Eroberungs- und Beherrschungsgelüsten und allerhand ehrgeizigen Plänen; in einem Worte endlich, überall mehr oder weniger selbstfüchtige Ziele und Zwecke, die all sich durchkreuzen, verstricken, umgarnen.

Ganz anders, ganz entgegengesetzt die östliche Hälfte. Sie ist vom West zum Ost, vom Nord zum Süd ein einziges Land, ein einziges Volk, ein einziges Reich. Ein einziges Land, genau so groß wie alle anderen Länder der westlichen Hälfte zusammengenommen, 90,000 Geviertmeilen hier und 90,000 dort. Ein einziges Volk gegenüber den vielen Völkern und Völklein des Westens, im Großen und Ganzen demselben Völkerstamme angehörend, desselben Ursprungs, derselben Geschichte und derselben Entwicklung; dieselbe Sprache sprechend, dieselbe Religion bekennend, von demselben Charakter, derselben Sitte, derselben Cultur. Ein einziges Reich gegenüber den hundert Reichen und Reichlein des Westens, mit einem Haupte, einem Willen, einem Rechte. Hier alle Elemente der Einheit, der Stärke, der Kraft, alle Bürgschaften und Bedingungen der gleichmäßigen Weiterentwicklung, des nothgedrungenen Fortschritts in der Einheit, der Stärke, der Kraft; ein Riesenstaat schon jetzt, und unaufhaltfam und unabhängig von seinem eigenen Willen mit Riesenschritten voranschreitend, in Riesenverhältnissen innerlich wachsend, steigend, schwellend: dort eine Vielheit staatlicher Einheiten, groß und klein, in allen Verhältnissen und Abstufungen; alle mehr oder weniger geistig und sittlich und physisch von einander verschieden und geschieden, getrennt und gespalten, eine Hälfte kurzum, mit allen Elementen, gegenüber jener anderen Hälfte, der Schwäche, der Lähmung, der Zersetzung.

So scheint es, daß Jene Recht haben, die da prophezeien, daß die Zukunft Europas der östlichen Hälfte gehört.

Der Name dieser Hälfte ist Rußland: also ihm gehört die Zukunft Europas.

Und die Wahrscheinlichkeit, gewiß, ist vorhanden.

„Noch lange nicht“, so wendet man ein.

„Zählt die westliche Hälfte in ihrer Gesamtheit nicht dreimal so viele Bewohner als die östliche? Und ist sie der östlichen nicht unendlich voraus in Künsten und Wissenschaften, in Gewerbe und Handel, in geistiger und physischer Hinsicht, auf allen Gebieten des politischen, socialen und materiellen Lebens, in Cultur und Civilisation? Ist sie in ihrer Gesamtheit, ja selbst in einzelnen ihrer Glieder nicht der östlichen unendlich überlegen an physischen Kräften und materiellen Hülfsmitteln aller Art und Gattung?“

Sa, sehr wahr — obgleich hierbei die Uebercultur, die negativen Elemente der Civilisation der westlichen Hälfte nicht in Rechnung, das heißt, nicht in Abrechnung gebracht sind: doch wir geben diese in den Kauf. Wir geben zu, daß in allen diesen Beziehungen die westliche Hälfte voraus ist, unendlich voraus.

Wie lange aber wird das noch der Fall sein? Die Bevölkerung? Sie kann nicht mehr verhältnißmäßig viel wachsen im westlichen Theile. Sie kann aber viel noch wachsen, und wächst in starker Progression im östlichen Theile. Kann sie, wird sie die westliche Hälfte nicht einholen in dieser Beziehung? Viele bezweifeln, Manche bestreiten es. Man behauptet — ohne es zu beweisen — daß die Boden- und klimatischen Verhältnisse dieses ungeheuren Flächenlandes nicht geeignet, ja, daß sie völlig ungeeignet seien für eine dichtere Bevölkerung, und daß daher die jetzige Bevölkerung nicht wesentlich zunehmen werde. Ein schöner Trost! Bis jetzt hat sie zugenommen, und insbesondere in den letzten Jahren sehr beträchtlich, in größerem Verhältniß als in irgend einem anderen Lande Europas, England, Norddeutschland und Oesterreich ausgenommen. Und ist nicht eine der ersten Bedingungen eines Bevölkerungszuwachses, ein herrliches Flußsystem, vorhanden, namentlich im Süden? Und kann nicht nachgeholfen werden durch die Kunst dem, was die Natur versagt hat? Durch Kanal- und Wasserbauten, durch Straßen und Eisenbahnen? Was schon im Werke ist. Und wird nicht die Wohnbarkeit des Landes gehoben in dem Maße, wie die Wälder gelichtet werden und das Land bebaut, der Boden cultivirt wird? Und geschieht das nicht in eben dem Maße, wie die Bevölkerung sich vermehrt, indem also das Eine auf das Andere wirkt? Waren es wieder doch Deutsche, die den Russen gelehrt, wie die dichtesten

Wälder zu lichten, die ödesten Steppen urbar zu machen, die sandigsten Wüsten zu cultiviren sind. Aus dem Urwald sind herrliche Forsten, aus Wüsteneien fruchtbare Kornfelder, aus Steppen liebliche Gärten entstanden. Das that der Deutsche. Er schuf Ackerbau und Gewerbe, er gründete Städte und Dörfer. Das hat der Deutsche den Russen gelehrt. Dankt es der Russe dem Deutschen? Oh, wer dankt denn dem Deutschen? Wer dankt dem Deutschen für seine Betriebsamkeit und seinen Fleiß, für seine Arbeit und seinen Schweiß? Hinter dem Engländer steht ein England, hinter dem Franzosen ein Frankreich, hinter dem Holländer ein Holland, und hinter dem Deutschen — steht kein Deutschland. Doch genug, in Betreff der beiden Hauptfactoren, Vermehrung der Einwohner und Bodencultur — und mithin Bewohnbarkeit des Landes — sind Rußland durchschnittlich keine Schranken gesetzt, so wenig wie den Ländern der westlichen Hälfte: ja, ist nicht diese schon in dieser zwiefachen Hinsicht nahe an ihre äußerste Grenze gelangt, während Rußland noch weit, weit davon entfernt ist? Mag es auch sein, daß Rußland niemals in gleichem Grade bevölkert und in gleichem Grade cultivirt sein wird, wie im Durchschnitt das westliche Europa, so wird doch der Vorsprung des Letzteren im Laufe der Zeit sehr beträchtlich vermindert sich finden. Die Durchschnittsbevölkerung der westlichen Hälfte beträgt heute nicht viel mehr als 2000 Seelen auf die Quadratmeile; diejenige Rußlands 600: Sene wird nur sehr wenig und sehr langsam sich vermehren, Diese dagegen vergleichsweise schnell und voraussichtlich noch sehr bedeutend, wird mindestens auf 1,500 Seelen steigen. Der Vorsprung Westeuropas wird also auf ein Minimum reducirt werden, in dem Verhältniß etwa von 4 zu 3. Die politische und militairische Verwerthung dieser Völkermasse wird aber mit der Zeit ebenfalls in gleichem Maße stattfinden können, wie diejenige Westeuropas, sobald Schienenwege das unermessliche Reich durchschneiden von Ost nach West, von Nord nach Süd, und es in allen Richtungen durchkreuzen; und walten eben nicht vorzugsweise und fast ausschließlich strategische Rücksichten ob bei dem Baue derselben, um die Mittel zu sichern, große Menschenmassen schnell vereinen, aus den entferntesten Provinzen, den entlegensten Regionen auf einen bestimmten Punkt dirigiren, an einem Orte versammeln zu können.

Wie endlich verhält es sich mit der gerühmten Ueberlegenheit des westlichen Europas in staatlich-socialer Beziehung und allgemeiner Civilisation? Ohne Zweifel, die Ueberlegenheit ist unermesslich, bringt man selbst die negativen Elemente dieser Civilisation — wahrlich kein

geringfügiges Sten — in Anrechnung, d. h. in Abrechnung. Zunächst aber ist zu erwägen, daß eine höhere Civilisation an und durch sich allein Staaten und Völker noch niemals geschügt und bewahrt hat vor Unterjochung durch weniger civilisirte Völker, ja selbst durch „Barbaren“; und wenn auch unsere Civilisation, die westeuropäische Civilisation des 19. Jahrhunderts, wenigstens der Vorwurf nicht treffen kann, daß sie die Völker verweichlicht, den persönlichen Muth geschwächt, den nationalen Sinn erschlaßt hat, so ist dagegen in Erwägung zu ziehen, daß Rußland auch in dieser Hinsicht voranschreitet, und der Natur der Dinge nach schnelleren Schrittes, als die Völker des westlichen Europas, die überhaupt vielleicht eines wesentlichen Fortschrittes nicht mehr fähig sind, weil sie eben in dieser Beziehung das Mögliche bereits erreicht haben. Also auch hier schwindet mehr und mehr der Vorsprung des westlichen Europas. Denn ist nicht eben in dieser Stunde Rußland, wie man hoch und laut verkündet, in einer inneren „Revolution“ begriffen? — einer Revolution in der That von unermesslicher Tragweite, von weltgeschichtlicher Bedeutung? Mag sein, daß, wie man sich schmeichelt, Rußland zu äußerer Action, d. h. zu Krieg und Druck nach Außen, wenig geschickt und geneigt ist, so lange diese Revolution, die Befreiung der Leibeigenen, in der Ausführung und Durchführung begriffen ist: um so geschickter und vielleicht geneigter wird es aber hierzu sein, sobald diese Revolution beendet ist, sobald es diese Fessel abgestreift hat von seinen Gliedern, sobald vierzig Millionen Sklaven freie Staatsbürger geworden und, im Besitze und in der Uebung der Freiheit, nach jeglicher Richtung hin dem Staatscolosse eine neue Kraft und einen neuen Aufschwung verleihen werden, die seine Wucht verdoppeln und verdreifachen werden im politischen Systeme Europas.

Das ist Westeuropa, und das ist Rußland. Rußland wird der Herrscher, der Gebieter, der Machthaber sein Europas. Selbst ohne einen Fuß breit hinauszugehen aus seinen gegenwärtigen Grenzen. Durch seine eigene innere Wucht wird es drücken und lasten auf Europa, und vergebens wird Europa suchen, diese Last abzuwälzen, sie zurückzudrängen, zu stemmen. Vergebens wird es sich sträuben, vergebens wird es ringen und kämpfen gegen sie. Mag es oft und oft die russische Macht zurückwerfen, sie besiegen, sie schwächen: es wird im Siege selbst sich selber schwächen mehr als Rußland; es wird von Neuem, wieder und wieder, immer und immer, anzufangen haben; die Fluth, so oft sie zurückgedrängt worden, wird über kurz oder lang

von Neuem anschwellen, vordringen, überstürzen — Europa wird sich erschöpfen an dieser Arbeit, wird sich verbluten an diesem Werke.

Das ist die Zukunft Rußlands und die Zukunft Europas.

Das heißt, die Zukunft Europas gehört Rußland. Ist das Erbe der Zaren. Nicht heute, nicht morgen. Aber früher oder später. Unfehlbar, unvermeidbar, unabweidbar.

Und welche unter den Nationen Europas trifft dieses Schicksal zuerst und zumeist?

Ah, die verhängnißvolle Antwort zittert jedem Deutschen auf der Lippe, preßt ihm aus der Tiefe seiner Seele einen Weheruf der Angst, ach, wie einen ersten Seufzer des Todes hervor. Deutschland ist das erste Opfer, o, das Opfer, das die Schuld Europas zu tragen, mit seinem Untergange zu sühnen hat.

Die Schuld Europas, und die eigene Schuld. Ah, diese zumeist — denn Deutschland bedarf seiner Kraft, und wirft sie doch eigenwillig von sich, indem es sich selber zerstückelt, sich selber veruneinigt, sich selber entzweit. Deutschland bedarf der nationalen Centralisation, um seiner Sicherheit, um seiner Unabhängigkeit, um seiner Freiheit, um seines Lebens willen — und flieht doch eigenwillig diese Centralisation wie eine Pest. War jemals eines Volkes Verblendung größer, als die des deutschen Volkes? Ein Weg der Rettung bietet sich, einer, und Deutschland meidet ihn; eine Leuchte des Heiles ist ihm gelassen, eine, und Deutschland folgt ihr nicht und verschließt seine Augen. Es könnte der Schlange, die es zu umstricken droht, den Kopf zertreten, wenn es nicht jene andere Schlange in seinem eigenen Busen noch nährte, die Schlange der Eifersucht und der Zwietracht. Die Nemesis wird es ereilen. Das schreckenvolle Verhängniß wird sich erfüllen, so gewiß und so sicher, wie jenes der Alten, das die Erinyen vollstreckten, die furchtbaren Spenderinnen der Rache der Götter. Das wird das Schicksal Deutschlands sein, wäre selbst Rußland allein der Coloss, der herabdrückt auf seine Schulter, der einen Fuß schon hineingeschoben hat wie einen ersten Keil des Todes in seine Grenzen, fast bis in sein innerstes Herz. Aber auch auf seinen anderen Grenzen ist ein Reich, das darnach strebt, die Herrschaft des West-Continentes an sich zu reißen und das durch seine Größe und mehr noch seine innere Constitution, die höchstmögliche administrative und politisch-nationale Centralisation in so fern alle Bedingungen des Erfolges besitzt; ein Reich, das allein in Europa von dem Uebergreifen Rußlands nicht bedroht wird, vielmehr Gewinn daraus zu ziehen hofft. Und dennoch bleibt Deutschland Un-

gefichts dieser doppelten Gefahr, die mit jedem Tage und mit jeder Stunde sich steigert, bleibt Deutschland regungslos, in Worten zwar nicht, aber in Thaten. Wahrlich, nicht Worte werden es retten, nur Thaten. Und auch für Thaten wird es einst zu spät sein.

In der Einheit Rettung, in der Einheit Heil.

Ghe sich das Verhängniß vollzieht.

Nächst der Einheit Deutschlands würde die Stärkung des Orientes ein Mittel sein, dem Uebergewichte Rußlands eine Schranke zu setzen, seiner zermalmenden Wucht zu widerstehen. Aber ach, die Stärkung des Orientes! Welchen frischen und jugendkräftigen Reis will man aufsprießen auf diesen verdorrnden Stamm, daß ein neuer Baum entsproße aus ihm und aufwache zur Kraft? Wäre selbst der gute Wille vorhanden von Seiten der Mächte, so würde doch all ihre Arbeit umsonst sein, wollten sie die Wiedergeburt bewirken unter dem Schatten des Halbmonds. Und doch leuchtet der Halbmond noch dort am goldenen Horn, und, so matt sein Schimmer auch sei, so können sie doch mit Gewalt ihn nicht auslöschen; er kann nur von selber erlöschen, und wird doch wiederum, indem er erlischt, aller menschlichen Boraussicht nach wie zum Scheidegruße den Orient in Feuer und Flammen setzen, den Himmel weithin färbend mit blutigem, grausigem Roth. Seit lange sitzen die fünf Mächte am Sterbebette des Kranken und berathen und verordnen ihm Arznei über Arznei, wünschend, hoffend, fürchtend, daß er verscheide. Das aber kann noch sehr lange dauern, trotz aller Arzeneien. Inzwischen rühren und regen sich die christlichen Glieder dieses muhamedanischen Hauptes, und wollen dieser unnatürlichen Verbindung sich entziehen, sich losreißen von dem siedenden, sterbenden, faulenden Kumpfe. Moldau, Wallachei, Serbien, Bulgarien. Das Haupt kann nicht sterben, die Glieder können nicht leben. Giebt es kein Mittel, diesen Zwiespalt zu lösen? Man trenne die Glieder vom Haupte. Man umschreibe das Haupt im Halbkreise vom Balkan herab bis zum Meere. Die fünf Doctoren mögen den Kranken im Serail dann weiter hüten, ihre Kuren fortsetzen und alle Tröstungen des Korans ihm spenden, die letzte Delung ihm administrieren.

Was aber mit den Gliedern? Sie selbstständig machen? Die Vorbedingung müßte sein, daß hierzu der innere Stoff, der Stoff der Selbstregierung vorhanden ist. Und das ist wohl schwerlich der Fall. Man hat den Versuch gemacht in der Moldau und Wallachei. Was ist geschehen? Noch war kaum die Tinte getrocknet, mit der die sämt-

lichen Großmächte Europas mit Hülfe Sardiniens, der sechsten Großmacht in spe, schwarz auf weiß den Fürstenthümern eine „Verfassung“ nach schweren diplomatischen Wehen octroyirt und garantirt hatten, so ward sie schon, diese Verfassung, durch den allerersten Act Derer selbst, für die sie bestimmt war, in einem ihrer wichtigsten Punkte annullirt, das heißt, das Gegentheil von dem geschah, was geschehen sollte. Dieser Umstand würde freilich keineswegs an sich zu der Folgerung berechtigen, daß die Fürstenthümer mit der Verwerfung der in Rede stehenden Bestimmung das Bessere verwarfen, das Schlechtere erwählt hätten — behaupten doch selbst einige der Großmächte, daß die Wahl ein und desselben Hospodars für beide Fürstenthümer eben entschieden und ganz allein „im Geiste“ der Verfassung sei, und, noch mehr, die Wahl ist auch nachträglich von den Mächten anerkannt worden — freilich unter der Gunst oder Ungunst anderer und für den Augenblick gewaltigerer Ereignisse. Dieser „Einheitsstaat“ mag also vollkommen den Interessen und Wünschen der Bevölkerung entsprechen. Wer aber bürgt dafür, daß nicht morgen ein „Staatsstreich“ das Werk von gestern wieder umstürzt, daß die Bevölkerungen plötzlich entdecken, diese Hermaphroditenverfassung sei nicht lebensfähig, entspreche ihren Interessen und Neigungen nicht? Fand nicht zu derselben Zeit in dem benachbarten transdanubischen Fürstenthum ein ähnlicher Staatsstreich Statt, und war nicht, schon wenige Wochen nachher, eine „Verschwörung“ im Werke — ein neuer Staatsstreich im Keime — um wieder eine andere „Dynastie“ an das Ruder zu bringen? Nein, es ist nicht erlaubt, zu hoffen, daß die Fürstenthümer schon reif sein würden und reif seien für eine wahre und wirkliche, die Ordnung im Innern und die Sicherheit nach Außen verbürgende Selbstständigkeit. Die Zeit ist noch nicht gekommen. Es sind noch keine sicheren Unterlagen, keine festen Säulen der staatlichen Ordnung vorhanden. Und wie könnte das sein nach einem vierhundertjährigen Drucke unter den Türken, einem vierhundertjährigen politischen Helenthume? Nicht unter dem Joche werden die Völker zur Freiheit erzogen. Nicht eine „Türkenwirthschaft“ war geeignet, die Keime einer christlichen und vernünftigen Staatsordnung gedeihen und erstarken zu lassen. Das war kein Acker für solche Pflanze. Und wenn sie in neuerer Zeit dennoch empor sproßte, je mehr die Herrschaft der Türkei zurückwich, so senkte sich in gleichem Maße der Mehlthau der europäischen Rivalitäten auf sie. Und dieser trägt die Schuld, daß die junge Pflanze so verkümmerte, daß der zarte Stamm so verkrüppelte. Und würde nunmehr,

mit der Türkei auf Constantinopel beschränkt und daher aus dem Spiele gelassen, die Rivalität der Großmächte aufhören in den Fürstenthümern über und unter der Donau? Mit Nichten. Sie würde erst recht beginnen. Sassy, und Bucharest, und Belgrad würden eben so viele Constantinopel im Kleinen sein. Ist es nicht jetzt schon so unter der Souverainetät der Pforte? Und welche Macht würde immer vorherrschend sein, wenn nicht Rußland? Die Fürstenthümer würden in Wahrheit russische Trabanten sein, bis sie zu gelegener Zeit eines nach dem andern in Rußland „aufgehen“ würden. Ebenso wenig würde eine Conföderativ-Verbindung sie vor diesem Schicksal bewahren. Sie würde es aller Voraussicht nach beschleunigen. Trotz allen Verträgen, trotz selbst allen Garantien Europas. Wie es mit den „europäischen Garantien“ bestellt ist, darüber hat uns die neuere und neueste Geschichte wohl hinlänglich aufgeklärt. Wer die meisten Bajonette hat, der ist der beste Logiker.

Was aber alsdann machen mit diesen Ländern? Wie sie retten vor Rußland und hierdurch verhindern, daß der Coloss Oesterreich und Deutschland und Europa mehr und mehr umstricke, Deutschland und Oesterreich umklammere, sie ersticke und erdrücke in tödtlicher Ummarmung? Eine starke Schutzwehr ist nöthig, eine Schutzwehr stark durch sich selbst und zwar stark genug, um dem furchtbaren Drucke zu widerstehen, ihm mindestens das Gleichgewicht zu halten.

Diese Schutzwehr, o, könnte Oestreich sie sein!

Und Oestreich kann sie sein — noch mehr, kann allein und ausschließlich sie sein.

Oestreich, ja! Oestreich!

Hier eröffnet sich von selber die Bahn, die glänzende Bahn, die das neue Oestreich zu wandeln hat, die zu seinem eigenen Ruhme und zu seiner eigenen Größe nicht weniger, als zum Heile Deutschlands und Europas die Vorsehung ihm anweist. Dorthin soll seines Doppeladlers stolzer Flug sich richten, wo im Morgen die Sonne sich hebt und ihm winkt, emporzusteigen, sich hinaufzuschwingen mit ihr am erhabenen Horizonte der Zukunft. Oestreich, wie sinnig sein Name es ausdrückt, das Reich des Ostens. Hier beginnt die hohe, die deutsche, die europäische, die cultur- und welthistorische Mission Oestreichs!

Der Charakter eines Staates, seine Stellung und seine Aufgabe oder Bestimmung in der Geschichte sind wesentlich bedingt, ja, von vornherein gegeben durch seine geographische Lage und event. die Völkerstämme, die er umschließt.

Die heutige ethnologische Gestaltung Europas ist im Großen und Ganzen das Werk der Völkerwanderung. Als diese gewaltige und wunderbare Fluth sich über Europa ergoß und die einzelnen Völkerschaften in den verschiedenen mit Ausnahme Italiens damals nur spärlich bevölkerten Ländern sich bleibend niederließen, da gingen, durch die Uebersahl erdrückt oder aber weil ihre Kraft erschöpft und gebrochen war, die Urbewohner dieser Länder als selbstständige Völker unter oder verschmolzen sich allmählig mit den Neugekommenen, und es bildeten sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte und unter dem Einflusse klimatischer und anderer Verhältnisse die Nationalitäten aus, während gleichzeitig die politisch-geographische Abgrenzung derselben sich in schärferer und bleibenderer Weise bewerkstelligte. So entstanden als Haupt-Völkergruppen der neueren Geschichte, des heutigen Europas: Italiener, Spanier, Franzosen, lateinischer — und Deutsche, Scandinaven, Engländer — germanischer Abstammung; und im Osten Sarmaten und Slaven. Diese Völker füllen, meistens in sehr scharfer, durch die Territorial-Gliederung unseres Erdtheils vorgezeichneter Abgrenzung, das ganze Europa mit Ausnahme des südöstlichen Theiles, d. h. etwa desjenigen Theiles, den westlich das adriatische Meer, südlich und östlich das Mittelmeer und dessen Buchten bis hinauf zur Mündung der Donau, und nördlich die Donau von der Mündung bis etwa zu den deutsch-österreichischen Ländern begrenzen; auch die Fürstenthümer nördlich der Donau gehören diesem ethno-geographischen Gebiete an. Diesem letzteren Gebiete nun, wie es schon in klimatischer und tellurischer Hinsicht alle Gegensätze in sich vereinigt, war es beschieden, auch in ethnographischer Beziehung ein wahres Babel von Völkerschaften zu werden und zwar ein Babel nicht nur der Sprachverwirrung, sondern auch der gegenseitigen Verfeindung, die, soweit eine Berührung stattfand und stattfinden konnte, durch die Jahrhunderte hindurch unverzöhnt und unverzöhnbar fortgelebt hat und heute noch fortlebt. Wenn irgend wo, so ist dort der Kampf, um mit Hobbes zu reden, der „Naturzustand.“ Und im eigentlichsten Sinne. Denn der permanente Kampf dieser staatlichen Potenzen oder vielmehr Impotenzen ist nicht ein Kampf, wie er sonst wohl zwischen Staaten ein und derselben Nationalität stattfindet, sei es aus politischem Nebenbuhlerthume und commerzieller Eiferfüchtelei, wie es bei den italienischen Republiken der Fall war, oder aus theoretisch- oder metaphysisch-politischen Vorurtheilen, wie es zur Zeit noch in unserm lieben Deutschland der Fall ist; sondern ist eine Folge der Grundverschiedenheit der Nationalitäten, wenn man es

so nennen kann, der einzelnen Völkerschaften. Eine Verschmelzung war hier nicht möglich, weil allein das Byzantinische Kaiserreich, damals, zur Zeit der Völkerwanderung, noch jung und kraftvoll, dem Andrang der rollenden Völkerfluthen widerstand und seine Oberhoheit über sie behauptete, sie seiner Botmäßigkeit unterwarf und jeden einzelnen Völkerstrom, der innerhalb seiner Grenzen sich niederließ, in seiner ursprünglichen territorialen Schranke hielt, während nach dem Beispiel des weströmischen Reiches jegliche Völkerschaft im Besitze ihrer eigenthümlichen Gewohnheiten und Regierungsweisen blieb. Dann auch geschah es, daß von vornherein eine territoriale Abscheidung der verschiedenen Tribus Platz griff, indem eine jede, ohnehin der Zahl nach beschränkt, auf dem einmal freiwillig oder unfreiwillig, zufällig oder absichtlich eingenommenen Landstriche verblieb, sich dort festsetzte und einwohnte. So war von Anfang an diesen Miniatur- und Pseudo-Nationalitäten ein freies Feld ihres eigenen selbstständigen Fortbestandes gegeben, und um so weniger konnte sich zwischen ihnen eine politisch-nationale Vereinigung bewerkstelligen, als einerseits jede äußere Veranlassung hierzu fehlte und andererseits diese Völkerschaften nicht, wie in Deutschland, nur verschiedene Stämme ein und derselben Race, verschiedene Zweige ein und derselben Familie waren, sondern, wie bemerkt, grundverschiedenen Nationalitäten angehörten, die schon von Natur sich gegenseitig abstießen und verfeindeten. Dieser Zustand wurde in keiner Weise verändert, als um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Morgenländische Kaiserreich, seit Jahrhunderten im Verfall und in innerer Auflösung begriffen, stürzte, und der Halbmond seine Herrschaft bis tief hinein in das christliche Europa, bis zu den Pforten selbst des heiligen Römischen Reiches und seiner östlichen Dependenz ausdehnte. Die meisten jener Völkerschaften, die bis dahin zum byzantinischen Reiche gehörten, wurden von den Türken unterjocht: doch nur politisch, nicht religiös. Der Türke war tolerant — toleranter als das christliche Europa. Er kannte keine Inquisition, keine Folter, keine Scheiterhaufen. War es Politik, Großmuth, Staatsweisheit? Zum Theil. Aber das Schwert des Muselmannes hatte auch längst seine religiös-propagandistische Tugend verloren, war macht- und kraftlos gegen das Kreuz. Diese Befehrungskraft hatte es in der That nur gehabt in jener kurzen Spanne Zeit, als unter den ersten Kaliphen, Nachfolgern und Statthaltern ihres großen Propheten, jene wilde Schaar der Gläubigen der Wüste in fanatischem Befehrungseifer über Asien und demnächst zu Anfang des 8. Jahrhunderts längs

der Gestade des Mittelländischen Meeres wie eine feurige Lawine dahin sich wälzte, das Gebot des Propheten zu erfüllen, die Völker der Erde zu unterjochen, durch Feuer und Schwert sie dem Koran zu knechten. Endlich von Afrika herüber nach Europa, von der Stadt Sanct Augustin's durch Apulien und Calabrien fort bis zu den Thoren der stolzen Roma, der ewigen Stadt; Spanien, das schwache Reich der Wisigothen, fällt bei Xeres, das Banner Mahomets weht siegreich hinüber in das Land der Franken, droht Europa zu überschatten; da plötzlich ward die Verheißung des Propheten zu Schanden auf den Ebenen von Poitiers und Narbonne. Der Halbmond ist besiegt, die Sarazenen weichen zurück, Europa und das Christenthum sind gerettet. Von da an war auf dieser Seite die Macht der Muhamedaner gebrochen, ihre Kraft erschöpft: wenn nicht gänzlich vertrieben aus Europa, so fristeten sie dennoch nur, mehr und mehr zusammengedrängt auf einen der unwirthlichsten Flecken der iberischen Halbinsel, in ihrem Königreich Grenada, unter Furcht und Zittern, aber zähe und geschmeidig, fast neun lange Jahrhunderte hindurch ihr westeuropäisches Leben — bis jener finstere Geist, der dritte Philipp, das Wort der Verbannung über sie sprach: eine Million Mauresken, die Nachkommen jener fanatischen Krieger Muzas, kehrten geächtet, verstoßen, verpönt, Europa auf immer den Rücken: Xeres war geföhnt, Roderich gerächt. Und doch noch glücklich sie — ihr Loos war die Verbannung, das der „Heretiker“ Auto da Fe's . . .

Aber während der Stern des Muhamedanismus im Südwesten Europas mehr und mehr erblich, war er aufgegangen im Südosten. Fast zu derselben Zeit, wo Ferdinand von Aragonien Grenada, das Maurische Königreich, eroberte und dessen letzter König entfloh, siegte im Osten der Halbmond über das Kreuz. Constantinopel fiel und mit ihm das griechische Reich: auf seinen Trümmern gründete der Eroberer, Mahomet II., in Europa das osmanische Reich — Serbien, Bosnien, Albanien, Griechenland und Morea mit den Inseln des Archipelagus wurden das Erbe der Osmanen.

Wunderbares Walten der Geschichte, wechselvolles Spiel des Schicksals! Vor gerade 400 Jahren, in 1459, predigte Pius II. von Mantua aus einen neuen Kreuzzug der christlichen Mächte des „Westens“ gegen die Türken, um zu verhindern, daß sie, wie sie es drohten, Europa unterjochten, um sie wieder zurückzuwerfen nach Asien: und heute treten die christlichen Mächte des Westens für dieselben Türken in die Schranken, um zu verhindern, daß eine andere christliche Macht

sie unterjochte, und vielleicht zurückwerfe nach Asien. Eine europäisch-politische Nothwendigkeit, gewiß! Aber eben deshalb, welch unnatürlicher, welch unmöglicher Zustand! Daß die Türkei ihren Ferdinand den Katholischen, ihren Philipp III. fände, das wäre kein Unglück. Die Türkei ist reif für die Edikte eines Verma. Aber Grenada war keine Türkei, und Spanien, so mächtig es damals noch war, — kein Rußland. Das Problem aber bleibt, die Türkei zerfällt, die Stücke reißen sich los — und kein Erbe ist da für die reiche, die herrliche Erbschaft. Der Erbprätendenten und Expectanten genug — aber Keiner wagt es zuzugreifen, oder wenn Einer es wagt, so kommen schleunigst die Andern und rufen ihm „halt!“ So stehen Alle herum um den fetten Preis, harrend, lauend, spähend, und gegenseitig sich mißtrauisch und argwöhnisch bewachend; uneinig und unschlüssig, äußerlich zusammenwirkend für die „Regeneration,“ innerlich entgegensirebend, sich bekämpfend, den Boden mehr und mehr unterwühlend und also, trotz, wenn nicht wegen aller künstlichen und kunstvollen Stützbalken, Pfähle und Rammen, den Zusammenfall des morschen Gebäudes beschleunigend und herbeiführend. So zerbröckelt und löst sich mehr und mehr der saftlose verdorrnde Kitt, der die einzelnen Theile der europäischen Türkei noch zusammenhält: und doch ist keine neue Kraft der Verbindung, kein neues Element der Einheit vorhanden.

In Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht würde unzweifelhaft zu wünschen sein, daß es möglich wäre, an Stelle des mohamedanischen Reiches ein einheitliches christliches Reich zu gründen, das da stark genug sei, durch sich selbst zu bestehen und sich zu erhalten. Aber wo sind die Elemente, die Bedingungen eines solchen starken einheitlichen Reiches? Die obenbezeichneten nationalen Gegensätze machen eine solche staatliche Vereinigung zur Zeit wenigstens unmöglich. Dazu würde es, wie in Oesterreich, der Präeristenz eines überwiegenden, vorherrschenden Elementes bedürfen, das geeignet wäre, als Fundament und Stützpunkt zu dienen. Das könnte schwerlich Griechenland sein; noch weniger können es die Rajahs der Fürstenthümer sein, die kaum angefangen, nach einem vierhundertjährigen Drucke unter türkischer Herrschaft ein wenig aufzuathmen, die durch innere Parteien gespalten und zerrissen sind. Ein Staatenbund? Das hieße — siehe Deutschland — die Ohnmacht, die Zerrüttung, den Untergang zur Gewißheit machen, wäre ein solcher „Bund“ überhaupt auch nur in seiner äußerlichen Form bildungsfähig. Den Status quo aufrecht erhalten, die einzelnen Lande ihrem Schicksal überlassen, die Entscheidung der

Zukunft anheimstellen? Das hieße Rußland zum Erben setzen, hieße Europa virtuel zum Vollstrecker des Testaments Peters des Großen machen.

Und doch scheint nichts verhindern zu können, daß früher oder später, so oder so, die Türkei eine Beute Rußlands werde. Rußland drückt mit seiner ungeheuren Macht schwerer und schwerer hinunter, umschnürt und umzingelt sein Dpfer enger und enger, und erwartet zum letzten Acte seine Zeit. Freilich ist es scheinbar zurückgewichen im letzten Friedensschluß — aber glaubt Europa dadurch die Gefahr entfernt zu haben, Rußland in seinem Vordringen gen Süden wirksam gehemmt, seinen Absichten und Plänen ein Ziel gesetzt zu haben? Was macht sich Rußland daraus, daß es einen Streifen Landes abgetreten, seine Flotte im schwarzen Meere verloren hat? Die Flotte! Oh, sie wird wahrscheinlich im geeigneten Zeitpunkt, in gelegener Stunde, zur „Ueberraschung“ Europas wiedererscheinen wie ein Deus ex machina, gleichviel von wo sie komme, welches Tenedos sie bis dahin verborgen habe. Wehe Troja, wenn es dem schlauen Ulysses vertraut! Und der Streifen Landes? Eine Stunde mehr des Marsches für die Russischen Heere — das ist Alles.

Aber die Verträge! Die gelten für den Schwachen.

Die Moldau und Wallachei werden voraussichtlich zuerst Rußland anheimfallen. Dann ist Oesterreich zur Hälfte umklammert von Rußland, in seiner rechten Flanke gelähmt und gefesselt, auf immer vom Meere abgeschnitten, und selbst in seinen Besitzungen im Osten des Reiches aufs Schwerste gefährdet, jedenfalls immer bedroht, der Gnade Rußlands anheimgegeben.

In zweiter Linie Deutschland. Mit dem Einflusse Deutschlands im Oriente, mit dem Vordringen deutscher Cultur und deutschen Handels dorthin wäre es dann auf immer vorbei. Deutschland wäre abgesperrt auf jener Seite, der einzigen, die ihm überhaupt noch einigermaßen offen ist. Es hätte nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu suchen im Osten. Seine Träume von Erweiterung seines Handels, seiner Schifffahrt, seines geistigen und materiellen Einflusses im Oriente wären ausgeträumt.

Und Europa? Das Europäische Gleichgewicht, schon jetzt, da ihm der Schwerpunkt fehlt, so unvollkommen, so schwankend, so zerbrechlich, wäre dann vollends zerstört. Deutschland und Oesterreich wiegten nicht mehr auf der großen Waage der Völker: Rußland auf der einen, Frankreich auf der andern Schale: Deutschland, durch die

Natur zur Zunge und zum Träger der europäischen Waage bestimmt, wäre der Spielball zwischen rechts und links, ein Balast, ein todter Balast, der gelegentlich nur dazu dienen würde, das Gleichgewicht wieder herzustellen zwischen Ost und West, nicht durch seine, Deutschlands, eigene selbstbestimmende und selbstgebietende Kraft, sondern durch die zwingende Gewalt der übermächtigen Nachbarn, der alleinigen Herrscher und Gewalthaber auf dem Festlande Europas, die, zur Aufrechthaltung ihres Gleichgewichts, identisch alsdann mit dem europäischen Gleichgewicht, hier ein Stück und dort ein Stück von Deutschland verschlucken würden. Aber auch ohne das würde es vorbei sein mit deutscher Selbstständigkeit und Geltung, deutschem Einfluß und deutscher Macht: Deutschland würde willenlos und kraftlos sein nach Außen, gelähmt und gebunden nach Innen. Es läge geknechtet zu den Füßen fremder Despoten.

Daß Rußland nicht weiter vordringe im Oriente, ist also eine Lebensfrage für Oesterreich, eine Lebensfrage für Deutschland, und mehr oder minder eine Lebensfrage für Europa.

Und glücklicher Weise giebt es ein Mittel, ein allein mögliches und allein wirksames Mittel, Rußland in dieser Hinsicht eine Schranke zu setzen.

Durch eine territoriale Trennung von der europäischen Türkei. Nicht eine Trennung, wie sie jetzt besteht, die nur eine Scheintrennung, keine wirkliche, zweckentsprechende, haltbare ist.

Eine solche kann nur geschaffen werden, indem ein Streifen Landes von hinreichender Breite bis zum schwarzen Meere mit einer der anderen Großmächte vereinigt wird. Und diese Großmacht kann wiederum nur Oesterreich sein; denn es ist zur Erreichung des Zweckes unerlässlich, daß der betreffende Länderstreifen mit der Großmacht, die zu seinem Schutze und hierdurch zum europäischen Bollwerk gegen Rußland berufen ist, territorial und unmittelbar zusammenhänge, auf daß sie beständig mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes dem Bollwerk Nachdruck und Kraft verleihen könne zum Widerstand.

Hier bieten sich nun von selbst diesem Zwecke entsprechend und wie von der Natur gegeben und vorgezeichnet, die Moldau und Wallachei — das ganze nördliche Donauthal bis zum Pontus Eurinus, und zur Ergänzung und Ausgleichung dieses Gebietes, die Dobrudscha. Das ist, im österreichisch-deutsch-europäischen Interesse und zur Bewahrung des europäischen Gleichgewichts die einzige natur- und vernunftgemäße Lösung der orientalischen Frage, so weit dieselbe eben das europäische

Gleichgewicht betrifft und eine unmittelbar politisch-europäische Bedeutung besitzt, und so weit andererseits diese Frage für jetzt überhaupt zu lösen ist. Der Stachel wäre alsdann herausgenommen aus der Wunde, und Europa könnte in Ruhe und Frieden warten der Dinge, die weiter kommen mögen in Betreff der türkisch-europäischen Herrschaft, könnte ohne Furcht und Zittern ihrer Entwicklung und ihrem Vollzuge folgen. Der Krater wäre umgrenzt, Europa geschützt vor den Wirkungen seines vielleicht allmäligen inneren Erlöschens, vielleicht aber auch im furchtbaren Todeskampfe ringenden Ausbruches.

Und in wie fern ist Oesterreich berufen, und unter welchen Bedingungen ist es befähigt, zur Vermehrung seiner eigenen Macht und Ehre, wie zur Sicherung des europäischen Gleichgewichts nach jener Seite hin diese herrlichen Provinzen seinem Scepter zu unterwerfen?

Ein Moment von ernster, von entscheidender Bedeutung.

Das politische System Europas, wie es heute besteht, beruht im Großen und Ganzen als seinem wesentlichsten und unwandelbarsten Fundamente auf dem Princip der Nationalitäten. Alle Staaten, so groß oder so klein sie seien, sind der großen Mehrzahl ihrer Bevölkerung nach eine Nation oder wenigstens ein Theil einer, d. h., ein und derselben Nation. Durch alle Wandlungen und Erschütterungen der Jahrhunderte hindurch, inmitten aller Kriege und Revolutionen, haben sich die Nationalitäten ausgebildet und entwickelt, sich schärfer geschieden und abgefordert: ja, zum großen Theile haben sie eben in Folge dieses gegenseitigen gewaltsamen Zusammenstoßes sich in sich selbst zurückgezogen, sich enger verschmolzen, sich innerlich gekräftigt und in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit und Wesenheit ausgeprägt. Das konnte nicht anders sein. Denn es entsprach der Natur der Dinge. Und entsprach unzweifelhaft den Absichten der Vorsehung, als bestgeeignet, die Zwecke und Ziele der Menschheit zu erfüllen.

Sie zu erfüllen in ihrer Erstrebung. Jede Nation nach dem Maße ihrer Kraft und nach der Eigenthümlichkeit ihrer Natur. Im Wettkampfe sei es unter dem Palmendache des Friedens, sei es auf der Arena des Krieges. Dort die Palme, hier der Lorbeer Dem, der ihrer am würdigsten ist, der da weiß sie zu erringen. So bildet also bei allen Staaten Europas im Großen und Ganzen die Nationalität in ihrer weitesten Bedeutung das Princip ihrer Politik. Nach Innen und Außen. Der Grundcharakter aber der Nationalität in ihrem staatlichen Ausdrucke ist die Einheit. Einheit des nationalen Geistes, Einheit der Sprache und mehr oder weniger der Sitte und Gesetzgebung,

Einheit auch in den Tendenzen und dem Charakter der äußeren Politik. Es entspringt hieraus für jeden einzelnen Staat ein Element der inneren Stetigkeit und Kraft, das wiederum dem ganzen Staatsorganismus, wie dem gesammten Volksleben wenigstens in dessen geistigen und physischen Grundbeziehungen eine Geschlossenheit und Harmonie verleiht, die, ein Werk der Natur, keine Kunst in diesem Grade zu erzeugen und zu ersetzen vermag.

Diese einheitlich-nationale Grundform waltet im Großen und Ganzen bei allen Staaten Europas ob: mit einer Ausnahme (abgesehen von der Türkei).

Diese Ausnahme ist Oesterreich.

Die österreichische Monarchie mußte in ihrer staatlich-politischen Zusammensetzung werden, was sie ist. Ihr geschichtlich-nationales Fundament sind die deutschen Provinzen, die sogenannten Stammlande. Diese bilden den südöstlichen Theil Deutschlands und grenzen Deutschland in eigenthümlich scharfer Weise ab: denn über diese Grenze hinaus sind überall Völkerschaften fremder Nationalität. Wollte Oesterreich daher sein Gebiet gen Osten erweitern, so konnte es nur durch Aufnahme fremder Nationen sein. Von der deutsch-österreichischen Ostgrenze bis zum Pontus Eurinus, dem Bosphorus und dem Aegäischen Meere befindet sich, um so zu sagen, eine Ablagerung von Völkerschaften, die, wie oben bemerkt, zum größeren Theile ursprünglich zum griechisch-morgenländischen Reiche gehörten, dann zur Hälfte an die Türkei, zur Hälfte an Oesterreich fielen. Eine Annäherung, geschweige Verschmelzung zu einer Nationalität aller dieser Völkerstämme war unmöglich. Ebenso wenig würden sie fähig gewesen sein, selbstständige Staaten zu bilden. Es wären ebenso viele größere oder kleinere Polen gewesen, wie diejenigen Fürstenthümer, die, noch nominell zur Türkei gehörig, bereits quasi-unabhängig sind, die beste Aussicht haben, es zu werden, sollten sie, getrennt von der Türkei, ihrem eigenen Schicksal überlassen bleiben. Die „Regierung“ der Paschas war eben keine Schule, in der sich christliches Staats- und Gemeinwesen heranbilden konnte. Aber wir haben es hier mit Oesterreich zu thun. Was die Türkei nicht eroberte, das blieb oder kam an Oesterreich. Und das war ein Glück für diese Staaten. Ein Glück auch, daß sie nicht selbstständig wurden. Nicht lange würden sie ohnehin es geblieben sein. Diese Ansammlung nun so vieler fremdartigen, die Einen von den Andern so grundverschiedenen Völkerschaften um das Stammland Oesterreich mußte nothgedrungen dem österreichischen Kaiserstaate eine eigen-

thümliche Physionomie, seinem Staatsorganismus und seinem inneren politischen Systeme einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Um so mehr, je mehr diese fremdartigen Theile in ihrer Gesamtheit das Stammland an Territorialausdehnung und Seelenzahl überwogen. Gleichzeitig aber fiel dem Kaiserstaate ein culturhistorischer Beruf anheim, das heißt, es wurde ihm im politischen Systeme Europas und im Dienste der christlich-europäischen Civilisation eine besondere und eigenthümliche Rolle überwiesen, in deren einsichtsvoller und gewissenhaft systematischer Erfüllung für Oesterreich selbst eine sichere Bürgschaft staatlicher Größe lag, und die die Gewißheit eines staatlichen Ruhmes der erhabensten Natur in sich schloß.

Nicht umsonst in der That hat die Vorsehung so viele Völkerrstämme unter dem Scepter Oesterreichs vereinigt, nicht umsonst hat sie so weite Ländergebiete und so viele Millionen Seelen ihm zugewiesen, und nicht umsonst ihm so viele Millionen mehr noch nach Osten hin in Aussicht gestellt, es zum Erben eingesetzt so reicher und gesegneteter Provinzen, wann die Erbschaft zum Heimfall gediehen sein wird. Nein, nicht umsonst. Zum Preise fordert sie von Oesterreich, daß es jene Rolle erfülle, und bei Oesterreich mehr als bei irgend einem anderen Staate darf es gesagt werden, daß, je nachdem es diese Rolle erfüllt oder nicht erfüllt, über Oesterreichs Geschicke die Nemesis waltet immer als Göttin der Vergeltung, aber hier der Rache, dort der Belohnung.

Diese Rolle nun, oder sage man dieser Beruf, liegt auf der Hand.

Es ist der Beruf, diese Völkerrschaften zu erziehen zur staatlichen Ordnung, sie um sich zu sammeln und an sich zu ketten, nicht durch ein gemeinsames Joch des Druckes und der geistigen und politischen Ertrödung, sondern indem es die berechtigten Ansprüche der Selbstverwaltung achtet und anerkennt; nicht, indem es die eine Nationalität und die eine Bevölkerung gegen die andere aufruft, die eine durch die andere niederhält und beherrscht, sondern indem es die Gegensätze ausöhnt und Recht und Gerechtigkeit walten läßt hier wie dort; es ist der Beruf, ferner, hierdurch, indem es sich selber stärket und selber schützt in der Anhänglichkeit und Zuneigung aller seiner Völker, zum Schutze und zur Stärkung Deutschlands weiter vorzudringen nach dem Osten, deutsche Cultur hinüberzutragen nach dem Oriente, nach dieser Seite hin ein Bollwerk zu sein für Deutschland und für Europa gegen Rußland; in seiner eigenen Ehre und seiner eigenen Macht Deutschlands Ehre und Deutschlands Macht zu wahren, seinen Einfluß aus-

zudehnen, seine Geltung zu erhöhen und im Oriente vorwalten zu lassen. Das ist Oesterreichs Beruf: — ein unendlich hoher Beruf, aber auch, wer wollte es verkennen, ein unendlich schwerer.

Hat Oesterreich bisher diesen Beruf erfüllt oder hat es wenigstens mit redlichem Willen und politischer Einsicht gestrebt ihn zu erfüllen?

Die Geschichte antwortet, ernst und mahnend: nein!

Und doch hat die Geschichte, das Schicksal selber, Oesterreich sichtbar darauf hingedrängt, gewissermaßen zurückgedrängt in seine naturgemäße, territoriale Basis, welche die äußere Vorbedingung ist, daß Oesterreich diesen seinen Beruf erfüllen könne.

Diese territoriale Basis hat es eigentlich erst seit 1815 erlangt. Oesterreich war von je her ein, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, Mischreich. Es hat von je her über Staaten von verschiedenen Nationalitäten geherrscht. Aber alle diese Staaten bildeten recht eigentlich nur Anhängsel seiner Stammlande und bildeten kein geschlossenes Ganze, sondern waren hierhin und dorthin, in allen Ecken und Enden Europas verstreut, territorial vereinzelt und territorial geschieden vom Stammland. Das war schon an und für sich ein Element der Schwäche, dererspaltung, der Disharmonie. Die Politik des Hauses Habsburg vollendete diesen Gegensatz. Diese Politik verfolgte nur die äußere territoriale Vergrößerung, nicht die innere Stärkung und Verschmelzung. Darum war es eine Politik des Kaufes und Verkaufes, des Tausches und Vertausches, eine rein dynastische und keine nationale Politik. Oesterreich verkaufte oder vertauschte die Niederlande gegen Sicilien, Flandern gegen Venedig, Lothringen um die Lombardei, das linke Rheinufer um Istrien, Holland um Baiern — vertauschte Deutsche um Italiener, Spanier um Slaven, Flamänder um Tyroler, und so fort. Es war ein System, je nach den Umständen diese Provinz fahren zu lassen, jene zu erhaschen, die Eine zu geben, die Andere zu nehmen. Konnte sich da ein Princip der politischen Einheit, ein Band der nationalen Gemeinsamkeit bilden?

Und welche gemeinsamen Interessen hatten auch überhaupt diese Lande, sei es unter sich, sei es mit dem österreichischen Stammland? Was hatte Apulien gemein mit Oesterreich ob der Ens, Venedig mit Lothringen, die Lombardei mit Flandern? „Diese Politik war nothwendig und erspriesslich für Oesterreich“, sagen die Vertheidiger Oesterreichs; „sie hatte zum Zweck, die Stammlande zu stärken, sie gleichsam mit einem äußeren Wall zu umgeben und so sie zu schützen, um, wenn hier eine Bresche entstand, dort sich dafür zu decken.“ Das aber eben ist

die Verdammung der Politik. Es war eine durch und durch engherzige, selbstfüchtige, herzlose, dynastische Politik. Eine Politik der Stunde, der Accomodirung. Eine Politik, die sich selber gerichtet, sich selber gerächt hat. Diese Länder wußten, daß ihre Existenz unsicher sei, daß sie allen Wechselfällen der engherzigsten Cabinets-Politik Preis gegeben seien, auf jedem Schlachtfeld über sie gewürfelt wurde, über Nacht am grünen Tische über sie gespielt werden möchte. Sie wußten, daß sie nur ein Mittel seien, daß Oestreich morgen sie aufgeben, verkaufen, vertauschen, verhandeln würde, wenn es glaubte, seine Rechnung dabei zu finden. Der Schutz, den sie genossen, war der Schutz eines Legree, das Interesse, das sie in Anspruch nahmen, das Interesse eines Schylock. Konnte sich da ein tieferes und innigeres Verhältniß bilden zwischen den Bevölkerungen und dem Fürsten, konnten wahre Anhänglichkeit, aufrichtige Zuneigung Platz greifen im Herzen der Völker? Liebe um Liebe. Sie war nicht dort, mithin auch nicht hier. Und was war das Resultat? Oesterreich verlor Spanien und Mexico, Sicilien und Neapel; verlor Belgien, verlor Flandern, verlor Languedoc, verlor (für sich und ach, für Deutschland) Lothringen und die beiden Elfaß, verlor Alles, was westlich lag von seinen Stammländern, verlor sein Supremat in Deutschland. Die Geschichte hat es zurückgedrängt in seine jetzige Territorialabgrenzung, und hat ihm damit allerdings sein natürliches Gebiet, seine rechtmäßige Sphäre zugewiesen. Je mehr daher Oesterreich verlor, hat es im Grunde, durch eine gütige Fügung des Schicksals, gewonnen; sein Rückschritt im Westen war ein Fortschritt im Osten. Mit reichlichem Zins. Die territoriale Abschließung war die erste nothwendige Vorbedingung zu seiner wahren Stärke, seiner inneren Macht und Kraft, der Anfang einer hehreren Größe, einer helleren Zukunft. Oestreich verlor nicht den Charakter eines Reiches, aber es gewann erst nun die wirkliche, dauernde, naturgemäße Basis dafür; es wurde ein territorial einheitliches, zusammenhängendes, compactes, in sich gekräftigtes und centralisirtes Völkersystem, und zwar ein System, das nicht nach Westen, sondern nach Osten hin gravitirt; abgeschlossen und abgerundet und doch, nach Osten hin, jeder Erweiterung und jeder Expansion fähig. Fähig und berufen dazu. Früher oder später. Mag es noch Jahrzehnde über Jahrzehnde auch dauern, ehe die christlichen Nachbarländer der türkischen Herrschaft ganz sich entziehen: sollen sie aber dann nicht russisch werden, so können sie nur österreichisch werden. Nicht durch einfache Einverleibung, sondern unter provinzieller Selbstständigkeit und Selbstregierung, verbürgt von

Europa. Dann nur können sie selbst erstarren und hierdurch ein williges und lebendiges Element der Kraft und Stärke werden für Oesterreich. Nicht im Interesse Oesterreichs allein. Daß Oesterreich stark sei, ist eine politisch-nationale Nothwendigkeit für Deutschland, und eine politische Nothwendigkeit für Europa: unter allen Ländern Europas kann aber Oesterreich nur stark werden in der Anhänglichkeit und Zuneigung seiner Völker. Diese aber kann Oesterreich nur erwerben, indem es von seiner alten Politik der religiösen Unduldsamkeit, der geistigen Knechtung und der Unterdrückung alles selbstständigen Lebens in seinen außerdeutschen Landen übergeht zu einer Politik, die mehr in Uebereinstimmung ist mit dem Geiste der Zeit. Oesterreich nennt sich das vorzugsweise conservative Land in Europa und verkündet hoch und laut als seinen Beruf auch in der äußeren Politik, der Vertreter, Vorkämpfer und Schützer des „Conservatismus“ zu sein.

Es irre sich nicht. Es giebt einen blinden, verkehrten, verstockten Conservatismus, und einen aufgeklärten, freien, für den Fortschritt aufgeschlossenen und empfänglichen Conservatismus; einen Conservatismus, der altert und ertödtet, einen Conservatismus, der belebt und verjüngt; einen Conservatismus des Stillstands und darum des Verfalles, und einen Conservatismus des Fortschritts und darum der Erhebung.

Nicht das ist conservativ, das Alte zu conserviren, es zu conserviren im Geiste früherer Zeiten, die da Zeiten waren der Unmündigkeit, der Roheit und der Barbarei, der Gewalt und der Knechtung, sondern das Alte zu erneuern und zu verjüngen im Geiste der Ideen unserer Zeit, einer Zeit, die trotz aller ihrer Mängel und trotz mancher Irrungen, welche die alte Zeit nicht kannte, eben weil sie sie nicht kennen konnte, doch im Ganzen unendlich besser und weiser ist, als jene frühere Zeit, als irgend eine Zeit der Vergangenheit. Ja, es sehe sich vor, daß, indem es diesem Geiste der Neuzeit jegliche Anerkennung versagt, ihn befehdet und unterdrückt auf religiösem, politischem und socialem Gebiete, indem es von allen anderen Staaten Europas, ja selbst von Rußland sich überflügeln läßt, es nicht mehr und mehr in Gegensatz komme mit Allen und Allem in der Europäischen Welt des 19. Jahrhunderts, daß es, anstatt zu conserviren, nicht mehr und mehr sich selbst unterwühle und furchtbaren Gefahren sich Preis gebe. Die Bevölkerungen, die Oesterreich beherrscht, besitzen unbestreitbar einen tiefen Sinn von echter Loyalität, von aufrichtiger Anhänglichkeit an das Kaiserhaus: wie leicht wäre es daher für Oesterreich, dies kostbare

Element der Kraft, diese einzige Grundveste der Sicherheit und der Größe und des Glückes der Staaten, sich ganz zu eigen zu machen, indem es diesen Bevölkerungen gegenüber eine aufgeklärtere, gerechtere, weisere, versöhnendere Politik vorwalten ließe.

Diese aufgeklärtere innere Politik ist die erste unerläßliche Vorbedingung für Oesterreich, daß es sich geschickt mache zu seinem Berufe nach Osten, daß es seinen Beruf erfülle.

Die zweite unerläßliche Vorbedingung ist die, daß es seine Action centralisire innerhalb seiner selbst.

Das heißt in andern Worten, die Trennung von Deutschland.

Die Trennung in dem bereits bezeichneten Sinne.

Die Trennung und Wiedervereinigung.

Das Wort ist gesprochen.

Ohne Rückhalt und Umschweif, mit Freimuth und Absicht.

Mit Absicht, ja; denn was könnte es helfen, wozu könnte es dienen, es verschweigen, es uns nicht selber gestehen zu wollen, daß, so lange Oesterreich in gegenwärtiger Weise im Bunde verbleibt, weder Deutschland zur Einheit gelangen, noch Oesterreich selber sich in sich sammeln und stärken und seinen Beruf nach Osten hin erfüllen kann?

Das weiß und das fühlt ein Jeder.

Ein Jeder aber weiß und fühlt auch, daß diese Trennung Oesterreichs, das heißt, seine Ausscheidung aus dem eigentlichen deutschen Bunde das weithin größte und schwerste Hinderniß, der eigentliche Stein des Anstoßes, der große Knotenpunkt der deutschen Verwicklung ist.

Wie dieser Knoten zu lösen ist, und wann er gelöst werden wird, das ist das große Problem, vor welchem wir stehen, vor welchem aller Wiß und alle Weisheit zerschellen, an welchem alle Wünsche und alle Hoffnungen sich brechen.

Es ist klar, daß diese Trennung Oesterreichs nur bewirkt und erlangt werden kann im Kriege, d. h., durch einen Krieg, oder im Frieden.

Durch einen Krieg?

Jeder Deutsche, welchem Lande oder welcher Meinung er auch angehören möge, schreckt zurück vor dem Gedanken, vor dem bloßen Gedanken eines Krieges. Es wäre ein Bruderkrieg, und selbst beim günstigsten Erfolge wäre es noch zweifelhaft, ob der große Zweck vollständig erreicht werden würde, so lange nicht das deutsche Volk in seiner überwiegendsten Mehrheit diesem Zwecke rücksichtslos zugethan und für dessen Erreichung mit Leib und Leben einzustehen bereit wäre.

Im Frieden?

Das könnte nur durch eine freiwillige That Oesterreichs selber geschehen.

Wird Oesterreich jemals zu einer solchen That sich freiwillig entschließen?

Wenige sind ihrer, die das glauben, die das für möglich halten.

Und doch wäre es nicht nur eine hochherzige und ruhmvolle That, sondern eine That der Rettung und des Heiles für Oesterreich selber.

Warum und in wie fern, das glauben wir bereits bewiesen zu haben.

Kann Oesterreich selber daran zweifeln, wenn es auf die Geschichte zurückblickt, und wenn es, freien und unbefangenen Sinnes, die heutigen Verhältnisse erwägt?

Seit zwei Jahrhunderten ist Oesterreich zurückgeschritten in Deutschland.

Warum?

Das ist keine Frage der Unliebsamkeit gegen Oesterreich, sondern eine Frage, die jeder Denkende sich stellen muß, und deren Beantwortung, wie die Geschichte sie giebt, nothwendig und unumgänglich ist, um die Verhältnisse der Gegenwart und die Bedingungen der Zukunft zu verstehen.

Deutschland war nicht der Zweck, sondern das Mittel der österreichischen Politik, das Mittel für seine Hauspolitik, für seinen Ehrgeiz, und seine Ländersucht.

Das war das Verhängniß, das Jahrhunderte lang, insbesondere seit dem Westphälischen Frieden, so schwer und so furchtbar über Deutschland gewaltet, das Deutschland durch seine enge Verbindung mit Oesterreich immer und immer nur das Mittel seiner eigenen, seiner österreichischen Politik war, daß Oesterreich Deutschland nur für sich gebrauchte und soweit es Deutschland gegen Frankreich schützte, es dies nicht um Deutschlands, sondern lediglich um Oesterreichs willen that, weshalb, sobald der österreichische Zweck erfüllt war oder das specifisch-österreichische Interesse gefördert schien, es sich in sich selber zurückzog und Deutschland seinem Schicksal, das heißt, der Gnade Frankreichs überließ.

Deutschland mußte bluten und blechen — immer bluten und blechen: — wofür? Für seine Sicherheit, sein Recht, seine Ehre, seine Macht? Oh, mit Nichten. Statt größerer Sicherheit größere Gefährdung, statt der Ehre Schande, statt der Macht nur Dummacht —

das war der Preis, um den es sein Blut vergoß, seine Städte und Dörfer zerstören, seine Fluren und Aecker verwüsten ließ, um den es, ja, seine eigenen Eingeweide sich selber zerriß und zerfleischte. Aus jedem Kriege ging es innerlich zerrütteter und zerklüfteter, äußerlich macht- und einflußloser hervor. Um Oesterreichs Willen. Nicht daß Oesterreich es gewünscht und gewollt hätte: aber dieser Verfall Deutschlands war die natürliche Folge der österreichischen Politik, die doch zuletzt an Oesterreich sich selber rächte, sich rächen mußte: die Geltung und der Einfluß Oesterreichs in Deutschland sanken in dem Maße, wie Deutschland sich verlassen sah von Oesterreich, bis dieses, nunmehr zu schwach zum Schutze, sich los sagte von Deutschland, die deutsche Kaiserkrone, ein Symbol nicht mehr der Größe und des Ruhmes, sondern der Knechtschaft und der Schande, dem fremden Eroberer vor die Füße warf.

Der „Bund“ hat Oesterreich wieder eingeführt in Deutschland.

Das war eine That wider den Geist und wider die Offenbarung der deutschen Geschichte, wider die Natur der Verhältnisse, wider die Bedingungen der Zukunft Oesterreichs und der Zukunft Deutschlands.

Und doch will Oesterreich nicht lassen vom „Bunde“. Es will nicht nur nicht lassen von ihm, sondern will auch die maßgebende, die beherrschende, die gebietende Macht in ihm sein. Es will von Wien oder wenigstens von Frankfurt aus Deutschland regieren, wie es seine Provinzen regiert.

Oesterreich hat Deutschland regiert, und wie? . . . hatte es an den Abgrund des Verderbens geführt, zuletzt freiwillig es aufgegeben, sich losgesagt von ihm. Und hat es jetzt nicht der eigenen Unterthanen genug zu regieren, nahe an 40 Millionen? Will es auch noch herrschen über 35 Millionen Deutsche, neben seinen Ungern, und Polen und Slaven, und Italienern? Hat es nicht genug zu thun, um sich selbst zu regieren, in Böhmen und Mähren, in Galizien und Ungarn, Siebenbürgen und Croatien, und so fort? Nein, Oesterreich erkenne an, daß sein Austritt aus dem Bunde eine politische Nothwendigkeit ist für Oesterreich selber, wie für Deutschland. Was hilft es, wider den Stachel zu lecken? Gewiß wird es ihm Ueberwindung kosten, dieses Bundesverhältniß aufzugeben, aus freiem Willen ihm zu entsagen: aber um so höher wird das Verdienst sein und um so reicher der Lohn.

Es muß auch, vor Allem, ein anderer Geist kommen in die Rathschläge Oesterreichs in Rücksicht auf Preußen. Dieser Stolz und Hoch-

muth, diese Rücksichtslosigkeit und Eifersucht gegen Preußen — sie sind nicht mehr am Orte, nicht mehr an der Zeit. Sie sind nicht nur unedel und unwürdig, sondern sie sind auch irrig. Oesterreich verkennt die geschichtliche Völkentwicklung: Wandelung ist die ewige Bedingung, das ewige Gesetz in allen menschlichen Dingen, bei Staaten und Völkern so gut, wie bei Individuen. Oesterreich nimmt heute einen anderen Platz ein in dem politischen Systeme Europas, als vor 200, vor 100, vor 50 Jahren, und ebenso Preußen. Oesterreichs Stern liegt fortan im Osten, es ist der Morgenstern, der ihm winket. Preußens Stern liegt in Deutschland, und Oesterreich kann nicht verhindern, daß Preußen seinem Sterne folge, daß es seinen Beruf zu erfüllen strebe. Oesterreich gegen Preußen und Preußen gegen Oesterreich — das ist heute der Geist der beiderseitigen Politik. Das ist unter dem Bunde die natürliche Politik. Die Unnatur wird Natur. Aber wenn Preußen seinerseits sich feindselig zeigt gegen Oesterreich, so vergesse man nicht, daß Preußen eben nur abwehrt, daß Preußen nur Nothwehr übt. Preußen ist doch den Kinderschuhen nachgerade genugsam erwachsen, um sich noch Hofmeistern zu lassen von Oesterreich. Und daß es ihnen erwachsen, das verdankt es doch wahrlich nicht Oesterreich, und schuldet ihm daher keinen Dank dafür. Und Oesterreich darf wohl am wenigsten der Tugend der Dankbarkeit sich rühmen, und hat daher am wenigsten ein Recht, Dankbarkeit zu fordern von Andern. Aber darum handelt es sich nicht: es handelt sich um die Zukunft Deutschlands.

Dieses ungewisse, schwankende, gefährvolle, unnatürliche Verhältniß kann nicht immer dauern: entweder eine That der Versöhnung, oder Preußen wird, heute oder morgen, früher oder später, aber unabwendbar, unvermeidbar, unfehlbar, durch die zwingende Macht der Verhältnisse, durch die hehre Gewalt der Gebote der Pflicht und der Ehre, dahin gedrängt sein — seinem Gott sich vertrauend und seinem Schwert — sein Recht sich zu fordern, und wenn möglich, sein Recht sich zu nehmen.

Aber wir hoffen zu Gott, daß es dahin nicht kommen werde.

O, könnten Oesterreich und Deutschland sich gegenseitig erkennen, begreifen, verstehen!

Könnte Oesterreich sich selber erkennen, begreifen, verstehen!

Deutschland ein Bund, und der Bund im Bunde mit Oesterreich.

Zum Heile Deutschlands, und zum Heile Oesterreichs.

Denn alsdann wird Deutschland einig sein und frei und stark.

Und das Staatsschiff Oesterreich, mit seinem Riele auf dem festen Ankergrunde Deutschland ruhend, wird allen Stürmen, die von Ost oder von Süd es bedrohen, siegreich trotzen können, wird am hohen Mast seine Wimpel lustig flattern, seine Segel weit und weiter spannen, seinem hohen Ziel mit stolzer Sicherheit und frohem Selbstvertrauen entgegensteuern, ja, in dem Maße, wie es selber gewinnt an Kraft und Macht und Ehre, seinen Beruf für Deutschland, für Europa, für die christliche Civilisation und für die Menschheit erfüllen können.

Sechste Abtheilung.

Das Ende der Anfang.

Von gewisser Seite beschuldigt man Preußen, daß es in seinen Bestrebungen der Hegemonie nur Zwecke des Ehrgeizes und der Selbstsucht verfolge, nur die Vermehrung seiner eigenen Geltung und Macht die Haupttriebfeder seiner „deutschen“ Politik sei; und in dieser Voraussetzung liegt vielleicht ein Hauptgrund bei Vielen, weshalb sie, obgleich von dem Wunsche einer größeren Einheit Deutschlands beseelt, sich doch nicht mit dem Gedanken auszusöhnen vermögen, daß diese Einheit im Sinne einer preussischen Hegemonie bewerkstelligt werde. Wäre diese Voraussetzung begründet, so würde auch gewiß die Mißliebigkeit gegen Preußen in dieser Beziehung gerechtfertigt oder wenigstens begreiflich sein. Allein diese Voraussetzung ist eben nicht begründet, sondern beruht auf einer irrigen Auffassung der Verhältnisse und insbesondere einer unvollkommenen Vorstellung der Rolle, welche das nicht-preussische Deutschland in einem einheitlichen Deutschland unter preussischer Hegemonie dem Ausland gegenüber spielen würde. Dem Ausland gegenüber — denn die Hegemonie bezieht sich überhaupt nur auf die äußere Stellung Deutschlands, auf seine Stellung und

Geltung im Völkersysteme Europas, und, in weiterer und weitester Sphäre, der Welt.

Man fürchtet oder glaubt, kurzum, daß Deutschland, wie man sagt, „aufgehen“ werde in Preußen. Das könnte aber immerhin doch nur bedeuten, daß Deutschland aufgehen würde in Preußen dem Ausland gegenüber, da eben die innere Selbstständigkeit eines jeden Staates gewahrt bleiben soll. Ein solches Aufgehen würde aber voraussetzen, daß das nicht-preußische Deutschland bisher bereits gegolten habe dem Ausland gegenüber, und nun diese seine bisherige Geltung verlieren würde durch Uebertragung derselben an Preußen.

Da nun aber das übrige Deutschland bisher im Gegentheil keinerlei Geltung dem Ausland gegenüber besessen hat, so kann auch natürlich diese Folgerung nicht Statt greifen: Deutschland kann nicht wohl verlieren, was es niemals besessen hat. Vielmehr würde ganz das Gegentheil eintreten: das nicht-preußische Deutschland würde Geltung — und mithin Macht — erlangen dem Ausland gegenüber, und zwar, da das preußische und das nicht-preußische Deutschland alsdann als Einheit und als Gesamtheit, das heißt, als Deutschland, auftreten werden, wird Preußen nothgedrungen in seiner völkerrechtlichen Individualität zurücktreten, wird es aufgehen in Deutschland. Das in der That wird die wahre und wirkliche Sachlage sein, die sich von selbst ergebende natürliche Folge einer deutschen Einheit. Preußen wird der nominelle Träger Deutschlands sein, aber Deutschland wird thatsächlich Preußen in sich aufnehmen. Ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Preußen selbst nominell früher oder später dem Ausland gegenüber aufhören werde, zu existiren, daß der Name Deutschland den Namen Preußen ersetzen werde. Das würde vielmehr der natürliche Verlauf der Dinge sein: denn es müßte doch nothgedrungen, sobald Deutschland — Preußen inbegriffen — eine einheitliche Gesamtheit bildet, ein gewisses Symbol, ein einheitlicher Ausdruck, dem Ausland gegenüber adoptirt werden, und in dieser Beziehung bietet sich der Name „Deutschland“ oder „das deutsche Bundesreich“ von selbst; denn die zur Zeit in gewissen Fällen übliche Formel: „der König von Preußen für sich und im Namen des Königs von Baiern, des Königs von Sachsen u.“ würde nunmehr weder der wirklichen Natur des Bundes, noch der Würde der einzelnen Staaten entsprechend sein: diese sollen kein bloßes Anhängsel mehr sein dem Ausland gegenüber, sondern sollen, da sie nicht Alle namentlich aufgeführt werden können, in dem Gesamtausdrucke inbegriffen sein, mit gleichem Rechte und in gleichem Maße

wie Preußen: also, daß Preußen nicht ferner in den Vordergrund tritt, sondern ebenfalls zurücktritt hinter die Gesamtheit, verschwindet und aufgeht in ihr. Das in der That wird das wahre Verhältniß sein. Preußen geht auf in Deutschland, so gut wie Baiern und jeder andere bis zum kleinsten der deutschen Staaten.

Unter dieser äußeren einheitlichen Form und gewissermaßen diesem äußeren Schilde — einem Schilde des gemeinsamen Schutzes und der gemeinsamen Kraft — bleibt das innere Leben der einzelnen Staaten wie es ist, d. h., ein jeder Staat bewahrt seine individuelle Selbstständigkeit und mit ihr seinen individuellen Charakter, sein individuelles geistiges und physisches, staatliches und häusliches Leben: so wird alsdann der Partikularismus, jeder engherzigen und selbstsüchtigen Elemente entkleidet, in seiner berechtigten und naturgemäßen Sphäre ein neues freies und freudiges und fröhliches, wahrhaft fruchtbares und segensreiches Leben entfalten können, wird gestärkt und gekräftigt, geweiht und geheiligt sein in dem gemeinsamen Bande, das alle Staaten umschlingt.

Sa, wenn wir vermögen, klaren und unbefangenen Sinnes den Zustand uns zu vergegenwärtigen, der alsdann in den Beziehungen der deutschen Staaten untereinander und in ihrer Stellung zum Auslande Platz greifen wird und muß, so werden wir erkennen, daß Preußen durch die Erfüllung seines deutschen Berufes seine jetzige Machtstellung nach Außen verliert, da sie verschwindet in der Machtstellung der Gesamtheit, dagegen die anderen Staaten aus eben diesem Grunde eine Machtstellung gewinnen. Es ist wahr, daß Preußen in seiner jetzigen schwankenden Weltstellung nicht verharren kann, daß es entweder zurück muß oder voran.

Es will nicht zurück — folglich muß es voran: es kann aber durch alle Rücksichten und Bedingungen der realen Verhältnisse nur voran, indem es die Erfüllung seines deutschen Berufes erstrebt, d. h. die einheitliche Gestaltung Deutschlands, durch deren Bewerkstelligung es aber wiederum das eigentliche Princip seiner jetzigen individuellen Machtstellung aufhebt: und so befindet sich Preußen in dem wunderbaren Dilemma, daß es seine individuelle Machtstellung verliert, sei es indem es rückwärts, sei es indem es vorwärts schreitet. Gewiß ist also der Vorwurf oder die Voraussetzung nicht begründet, daß Preußens deutsche Politik auf Ehrsucht und Selbstsucht beruht, daß sie eigensüchtigen Zwecken und Wünschen entspringt: ohne Zweifel ist es eine Ehre und ein Ruhm für Preußen, berufen zu sein zur Einigung Deutsch-

lands, Deutschland wieder aufzurichten und wieder zu erheben, und Preußen darf mit Recht stolz darauf sein: aber die Erreichung des erstrebten Zieles ist die Vernichtung Preußens nicht nur als Großmacht, sondern überhaupt als selbstständiger Macht dem Ausland gegenüber. Und dennoch, die Vernichtung vor Augen, kann Preußen nicht zurück, muß es, durch die Macht der gegebenen Verhältnisse, voran, muß es arbeiten an seiner eigenen völkerrechtlichen Auflösung, indem es ein Deutschland schafft!

Das ist ein Verhängniß für Preußen, dem es sich nicht entziehen kann — ein Verhängniß, wunderbar wie niemals in der Geschichte der Völker ein ähnliches gewaltet hat. Aber ein glückliches, ein glorreiches Verhängniß. Ein Verhängniß der Rettung und des Heiles.

Preußen kann nicht anders, als streben nach Erreichung des Zieles: und doch indem es das Ziel erreicht, geht es selber zu Grunde. Das eigentliche Princip seines Lebens drängt es zu seiner Auflösung.

Vergegenwärtigen wir uns die Gegenwart und vergegenwärtigen wir uns die Zukunft.

Preußen befindet sich zur Zeit gleichsam in der Mitte des Stromes — des Stromes, dessen diesseitiges Ufer Deutschland in seiner gegenwärtigen zerplitterten und machtlosen Gestaltung, das jenseitige dagegen Deutschland das einheitlich geschlossene, kraft- und machtvolle ist. Dies Letztere ist der Preis, um welchen Preußen ringt, um welchen es sich hineingestürzt hat, sich hat hineinstürzen müssen in die gefahrvolle Fluth, die da die Hindernisse darstellt, welche der Bewirklichung der deutschen Nationaleinheit sich entgegenstellen. Preußen ist in der Mitte des Stromes — es kann nicht zurück — es kann nur untergehen oder muß vorwärts, muß das Ufer jenseits erreichen. Wie auch die tosenden Fluthen entgegen ihm branden, wie auch ringsum die schäumenden Wogen sich thürmen, die reißenden Strudel jählings sich öffnen — es muß voran und muß hindurch. Oft zurückgeworfen und scheinbar selbst dem Untergange geweiht, hat es doch bisher sich immer wieder erhoben und ist weiter vorangekommen: so muß es auch ferner voran, unverzagt und unentnuthigt, nimmer mit sinkendem Herzen, immer mit erhobenem Haupt, kraftvollen Armes die Fluthen zertheilend, und, wie jener Taucher der Sage, der kühne und muthige Schwimmer, von Welle zu Welle höher sich hebend, bis, dem winkenden Lande ringend und kämpfend sich nähernd, eine letzte machtvolle Woge hinüber es trägt zu dem ersehnten Ufer, und hiermit das Ziel erreicht, der Preis errungen ist.

Und was alsdann?

Wohlan, jene Woge, die Preußen siegreich hinüberhob an das jenseitige Ufer, sie trug auch Deutschland majestätischen Schwunges auf die Küsten der europäischen Politik, setzte triumphirend es nieder auf die hehren Gestade der Geschichte der Menschheit!

Das ist das Ende Preußens, und der Anfang Deutschlands. Preußen ist aufgegangen in Deutschland.

Sa, die Rolle Preußens ist ausgespielt: Deutschland tritt auf. Der Beruf Preußens ist erfüllt: der Beruf Deutschlands beginnt.

Und worin besteht der Beruf Deutschlands?

Zunächst und vor Allem darin, sich selber zu schützen, indem es sich in sich selber festigt und stärkt. Seit Jahrhunderten hat die Fluth der Geschichte angedrängt auf Deutschlands Grenzen und hat von ihnen hinweggespült köstliche Stücke, herrliche Länder: und noch drängt diese fremde Völkerfluth von allen Seiten ein, um womöglich noch andere Stücke abzureißen und Deutschland mehr und mehr zu schwächen und zu verkleinern. Die höchste Zeit ist es, dieser Fluth Einhalt zu thun und sie zurückzuwerfen, ja, daß sie zurückbebe und Deutschland wieder gebe, was sie ihm genommen, genommen nicht durch größere Kraft, sondern durch Deutschlands eigne innere Zerrüttung, durch den Mangel einer starken und wirksamen Schutzwehr. Es gilt, die Ufer unseres Nationalthums abzdämmen, wieder gut zu machen, so weit es möglich, was die Vergangenheit verschuldet. Und nur um das zu bewahren, was uns noch geblieben, bedarf es nicht dazu schon unserer ganzen vereinten Kraft? Ist es denn in der That zu viel dieser unsrer vereinten Macht und Stärke, um den gewaltigen Nachbarn in Ost und West zu widerstehen, um zu verhindern, daß ihre zahllosen Heerschaaren sich ergießen über Deutschland, es unterjochen und knechten? Wenn Deutschland schon so schlimm gefahren ist im 17. und 18. und noch im Anfang dieses Jahrhunderts, wo es doch nur meistens mit Frankreich allein zu thun hatte, wie würde es erst fahren heute, wenn es mit Frankreich und Rußland zu kämpfen hätte, die heute überdies ganz andere Mächte sind, als sie vor 100 Jahren waren? Denn Frankreich allein ist heute in militairischer und finanzieller Hinsicht mindestens dreimal so stark, als es vor nur 100 Jahren war; und wo war Rußland im 16. und 17. und noch 18. Jahrhundert? Was in der That war es noch vor hundert Jahren im Vergleich zu dem, was es heute ist? Und hier, in dieser Antwort liegt auch eine Antwort auf Diejenigen, die wohl mit hoher und selbstgefälliger Staats-

Flugheit das „Gespenst der Russenfurcht“ verächtlich bespötteln, und wähen, oder vorgeben zu wähen, daß es nur einer leichten Handbewegung von Seiten Deutschlands bedürfe, um diese Barbaren von Russen über den Ural zu werfen, sollten sie sich einfallen lassen, in Deutschland „einzufallen.“ Wahrhaftig, diese Politiker sind überflüg, falls ihre Zuversicht nicht eben in dem stillen Wunsche beruht, daß Rußland wieder herrsche in Deutschland, wie es geherrscht hat von 1815 bis 1848. Denn wenn Rußland heute so viel stärker und mächtiger ist, als es vor hundert Jahren war, um wie viel stärker und mächtiger wird es in wieder hundert, in fünfzig, fünf und zwanzig Jahren sein? So haben sich die beiden großen Reiche im Osten und Westen fortwährend und insbesondere in den letzten fünfzig Jahren centralisirt und ihre Militairmacht verdoppelt und verdreifacht: Deutschland allein bleibt gespalten, zerstückelt, zerrissen. Freilich ist auch seine innere Wehrkraft erheblich gestiegen: allein einerseits ist unter obwaltenden Umständen deren Wirksamkeit gelähmt und andererseits würde sie selbst unter günstigsten Verhältnissen der Zahl nach immer nur halb so groß sein, wie diejenige des Feindes. Höher und höher steigt also mit jedem Jahre, fast mit jedem Tage und mit jeder Stunde die Fluth im Ost und West, und was hindert sie, daß in gegebenem Momente sie sich ergieße über Deutschland von hier und dort, es verwüste, verschlamme, verschlinge? Ist es der Bundestag, der sie hindern wird? Keinen natürlichen Damm hat Deutschland ihr entgegenzusetzen — nur den einzigen, den alleinigen Damm seiner Einheit. Das wäre freilich der allernatürlichste, allein dieser kann nicht aufgerichtet werden durch die Unnatur der jetzigen Verhältnisse. Seit Jahrhunderten ist Deutschland zusammengeschrumpft: wie lange wird es noch dauern, und Elsaß und Lothringen werden französisirt, die baltischen Provinzen russifizirt, Holstein und Schleswig danisirt sein? Holstein, dieser Leackoon Deutschlands, der sich vergeblich des tödtlichen Druckes zu erwehren, dem drohenden Schicksal zu entziehen sucht; der im verzweifelnden Ringen die Hände ausstreckt um Hilfe, und mit brechendem Auge, mit sinkender Stimme die Männer von Troja ansieht um Rettung, vergeblich sie ansieht! So weicht auf allen Seiten das deutsche Element immer weiter zurück, die fremden Elemente dringen immer weiter voran; ein Stück nach dem andern fällt ab vom Rumpfe und dieser wird natürlich in gleichem Maße schwächer, kraft- und machtloser, unfähiger zum Widerstand und zum Schuß. Was wird von Deutschland noch übrig sein, früher oder später, wenn es also fortgeht, also zurückgeht mit ihm?

Noch ist es Zeit, das Verhängniß von uns abzuwenden — aber auch die höchste Zeit: nach hundert, nach funfzig, nach zwanzig Jahren wird es vielleicht auf immer zu spät sein.

Diesem Schicksal vorzukehren, das ist Deutschlands erster und höchster Beruf.

Aber ferner. Lege ein jeder Deutsche, welchen Standes und welcher Heimath er sei, die Hand auf das Herz und frage sich, ob es nicht wahrhaft himmelschreiend ist, daß eine Nation, die in Europa allein fünfzig Millionen Seelen zählt, und daher, wie sie die älteste, so auch numerisch die erste Europas ist, und die überdies in geistiger und physischer Hinsicht Alles in Allem wie keine andere Nation der Erde die Elemente der Kraft und der Größe besitzt, so einflußlos und machtlos ist in der Geschichte Europas und der Geschichte der Menschheit? Oder beschränken wir uns nur auf das eigentliche Deutschland, das allein zu einer politischen Einheit befähigt und berufen ist, so zählt dasselbe immer noch 35 Millionen Menschen, die den Stamm und Kern der germanischen Race, der germanischen Cultur und der germanischen Welt bilden. Warum sollen diese nicht gelten, was sie gelten können? Warum sollen diese köstlichen Elemente der Kraft und der Größe verkümmern und verkommen, sich abstumpfen und lähmen, sich erschöpfen im fruchtlosen inneren Streite? Sollen wir, die wir diese 35 Millionen bilden, immer müßige und unnütze Zuschauer bleiben auf dem großen Theater der Welt, auf dem durch die Jahrhunderte fort die Schicksale der Völker und die Geschehnisse der Menschheit sich spielen, wo möglicher Weise dereinst, früher oder später, um uns gespielt wird, um uns gespielt, weil wir, die wir doch berufen sind, selber eine Hauptrolle zu spielen, nicht verstanden, über kleinliche Verschiedenheiten der Meinungen und Neigungen in Bezug auf unsere innere Beziehungen zu einander freien und klaren Blickes und hochherzigen Sinnes uns zu erheben, weil wir nicht wußten, uns zu befreien aus der Gefangenschaft unserer Vorurtheile, uns zu erlösen aus der Knechtschaft unserer Eigenküren? Mögen wir doch nimmer vergessen, o, mögen wir mehr und mehr inne werden, daß heute mehr als jemals, daß von nun an auf immer unser Schicksal dasselbe ist und nur sein kann, dasselbe in Wohl und Wehe, dasselbe zum Guten oder zum Bösen, daß wir nur gemeinsam steigen und nur gemeinsam fallen können, daß die Wohlfahrt der Einen die Wohlfahrt der Andern, die Ehre der Einen die Ehre der Andern ist: und daß, sollte ein Grab uns beschieden sein — ein Grab, das wir uns nur selber würden bereitet haben — wir

gemeinsam hinabsteigen müssen, und die Scholle, die es bedeckt, die Scholle Deutschlands, Deutschland selber ist.

Und wenn wir die Einheit Deutschlands erstreben, so handelt es sich doch im Grunde nur um die Wiedereinsetzung Deutschlands in den vorigen Stand — in den Stand eines Staates mit einem Haupte — was Deutschland gewesen ist seit Carl dem Großen bis zum Jahre der Gnade 1815, mehr als tausend Jahre. Und dieses Haupt kann heute nur Preußen sein. Und in der That, wäre Deutschland ein Wahl-Kaiserreich geblieben, ist es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß in neuerer Zeit die Wahl auf das Preussische Regentehaus gefallen wäre, ebenso gut wie auf das Oesterreichische? Und selbst, daß diese Würde inzwischen erblich an Preußen übergegangen wäre? Hätte nicht Friedrich II. schon Kaiser sein können, gewählter Kaiser von Deutschland? Er wies die Kaiserkrone zurück, als sie ihm angeboten ward. Und gewiß war es weise, daß er das that. Die Kaiserkrone war damals nicht werth, daß er um sie den Staat vernachlässigte, den er geschaffen hatte, und der noch der innern Festigung, Kräftigung, Bervollkommnung bedurfte. Denn hätte er seine Pflichten als Haupt des Reiches von ganzem Herzen und mit ganzer Seele erfüllen wollen, was er ohne Zweifel gewollt und gethan haben würde, so hätte er darüber seinen eigenen Staat zurücksetzen und vernachlässigen müssen, hätte nur in zweiter Linie ihm seine Sorge zuwenden können, und zuwenden dürfen. Aber dieser Grund waltet heute nicht mehr ob. Denn die Interessen Preußens und des übrigen Deutschlands sind heute dieselben, dieselben in jeglicher Beziehung, in der äußern wie innern Politik, auf allen Gebieten des geistigen und sittlichen und physischen Lebens.

So gilt es denn, das zerrüttete Erbe unserer Väter wieder in Ordnung, unser theures Vaterland, unser Deutschland wieder zu Macht und Ehren zu bringen: nicht nur die deutsche Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern, sondern auch durch die vereinte Kraft und Tiefe und Universalität des deutschen Geistes einerseits, und durch die Entfaltung und Verwendung unserer vereinten materiellen Macht andererseits, einzuwirken auf die Geschichte Europas und die Geschichte der Welt. Dieses Letztere aber wird vorzugsweise dadurch bewirkt werden, daß das deutsche Element überall, in allen Ländern und Zonen der Erde, am Mutterlande eine kraftvolle und wirksame Stütze, eine immer bereite, nimmer fehlende Hülfe und Schutzwehr finde, also, daß, wo immer deutscher Schweiß die Furchen der Erde benetzt und deutsche Zunge

erklingt, die deutsche Arbeit geehrt, der deutsche Name geachtet sei; also auch, daß nach Jahrhunderten und Jahrtausenden noch, so Gott will, die Völkerschaften, die alsdann alle jene weiten Regionen der Erde jenseit der Meere und die heute zum Theil noch unbewohnt und selbst unerforscht vom Menschen sind, bewohnen werden, in Sprache und Sitte, in Charakter und Sinn, in Wissenschaft und Kunst, in ihrem gesellschaftlichen und häuslichen Leben, ein Zeugniß ablegen, ein lebendiges, sichtbares, sprechendes Zeugniß, daß es noch keine entartete, verfallene, abgestorbene Race war, die einst ihre Söhne Jahr aus Jahr ein zu Tausenden und aber Tausenden dorthin entsendet hatte.

Und sollten wir darum, um dieser großen, dieser herrlichen, dieser erhabenen Ziele willen nicht alle untergeordneteren Meinungsverschiedenheiten willig fallen lassen, alle individuellen Vorneigungen und Wünsche, so weit es nöthig, gern und freudig opfern, über ihnen die Hand uns reichen, wir, die wir doch Brüder sind, zum Bruderbund? Gewiß, eine Meinung aufzugeben oder einem Wunsche zu entsagen, ist sehr oft ein Opfer, sofern sie, sei es auf ehrlichen und gewissenhaften Ueberzeugungen, sei es auf an sich gerechtfertigten und achtungswerthen Sympathien beruhen: aber ohne Entsamung und Selbstverleugnung ist nimmer Großes zu vollbringen, am wenigsten im Leben der Völker und den Schicksalen der Staaten. Und gerade hier in dieser großen Frage der deutschen Einigung beruhen diese Verschiedenheiten in den individuellen Meinungen und Vorneigungen doch weit weniger auf wirklichen und wesentlichen Unterschieden, als auf Formen der Einbildung und der Macht der Gewohnheit. Daß das in Wahrheit der Fall ist, das wird freilich Vielen von Denen, die heute noch in redlicher Ueberzeugung einer einheitlichen Gestaltung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaates abgeneigt sind, erst offenbar werden, nachdem diese Einheit sich bewerkstelligt und einigermaßen, um so zu sagen, sich eingelebt hat. Darum aber würden auch wenige Jahrzehnde der factischen Existenz hinreichen, um die letzte dieser Klagen verstummen, die letzte dieser Stimmen verhallen zu lassen.

Doch das deutsche Volk in seiner großen, in seiner überwiegenden Mehrheit hat heute glücklicher Weise diesen Sonderstandpunkt ziemlich überwunden und überwindet ihn mehr von einem Tage zum andern. Ja, wir Alle fühlen und wissen heute, wir Alle und jeder Einzelne, sei seine engere Heimath am Neckar und Rhein, oder an der Elbe und Weichsel, am Strande des Meeres oder am Fuße der Alpen, wir Alle fühlen und wissen heute, wir Alle sind heute durchdrungen von dem

Bewußtsein, daß unsre Eintracht unsre Macht, unsre Zwietracht unsre Ohnmacht ist; wir Alle wissen auch, daß es in unsrer Hand liegt und von uns selber nur abhängt, ob wir eintrachtsvoll und darum mächtig, zwietrachtsvoll und darum ohnmächtig seien: wir Alle, die weithin Meisten von uns, sind auch zu der Erkenntniß gelangt, daß Eintracht und Macht nur möglich sind in der Einheit.

In der Einheit des politischen Organismus.

Das ist eine moralische Thatsache.

Und vor der Hoheit und Größe und Herrlichkeit dieser Thatsache schwinden alle anderen Rücksichten, fallen alle kleinlichen Widersprüche in den Staub.

Wir sind eine Nation. Wir sind sie, vielleicht zum ersten Male in der Geschichte, moralisch. Darum sind wir reif, sie thatsächlich, sie politisch zu sein.

Und wir harren der Erfüllung. Wir wünschen und sehnen die Erfüllung herbei.

Und dennoch, so nahe dem Ziele, sind wir so weit noch davon entfernt — vielleicht nur scheinbar entfernt.

Sa, wir stehen wie auf Libanon's Höhen: wir sehen hinter uns das Verderben, vor uns die Rettung; hinter uns die Wüste, vor uns das Land der Verheißung, das Canaan unsrer Sehnsucht, unsrer Hoffnungen, unsrer Wünsche: und dennoch zweifeln, zögern, zaudern wir!

Sonderbarer Gegensatz der menschlichen Natur: auf dieser Grenzscheide, zwischen hier und dort, da stehen wir, unentschlossen, rathlos, thatlos!

Was hält uns zurück?

Ist es die Kühnheit des Entschlusses, die uns lähmt, die Größe und weltgeschichtliche Bedeutung und Tragweite der That, die uns erschrecken, der hehre Glanz des neuen Vaterlandes, der uns blendet?

Nein.

Wir harren des Führers.

Wird er, wird unser Josua nicht kommen, auf daß er hinab vom Libanon über den Jordan, den heiligen Fluß, uns einführe in das verheißene Land, und, aus der Hand der Geschichte das Banner der Einheit empfangend, für alle Zeiten triumphirend es aufpflanze in Zion, der festen und sicheren Burg unsrer nationalen Freiheit, und Ehre, und Größe, und Macht? . . .

